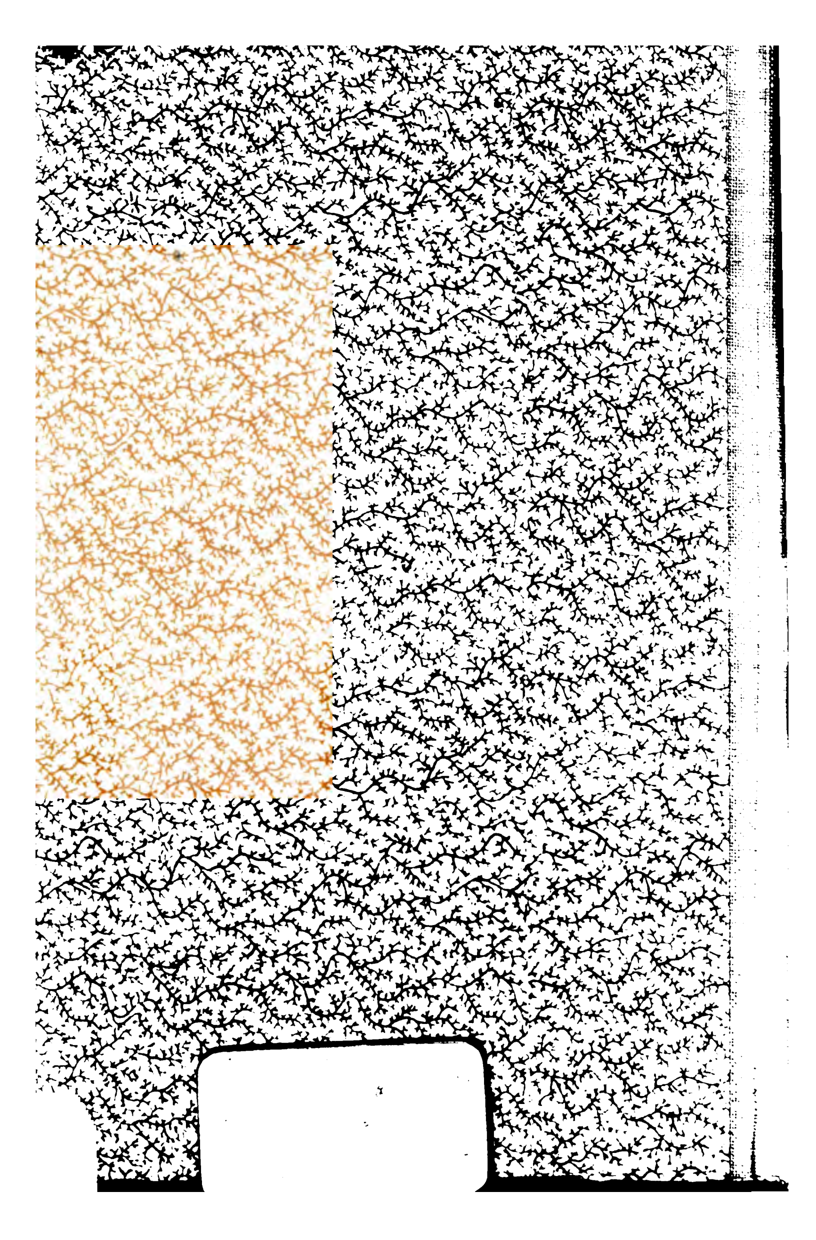
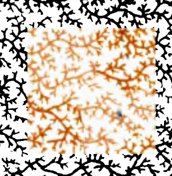
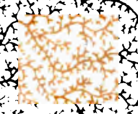
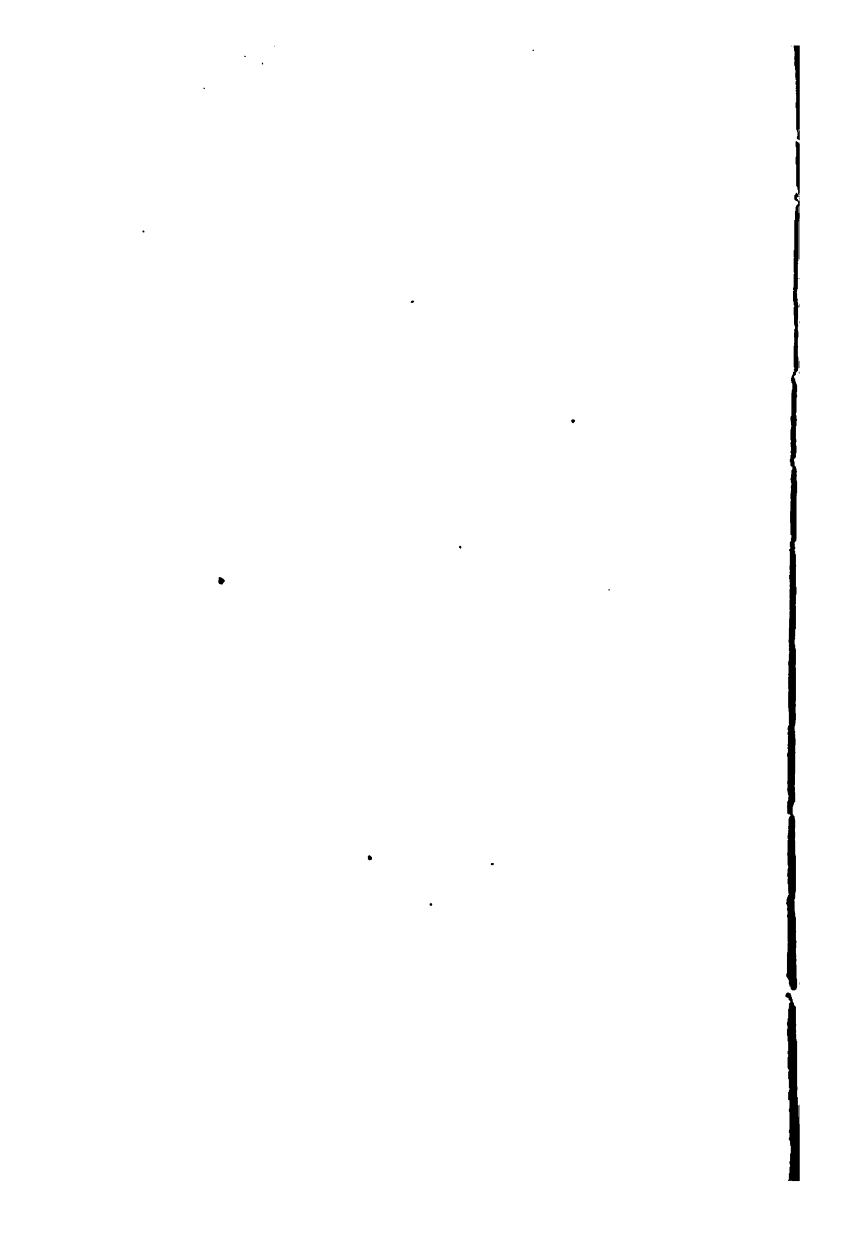

NYPL RESEARCH LIB
3 3433 0703

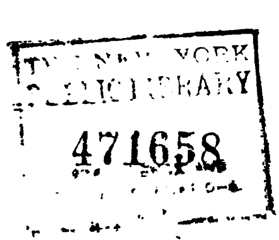











471658

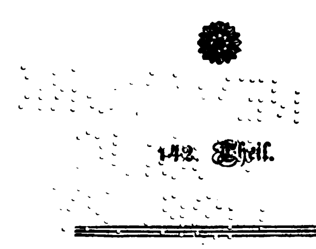


Schriften.

Deutsch

von

Wilhelm Ludwig Wesché.



142. Theil.

Leipzig, 1850.
Verlag von Chr. E. Kollmann.
Wien,
bei Wittenbecher, Siegel und Kollmann.
Wallnerstraße Nr. 263.

Reisebilder

aus

Sicilien und Kalabrien.

Von

Alexander Dumas.

Aus dem Französischen

von

F. Heine.

Dritter Band.

Leipzig, 1850.
Verlag von Christian Ernst Kollmann.
Wien,
bei Wittenbecher, Siegel und Kollmann.
Wallnerstraße Nr. [illegible].

Reisebilder

aus

Sicilien und Kalabrien.

Dritter Band.

I.

Palermo felice.

Anblick von Palermo. — Il mercurio galante. — Das Hotel zu den vier Cantonen. — Landsleute. — Palermitanische Toleranz. — Der Corso. — Die hohe Aristokratie von Sicilien: Butera, Cattolica, Paterno, Villa-Franca. — Neapolitanische Politik. — Der Graf von Syrakus. — Der Unabweisbare.

Palermo ist weit mehr vom Himmel begünstigt worden, als das arme Girgenti, denn heute noch verdient es den Beinamen, den man ihm vor zwanzig Jahrhunderten gegeben, heute, wie vor zwanzig Jahrhunderten ist es das glückliche Palermo, und wird es bleiben, so lange es stehen wird.

In der That, giebt es irgend eine Stadt, die alle Bedingungen zum Glücke in sich vereint, so ist es diese sorglose Tochter der Phönizier, die schon die Alten in der Ge-

stalt eines schönen Weibes, wie Venus in einer goldenen Muschel sitzend, darstellten. Palermo ist in einem Winkel zwischen dem Monte Pellegrino, der es vor der Tramontana schützt, und der Gebirgskette della Bagheria erbaut, die wiederum den Sirocco abhält; es liegt an einen Golf, der nur den von Neapel zum Nebenbuhler hat; ein immergrüner Gürtel von Orangen, Citronen, Granatbäumen, Myrthen, Aloes, Rosenlorbeern umgiebt es, versieht es mit Schatten und haucht seine würzigen Düfte darüber hin. Jede der verschiedenen Nationen, die es der Reihe nach beherrschten, hat ihm ein Geschenk hinterlassen: Die Sarazenen ihre Schlösser und Paläste, die Normannen ihre Kirchen, die Spanier ihre Serenaden; es ist poetisch wie eine Sultane, graziös wie eine Französin und verliebt wie eine Andalusierin. Seine Glückseligkeit stammt von den Göttern, Menschen vermögen sie nicht zu vernichten!

Liebe ist die Hauptbeschäftigung der Palermitaner; überall anderswo lebt man, arbeitet man, denkt man, handelt, spekulirt, disputirt streitet man — in Palermo liebt man. Die üppige Stadt bedurfte eines himmlischen Beschützers, denn nicht immer denkt man an Gott, man muß ja wohl einen Bevollmächtigten da droben haben, der bisweilen die Verpflichtung hat für uns zu denken; aber nicht einen finstern, brummigen, strengen, runzligen, unangenehmen Heiligen wählte Palermo; nein, es erkohr sich eine schöne, junge, nachsichtsvolle Jungfrau, eine holde Blume dieser Erde, einen Stern im Himmel zur Schutzpatronin. Und weßhalb? Weil ein Weib, so fromm, so keusch und rein es

auch sein möge, immerhin ein wenig von der Magdalenen-natur beibehält, weil ein Weib, auch wenn es als Jung-frau gestorben, doch die Liebe begriffen hat, weil es end-lich ein Weib war, zu dem der Herr sprach: Ihr wird viel vergeben werden, denn sie hat viel geliebt!"

Man wird es daher begreiflich finden, daß wir, ermüdet von einer anstrengenden Reise, durch wüste, von der Son-ne verbrannte, von Strömen und Erdbeben zerissene Ge-genden, ohne Schatten, um am Tage auszuruhen, ohne Her-bergen für die kalten Nächte, vor Freude laut aufjauchz-ten, als wir Palermo zu unsern Füßen am Rande des Golfs gelagert sahen, sich im azurblauen Meer spiegelnd, wie Cleopatra in den Fluthen des Cyrenaikus. Palermo ist ein wirkliches Ziel; es ist der Frühling nach dem Winter, die Ruhe nach der Anstrengung, der Tag nach der Nacht, der kühlende Schatten nach sengendem Sonnenbrand, die Oasis nach der Wüste. Wir vergaßen unsere harttraben-den Maulthiere, die Flüsse mit ihren tausend-Windungen, wir vergaßen jene schauderhaften Herbergen, deren gering-ste Leiden noch Hunger und Durst sind, jene Schluchten, in denen man bei jeder Krümmung, hinter jedem Felsen-vorsprung einen schußfertigen Banditen erwarten muß, Al-les vergaßen wir beim Anblick des feenhaften Palermo.

Als wir von der Höhe herab waren, zog sich unser Pfad zwischen riesenhaftem Schilfrohr und dem Meere da-hin; der Hafen war voll ankernder Schiffe, unzählige kleine Segelboote tummelten sich auf dem Golfe umher; schon eine Stunde vor der Stadt begannen die mit üp-pigen Weinpflanzungen umgebenen, von schlanken Pappeln

Reisebilder

aus

Sicilien und Kalabrien.

Dritter Band.

I.

Palermo felice.

Anblick von Palermo. — Il mercurio galante. — Das Hotel zu den vier Cantonen. — Landsleute. — Palermitanische Toleranz. — Der Corso. — Die hohe Aristokratie von Sicilien: Butera, Cattolica, Paterno, Villa-Franca. — Neapolitanische Politik. — Der Graf von Syrakus. — Der Unabweisbare.

Palermo ist weit mehr vom Himmel begünstigt worden, als das arme Girgenti, denn heute noch verdient es den Beinamen, den man ihm vor zwanzig Jahrhunderten gegeben, heute, wie vor zwanzig Jahrhunderten ist es das glückliche Palermo, und wird es bleiben, so lange es stehen wird.

In der That, giebt es irgend eine Stadt, die alle Bedingungen zum Glücke in sich vereint, so ist es diese sorglose Tochter der Phönizier, die schon die Alten in der Ge-

stalt eines schönen Weibes, wie Venus in einer goldenen Muschel sitzend, darstellten. Palermo ist in einem Winkel zwischen dem Monte Pellegrino, der es vor der Tramontana schützt, und der Gebirgskette della Bagheria erbaut, die wiederum den Sirocco abhält; es liegt an einen Golf, der nur den von Neapel zum Nebenbuhler hat; ein immergrüner Gürtel von Orangen, Citronen, Granatbäumen, Myrthen, Aloes, Rosenlorbeern umgiebt es, versieht es mit Schatten und haucht seine würzigen Düfte darüber hin. Jede der verschiedenen Nationen, die es der Reihe nach beherrschten, hat ihm ein Geschenk hinterlassen: Die Sarazenen ihre Schlösser und Paläste, die Normannen ihre Kirchen, die Spanier ihre Serenaden; es ist poetisch wie eine Sultane, graziös wie eine Französin und verliebt wie eine Andalusierin. Seine Glückseligkeit stammt von den Göttern, Menschen vermögen sie nicht zu vernichten!

Liebe ist die Hauptbeschäftigung der Palermitaner; überall anderswo lebt man, arbeitet man, denkt man, handelt, spekulirt, disputirt streitet man — in Palermo liebt man. Die üppige Stadt bedurfte eines himmlischen Beschützers, denn nicht immer denkt man an Gott, man muß ja wohl einen Bevollmächtigten da droben haben, der bisweilen die Verpflichtung hat für uns zu denken; aber nicht einen finstern, brummigen, strengen, runzligen, unangenehmen Heiligen wählte Palermo; nein, es erkohr sich eine schöne, junge, nachsichtsvolle Jungfrau, eine holde Blume dieser Erde, einen Stern im Himmel zur Schutzpatronin. Und weßhalb? Weil ein Weib, so fromm, so keusch und rein es

auch sein möge, immerhin ein wenig von der Magdalenen-natur beibehält, weil ein Weib, auch wenn es als Jungfrau gestorben, doch die Liebe begriffen hat, weil es endlich ein Weib war, zu dem der Herr sprach: Ihr wird viel vergeben werden, denn sie hat viel geliebt!"

Man wird es daher begreiflich finden, daß wir, ermüdet von einer anstrengenden Reise, durch wüste, von der Sonne verbrannte, von Strömen und Erdbeben zerissene Gegenden, ohne Schatten, um am Tage auszuruhen, ohne Herbergen für die kalten Nächte, vor Freude laut aufjauchzten, als wir Palermo zu unsern Füßen am Rande des Golfs gelagert sahen, sich im azurblauen Meer spiegelnd, wie Cleopatra in den Fluthen des Cyrenaikus. Palermo ist ein wirkliches Ziel; es ist der Frühling nach dem Winter, die Ruhe nach der Anstrengung, der Tag nach der Nacht, der kühlende Schatten nach sengendem Sonnenbrand, die Oasis nach der Wüste. Wir vergaßen unsere harttrabenden Maulthiere, die Flüsse mit ihren tausend-Windungen, wir vergaßen jene schauderhaften Herbergen, deren geringste Leiden noch Hunger und Durst sind, jene Schluchten, in denen man bei jeder Krümmung, hinter jedem Felsenvorsprung einen schußfertigen Banditen erwarten muß, Alles vergaßen wir beim Anblick des feenhaften Palermo.

Als wir von der Höhe herab waren, zog sich unser Pfad zwischen riesenhaftem Schilfrohr und dem Meere dahin; der Hafen war voll ankernder Schiffe, unzählige kleine Segelboote tummelten sich auf dem Golfe umher; schon eine Stunde vor der Stadt begannen die mit üppigen Weinpflanzungen umgebenen, von schlanken Pappeln

beschatteten Villas und Landsitze der Großen, und alles hatte einen heiteren, lachenden Anstrich; ganz natürlich, wir kamen ja eben recht zum Feste der heiligen Rosalie.

Je näher wir der Stadt kamen, je mehr beschleunigten wir unseren Marsch; Palermo zog uns an, wie jener Magnetberg in Tausend und einer Nacht die Schiffe anzieht. Die Dome, die Thürme, Kuppeln, die es uns von Weitem gezeigt, versanken allmählig, die Vorstadt nahm uns freundlich auf. Wir ritten über eine Art von Promenade am Ufer des Meeres und dann durch ein schönes Thor von normännischer Bauart. Die Schildwache begrüßte uns, statt uns anzuhalten, als wollte sie uns zu verstehen geben, daß wir willkommene Gäste wären.

Mitten auf der Piazza della Marina trat uns ein Manne geradezu in den Weg.

„Die Herren sind Franzosen?“ redete er uns an, höflich den Hut ziehend.

„Zu dienen, mein Herr, mitten in Frankreich geboren,“ sagte ich.

„Bitte, meine Herren, ich bin es im Gegentheil, der die Ehre hat vorzugsweise die jungen Herren Ihrer Nation zu bedienen, wenn sie nach Palermo kommen.“

„Obgleich wir leider nicht mehr so glücklich sind, zu den Jüngsten zu gehören, wie Sie selbst sehen können, so erlaube ich mir doch die Frage, worin Sie ihnen zu dienen pflegen?“

„In allen möglichen Dingen, Eccellenza.“

„Element noch einmal! dann sind Sie ein kostbarer Mann. — Und wie heißen Sie, wenn man fragen darf?“

„Ich habe verschiedene Namen, Eccellenza; gewöhnlich nennt man mich aber il Signor Mercurio.“

„Aha! verstehe. Danke schönstens.“

„Hier sind die Atteste der letzten Franzosen, die ich bedient habe; Sie können sich überzeugen, Eccellenza, daß sie im höchsten Grade mit meinen Diensten zufrieden waren.“

Ich warf einen flüchtigen Blick auf das halbe Dutzend höchst umständlicher und höchst indiscreter Certificate, die der Signor Mercurio meinen erkenntlichen Landsleuten verdankte und — hatte genug. Lächelnd reichte ich sie Jadin hin, der sie ebenfalls nur überflog.

„Die Herren sehen, daß meine Papiere vollkommen in Ordnung sind.“

„Ja wohl, mein Freund; leider aber können wir von Ihren Diensten keinen Gebrauch machen.“

„O doch, Eccellenza, ich bin immer zu gebrauchen; ist es nicht dazu, so ist es zu etwas Anderem; sind Sie reich, so werde ich Ihnen Anleitung geben, Ihr Geld auf angenehme Weise zu verthun; haben Sie nicht viel, so werde ich Ihnen Sparsamkeit in Palermo lehren; sind Sie Künstler, so werde ich Ihnen alle Gemälde und Kunstwerke zeigen; sind Sie Leute von Welt, so werde ich Sie mit allen Arrangements der feinen Welt bekannt machen, kurz, ich bin Alles, Eccellenza: Cicerone, Kammerdiener, Antiquar, Kaufmann, Historiker — und vor allen Dingen —“

„Ruffiano,“ unterbrach ihn Jadin.*)

*) So viel wie Kuppler.

„Si Signore,“ antwortete der Kerl mit einer unverschämten Selbstzufriedenheit, die nicht zu beschreiben ist.

„Und befinden Sie Sich wohl bei Ihrem Metier?“

„Ob ich mich wohl befinde! — Ich bin der glücklichste Kerl auf der ganzen weiten Erde.“

„Teufel! das ist angenehm für die ehrlichen Leute!“ flüsterte mir Jadin französisch zu.

„Was sagt Ihr Freund, Eccellenza?“

„Er meint, die Tugend belohne sich stets selbst am schönsten. Aber, Pardon, guter Freund; um von Geschäften zu reden ist die Sonnenhitze doch hier ein wenig zu stark; wir kommen eben an, wie Sie sahen, sind ermüdet und sehnen uns nach Ruhe — Adio!“

„Die Herren werden doch wohl im Hotel zu den vier Cantonen absteigen?“

„Möglich.“

„Dann werde ich die Ehre haben, Ihnen daselbst mein ergebenstes Compliment zu machen.“

„Danke, danke, bester Freund; es ist wirklich nicht nöthig.“

„Erlauben Eccellenza, das wäre ein Verstoß gegen meine Pflicht, und zudem, ich liebe alle Franzosen bis zur Leidenschaft.“

„Sehr schmeichelhaft für unsere Nation.“

„Ich werde mich also einstellen.“

„Machen Sie was Sie wollen, Signor Mercurio, aber ich sage Ihnen zum Voraus, daß Sie aller Wahrscheinlichkeit nach Ihre Zeit umsonst verschwenden werden.“

„Das ist meine Sache, Eccellenza.“

„Adio, Signor Mercurio.“

„Auf Wiedersehen, Eccellenza.“

„Unverschämte Kanaille!“ murmelte Jadin in den Bart.

Wir setzten unsern Weg nach dem Hotel zu den vier Cantonen fort. In allen Straßen dasselbe festliche Ansehen; Fahnen weheten zu allen Fenstern heraus; lange Streifen bunter Stoffe, die kostbarsten Teppiche hingen von den Balcons herab; von einem Ende der Straße bis zum andern reiheten sich hölzerne Portiken, Pyramiden, Triumphbögen, mit den schönsten Blumen bedeckt aneinander. Salvadore führte uns auf einem Umwege am erzbischöflichen Palaste vorbei; dort sahen nur ganz von weitem wir eine ungeheure, vielleicht siebenzig Fuß hohe Maschine, etwa von der Art wie die Porzellainpyramiden zum Serviren von Zuckerwerk bei Tafelaufsätzen; sie schien über und über in hellblauen Atlas mit silbernen Franzen und Quasten drapirt; ganz oben auf stand eine weibliche Figur mit einem Kruzifix in der Hand, von vielen kleinen Engeln umgeben. Es war der Triumphwagen der heiligen Rosalie.

Wir fanden das Hotel mit Fremden angefüllt. Durch Salvadores Protektion gelang es uns aber noch, zwei kleine Zimmerchen zu erlangen, die, wie der Wirth sagte, eigentlich für Engländer bestimmt waren, die sie von Messina aus bestellt hatten und heute noch kommen sollten; vielleicht nur ein Vorwand, um uns den dreifachen Preis dafür zahlen zu lassen. Gleichviel, wir schätzten uns immer noch glücklich, doch wenigstens ein Unterkommen erlangt zu haben.

Salvadore ward mit reichlichem Lohn abgefertigt und

ich stellte ihm auf sein bescheidenes Ansuchen noch ein glänzendes Testimonium über seine Ehrlichkeit und die Geschicklichkeit aus, mit der er uns durch den Paß Mezzojuso gebracht hatte. Es versteht sich von selbst, daß wir das Testimonium überdies noch mit einer buona mano versilberten.

Wir befrugen den Wirth über die Verwendung des heutigen Tages und erfuhren von ihm, daß wir bis fünf Uhr Abends nichts Besseres thun könnten, als ein Bad zu nehmen, dann gehörig auszuschlafen, und eben so zu speisen, indem uns noch ein strapaziöser Abend bevorstand: um fünf Uhr allgemeine Promenade auf der Marine; um acht Uhr Feuerwerk; dann Ball und Illumiation der Flora und um Mitternacht großer Corso.

Um vier Uhr wurden wir zur Table d'hôte gerufen; wir fanden sie mit einer Musterkarte von fast allen Nationen der Welt besetzt: Spanier und Engländer, Deutsche und Polen, Russen und Wallachen, Türken und Griechen. Natürlich hielten wir uns an unsere Landsleute, und zwar um so mehr, als wir gute Bekannte in ihnen trafen: den Baron S.... und den Vicomte R....., beides ächte Pariser, junge, elegante, liebenswürdige und geistreiche Leute.

Sie waren schon über acht Tage in Palermo, und da wir Franzosen, närrisch genug, behaupten, nach achttägigem Aufenthalt eine Stadt eben so genau kennen zu wollen, als ob wir sie zeitlebens bewohnt hätten, so konnte ihre Begegnung unter solchen Umständen für ein wahrhaftes Glück gelten. Sie versprachen uns noch vor Schlafengehen au courant mit allen palermitanischen Ueblichkeiten

zu setzen. Wir erzählten ihnen unser Zusammentreffen mit Signor Mercurio und frugen sie, ob sie den Patron kennten; sie gestanden ohne Scheu, daß sie auf sehr vertraulichem Fuß mit ihm stünden, tadelten uns sehr, ihn so glatt abgewiesen zu haben und versicherten, daß seine nähere Bekanntschaft höchst interessant sei, wäre es auch nur, um ihn als eine Merkwürdigkeit zu studieren; wir möchten uns aber keine Sorge deshalb machen, er werde uns schon noch Gelegenheit dazu geben.

Nach eingenommener vortrefflicher Mahlzeit ward uns gemeldet, daß unser Wagen bereit sei; da unsere Landsleute ihren eigenen hatten und wir uns nicht ganz trennen wollten, so entpaarten wir uns; Jadin fuhr mit dem Vicomte, und der Baron S .... stieg mit in meinen Wagen.

Unterwegs erzählte mir S .... ein erotisches Geschichtchen, das er vor drei Tagen erlebt haben wollte und das, wenn es wahr ist, einen Begriff von der ultraliberalen ehlichen Toleranz der Palermitaner giebt. Ich erzähle es wieder wie ich es gehört, verwahre mich aber, der preißwürdigen Stadt Palermo vis-à-vis vor jeder Verantwortlichkeit im Punkte der Wahrheit.

Baron S .... ist passionirter Philosoph und Beobachter; der Zweck seiner Reisen ist besonders das Studium der Sitten derjenigen Völker, die er mit seinem Besuche beehrt. Daß diese Studien die weibliche Hälfte der diversen Bevölkerungen etwas spezieller betrafen als die männliche, kann ihm nicht zum Verbrechen gemacht werden.

Wie man denken kann, hatte der lebenslustige Baron seinen Reisezweck sogleich nach seiner Ankunft in Palermo

um so eifriger ins Auge gefaßt, als sich ihm hier ein reiches und zumal dankbares Feld darbot. Signor Mercurio, der Unvermeidliche, der mit den geheimsten Schlangenwindungen jenes Studiums vertraute Spitzbube, war ihm natürlich ein kostbarer Fund, und er hatte daher sofort Beschlag auf ihn gelegt.

Baron S . . . . . hatte seine Studien in der höhern Sphäre der Gesellschaft begonnen und war von da, des pikanten Contrastes wegen, sogleich zur unteren Volksschicht übergesprungen; in beiden Sphären hatte er in aller Schnelligkeit so merkwürdige Dokumente eingesammelt, daß er, um dieselben möglichst zu vervollständigen, Signor Mercurio ersuchte, ihm doch auch ein Hinterthürchen bei jener Classe zu erschließen, die man in Italien il mezzo ceto nennt. Signor Mercurio sagt ihm, daß nichts auf der Welt leichter sei, und schon am nächsten Tage könne er ihn mit einer niedlichen, schwatzhaften Bürgerin bekannt machen, deren Plaudereien seine cosmopolitischen Studien ungemein bereichern würden. Wie man denken kann, beeilte sich Baron S . . . . . das Anerbieten anzunehmen.

Am folgenden Abend holt Signor Mercurio den Baron ab und führt ihn in ein Gäßchen, vor ein Haus von reinlichem aber bescheidenem Ansehen, dessen bloßer Anblick den Baron schon erkennen läßt, daß Mercurio den richtigen Punkt getroffen habe. Ohne Weiteres will er am Glockenzug ziehen, aber Mercurio hält ihn davon ab und zeigt ihm einen Schlüssel, indem er einen Finger auf den Mund legt, welche Pantomime der Baron sich sofort richtig deutet, daß er nemlich nicht nöthig habe den Thürsteher

oder sonstige Hausdienerschaft in das Geheimniß seiner Studien einzuweihen. Schweigend folgt er seinem Führer, der ihn zwei schmale Treppen hinauf an eine verschlossene Thüre führt, die er in gleicher Weise wie die Straßenthüre öffnet. Sie treten in ein bescheidenes Vorzimmer, und von da in eine Art von Salon, wo Mercurio den Baron nur einige Minuten zu verweilen bittet, und sich dann durch dieselbe Thüre wieder entfernt.

Der Baron, der sich schon öfter in dergleichen Lage befunden haben mag, läßt sich schweigend auf ein kleines Sopha nieder und betrachtet, um sich einstweilen die Zeit zu vertreiben, die Einrichtung des Zimmers. Sie ist nett, hat sogar einen Anstrich von Eleganz, an den Wänden hingen mehre gute Kupferstiche: Guido Reni's Aurora, da Vincis Abendmahl, Guercinos Endymion, Carraggios Bachantin. Außerdem bemerkt er noch zwei, einander gegenüber befindliche Thüren.

Es vergehen zehn Minuten; der Baron fängt an sich zu langweilen, steht auf und nimmt die Kupferstiche näher in Augenschein. Wiederum zehn Minuten — er hat schon zweimal die Spezialbesichtigung wiederholt; erwartungsvoll richtet er seine Blicke bald auf die eine, bald auf die andere Thüre, in der Hoffnung, daß endlich doch eine sich öffnen werde — alles bleibt stumm und still; weder Signor Mercurio noch sonst irgend ein menschliches Wesen läßt sich blicken.

Die halbe Stunde ist schon längst um, seine Geduld zu Ende und er beschließt, ohne weiteres selbst auf Recognoscirung auszugehen; er steht nur noch zweifelhaft, an

welcher Thüre er sein Heil zuerst versuchen solle, als er hinter der einen eine Art von Räuspern vernimmt. Aha! — denkt er — hier wird es sein — und klopft rasch und leise an.

„Herein!" ruft eine Stimme.

Zwar will es dem Baron bedünken, die Stimme habe einen etwas tiefen Klang; aber er hat ja in Italien schon mehrfach die Beobachtung angestellt, daß Männer Sopran- und Altstimmen haben; warum nicht auch einmal ein Frauenzimmer eine Baßstimme? — Entschlossen stößt er demnach die Thüre auf und — befindet sich einem Herrn von etlichen und vierzig Jahren gegenüber, der im Schlafrock an einem Schreibepult sitzt, und Zahlen und Notizen in ein großes Buch einträgt. Der Herr im Schlafrock dreht den Kopf nach der Thüre um, schiebt die Brille auf die Stirn, und sieht den Eintretenden fragend an.

„Verzeihung, mein Herr," beginnt der Baron, nicht wenig erstaunt und verlegen, hier einen Mann zu finden, wo er ein Frauenzimmer verhofft hatte, „es scheint mir, ich habe mich verirrt."

„Das scheint mir auch so, mein Herr," antwortet der Mann im Schlafrock ganz ruhig.

„In diesem Falle, mein Herr, bitte ich tausendmal um Entschuldigung, Sie derangirt zu haben."

„Bitte, bitte, mein Herr; hat gar nichts auf sich."

Beide grüßen sich sehr verbindlich, der Baron zieht sich rückwärts aus dem Zimmer, macht die Thüre wieder zu und beginnt seine Kupferstichinspektion zum dritten oder

vierten Male, äußerst neugierig, was denn endlich daraus werden solle.

Der Baron sieht nach der Uhr — noch fünf Minuten will er warten und sich dann fortmachen wie er gekommen ist; da öffnet sich die zweite Thüre, ein allerliebstes Weibchen von zwanzig bis zweiundzwanzig Jahren, in geschmackvoller Toilette erscheint und invitirt den Baron zum Eintreten.

„Vergebung, meine schöne Dame,“ sagt der Baron leise, „vielleicht wissen Sie nicht, daß Jemand sich in jenem Zimmer befindet?“

„Ja wohl, mein Herr, ich weiß es,“ antwortet die junge Frau, ohne ihre Stimme deßhalb nur im Geringsten zu dämpfen.

„Und darf man wohl fragen, Madame, wer jener Herr ist?“

„Es ist nur mein Mann.“

„Ihr Mann?“

„Ja.“

„Alle Teufel!“

„Genirt Sie das?“

„Ei nun — je nachdem man es nimmt.“

„Wenn Sie es wünschen, will ich ihn bitten noch eine kleine Abendpromenade durch die Stadt zu machen; nur fürchte ich, es wird ihn etwas derangiren, wenn er vielleicht nöthig zu arbeiten hat.“

„Im Grunde, Madame,“ sprach der Baron lächelnd,“ wenn Sie meinen, daß Ihr Herr Gemahl da bleibt, wo er jetzt ist, dann freilich sehe ich nicht ein — “

beschatteten Villas und Landsitze der Großen, und alles hatte einen heiteren, lachenden Anstrich; ganz natürlich, wir kamen ja eben recht zum Feste der heiligen Rosalie.

Je näher wir der Stadt kamen, je mehr beschleunigten wir unseren Marsch; Palermo zog uns an, wie jener Magnetberg in Tausend und einer Nacht die Schiffe anzieht. Die Dome, die Thürme, Kuppeln, die es uns von Weitem gezeigt, versanken allmählig, die Vorstadt nahm uns freundlich auf. Wir ritten über eine Art von Promenade am Ufer des Meeres und dann durch ein schönes Thor von normännischer Bauart. Die Schildwache begrüßte uns, statt uns anzuhalten, als wollte sie uns zu verstehen geben, daß wir willkommene Gäste wären.

Mitten auf der Piazza della Marina trat uns ein Manne geradezu in den Weg.

„Die Herren sind Franzosen?“ redete er uns an, höflich den Hut ziehend.

„Zu dienen, mein Herr, mitten in Frankreich geboren,“ sagte ich.

„Bitte, meine Herren, ich bin es im Gegentheil, der die Ehre hat vorzugsweise die jungen Herren Ihrer Nation zu bedienen, wenn sie nach Palermo kommen.“

„Obgleich wir leider nicht mehr so glücklich sind, zu den Jüngsten zu gehören, wie Sie selbst sehen können, so erlaube ich mir doch die Frage, worin Sie ihnen zu dienen pflegen?“

„In allen möglichen Dingen, Eccellenza.“

„Element noch einmal! dann sind Sie ein kostbarer Mann. — Und wie heißen Sie, wenn man fragen darf?“

„Ich habe verschiedene Namen, Eccellenza; gewöhnlich nennt man mich aber il Signor Mercurio."

„Aha! verstehe. Danke schönstens."

„Hier sind die Atteste der letzten Franzosen, die ich bedient habe; Sie können sich überzeugen, Eccellenza, daß sie im höchsten Grade mit meinen Diensten zufrieden waren."

Ich warf einen flüchtigen Blick auf das halbe Dutzend höchst umständlicher und höchst indiscreter Certificate, die der Signor Mercurio meinen erkenntlichen Landsleuten verdankte und — hatte genug. Lächelnd reichte ich sie Jadin hin, der sie ebenfalls nur überflog.

„Die Herren sehen, daß meine Papiere vollkommen in Ordnung sind."

„Ja wohl, mein Freund; leider aber können wir von Ihren Diensten keinen Gebrauch machen."

„O doch, Eccellenza, ich bin immer zu gebrauchen; ist es nicht dazu, so ist es zu etwas Anderem; sind Sie reich, so werde ich Ihnen Anleitung geben, Ihr Geld auf angenehme Weise zu verthun; haben Sie nicht viel, so werde ich Ihnen Sparsamkeit in Palermo lehren; sind Sie Künstler, so werde ich Ihnen alle Gemälde und Kunstwerke zeigen; sind Sie Leute von Welt, so werde ich Sie mit allen Arrangements der feinen Welt bekannt machen, kurz, ich bin Alles, Eccellenza: Cicerone, Kammerdiener, Antiquar, Kaufmann, Historiker — und vor allen Dingen —"

„Ruffiano," unterbrach ihn Jadin.*)

*) So viel wie Kuppler.

„Si Signore,“ antwortete der Kerl mit einer unverschämten Selbstzufriedenheit, die nicht zu beschreiben ist.

„Und befinden Sie Sich wohl bei Ihrem Metier?“

„Ob ich mich wohl befinde! — Ich bin der glücklichste Kerl auf der ganzen weiten Erde.“

„Teufel! das ist angenehm für die ehrlichen Leute!“ flüsterte mir Jadin französisch zu.

„Was sagt Ihr Freund, Eccellenza?“

„Er meint, die Tugend belohne sich stets selbst am schönsten. Aber, Pardon, guter Freund; um von Geschäften zu reden ist die Sonnenhitze doch hier ein wenig zu stark; wir kommen eben an, wie Sie sahen, sind ermüdet und sehnen uns nach Ruhe — Adio!“

„Die Herren werden doch wohl im Hotel zu den vier Cantonen absteigen?“

„Möglich.“

„Dann werde ich die Ehre haben, Ihnen daselbst mein ergebenstes Compliment zu machen.“

„Danke, danke, bester Freund; es ist wirklich nicht nöthig.“

„Erlauben Eccellenza, das wäre ein Verstoß gegen meine Pflicht, und zudem, ich liebe alle Franzosen bis zur Leidenschaft.“

„Sehr schmeichelhaft für unsere Nation.“

„Ich werde mich also einstellen.“

„Machen Sie was Sie wollen, Signor Mercurio, aber ich sage Ihnen zum Voraus, daß Sie aller Wahrscheinlichkeit nach Ihre Zeit umsonst verschwenden werden.“

„Das ist meine Sache, Eccellenza.“

„Adio, Signor Mercurio.“

„Auf Wiedersehen, Eccellenza.“

„Unverschämte Kanaille!“ murmelte Jadin in den Bart.

Wir setzten unsern Weg nach dem Hotel zu den vier Cantonen fort. In allen Straßen dasselbe festliche Ansehen; Fahnen weheten zu allen Fenstern heraus; lange Streifen bunter Stoffe, die kostbarsten Teppiche hingen von den Balcons herab; von einem Ende der Straße bis zum andern reiheten sich hölzerne Portiken, Pyramiden, Triumphbögen, mit den schönsten Blumen bedeckt aneinander. Salvadore führte uns auf einem Umwege am erzbischöflichen Palaste vorbei; dort sahen nur ganz von weitem wir eine ungeheure, vielleicht siebenzig Fuß hohe Maschine, etwa von der Art wie die Porzellainpyramiden zum Serviren von Zuckerwerk bei Tafelaufsätzen; sie schien über und über in hellblauen Atlas mit silbernen Franzen und Quasten drapirt; ganz oben auf stand eine weibliche Figur mit einem Kruzifix in der Hand, von vielen kleinen Engeln umgeben. Es war der Triumphwagen der heiligen Rosalie.

Wir fanden das Hotel mit Fremden angefüllt. Durch Salvadores Protektion gelang es uns aber noch, zwei kleine Zimmerchen zu erlangen, die, wie der Wirth sagte, eigentlich für Engländer bestimmt waren, die sie von Messina aus bestellt hatten und heute noch kommen sollten; vielleicht nur ein Vorwand, um uns den dreifachen Preis dafür zahlen zu lassen. Gleichviel, wir schätzten uns immer noch glücklich, doch wenigstens ein Unterkommen erlangt zu haben.

Salvadore ward mit reichlichem Lohn abgefertigt und

ich stellte ihm auf sein bescheidenes Ansuchen noch ein glänzendes Testimonium über seine Ehrlichkeit und die Geschicklichkeit aus, mit der er uns durch den Paß Mezzojuso gebracht hatte. Es versteht sich von selbst, daß wir das Testimonium überdies noch mit einer buona mano versilberten.

Wir befragen den Wirth über die Verwendung des heutigen Tages und erfuhren von ihm, daß wir bis fünf Uhr Abends nichts Besseres thün könnten, als ein Bad zu nehmen, dann gehörig auszuschlafen, und eben so zu speisen, indem uns noch ein strapaziöser Abend bevorstand: um fünf Uhr allgemeine Promenade auf der Marine; um acht Uhr Feuerwerk; dann Ball und Illumiation der Flora und um Mitternacht großer Corso.

Um vier Uhr wurden wir zur Table d'hôte gerufen; wir fanden sie mit einer Musterkarte von fast allen Nationen der Welt besetzt: Spanier und Engländer, Deutsche und Polen, Russen und Wallachen, Türken und Griechen. Natürlich hielten wir uns an unsere Landsleute, und zwar um so mehr, als wir gute Bekannte in ihnen trafen: den Baron S .... und den Vicomte R ....., beides ächte Pariser, junge, elegante, liebenswürdige und geistreiche Leute.

Sie waren schon über acht Tage in Palermo, und da wir Franzosen, närrisch genug, behaupten, nach achttägigem Aufenthalt eine Stadt eben so genau kennen zu wollen, als ob wir sie zeitlebens bewohnt hätten, so konnte ihre Begegnung unter solchen Umständen für ein wahrhaftes Glück gelten. Sie versprachen uns noch vor Schlafengehen au courant mit allen palermitanischen Ueblichkeiten

zu setzen. Wir erzählten ihnen unser Zusammentreffen mit Signor Mercurio und frugen sie, ob sie den Patron kennten; sie gestanden ohne Scheu, daß sie auf sehr vertraulichem Fuß mit ihm stünden, tadelten uns sehr, ihn so glatt abgewiesen zu haben und versicherten, daß seine nähere Bekanntschaft höchst interessant sei, wäre es auch nur, um ihn als eine Merkwürdigkeit zu studieren; wir möchten uns aber keine Sorge deshalb machen, er werde uns schon noch Gelegenheit dazu geben.

Nach eingenommener vortrefflicher Mahlzeit ward uns gemeldet, daß unser Wagen bereit sei; da unsere Landsleute ihren eigenen hatten und wir uns nicht ganz trennen wollten, so entpaarten wir uns; Jadin fuhr mit dem Vicomte, und der Baron S . . . . stieg mit in meinen Wagen.

Unterwegs erzählte mir S . . . . ein erotisches Geschichtchen, das er vor drei Tagen erlebt haben wollte und das, wenn es wahr ist, einen Begriff von der ultraliberalen ehlichen Toleranz der Palermitaner giebt. Ich erzähle es wieder wie ich es gehört, verwahre mich aber, der preißwürdigen Stadt Palermo vis-à-vis vor jeder Verantwortlichkeit im Punkte der Wahrheit.

Baron S . . . . ist passionirter Philosoph und Beobachter; der Zweck seiner Reisen ist besonders das Studium der Sitten derjenigen Völker, die er mit seinem Besuche beehrt. Daß diese Studien die weibliche Hälfte der diversen Bevölkerungen etwas spezieller betrafen als die männliche, kann ihm nicht zum Verbrechen gemacht werden.

Wie man denken kann, hatte der lebenslustige Baron seinen Reisezweck sogleich nach seiner Ankunft in Palermo

um so eifriger ins Auge gefaßt, als sich ihm hier ein reiches und zumal dankbares Feld darbot. Signor Mercurio, der Unvermeidliche, der mit den geheimsten Schlangenwindungen jenes Studiums vertraute Spitzbube, war ihm natürlich ein kostbarer Fund, und er hatte daher sofort Beschlag auf ihn gelegt.

Baron S . . . . . hatte seine Studien in der höhern Sphäre der Gesellschaft begonnen und war von da, des pikanten Contrastes wegen, sogleich zur unteren Volksschicht übergesprungen; in beiden Sphären hatte er in aller Schnelligkeit so merkwürdige Dokumente eingesammelt, daß er, um dieselben möglichst zu vervollständigen, Signor Mercurio ersuchte, ihm doch auch ein Hinterthürchen bei jener Classe zu erschließen, die man in Italien il mezzo ceto nennt. Signor Mercurio sagt ihm, daß nichts auf der Welt leichter sei, und schon am nächsten Tage könne er ihn mit einer niedlichen, schwatzhaften Bürgerin bekannt machen, deren Plaudereien seine cosmopolitischen Studien ungemein bereichern würden. Wie man denken kann, beeilte sich Baron S . . . . das Anerbieten anzunehmen.

Am folgenden Abend holt Signor Mercurio den Baron ab und führt ihn in ein Gäßchen, vor ein Haus von reinlichem aber bescheidenem Ansehen, dessen bloßer Anblick den Baron schon erkennen läßt, daß Mercurio den richtigen Punkt getroffen habe. Ohne Weiteres will er am Glockenzug ziehen, aber Mercurio hält ihn davon ab und zeigt ihm einen Schlüssel, indem er einen Finger auf den Mund legt, welche Pantomime der Baron sich sofort richtig deutet, daß er nemlich nicht nöthig habe den Thürsteher

oder sonstige Hausdienerschaft in das Geheimniß seiner Studien einzuweihen. Schweigend folgt er seinem Führer, der ihn zwei schmale Treppen hinauf an eine verschlossene Thüre führt, die er in gleicher Weise wie die Straßenthüre öffnet. Sie treten in ein bescheidenes Vorzimmer, und von da in eine Art von Salon, wo Mercurio den Baron nur einige Minuten zu verweilen bittet, und sich dann durch dieselbe Thüre wieder entfernt.

Der Baron, der sich schon öfter in dergleichen Lage befunden haben mag, läßt sich schweigend auf ein kleines Sopha nieder und betrachtet, um sich einstweilen die Zeit zu vertreiben, die Einrichtung des Zimmers. Sie ist nett, hat sogar einen Anstrich von Eleganz, an den Wänden hingen mehre gute Kupferstiche: Guido Reni's Aurora, da Vincis Abendmahl, Guercinos Endymion, Carraggios Bachantin. Außerdem bemerkt er noch zwei, einander gegenüber befindliche Thüren.

Es vergehen zehn Minuten; der Baron fängt an sich zu langweilen, steht auf und nimmt die Kupferstiche näher in Augenschein. Wiederum zehn Minuten — er hat schon zweimal die Spezialbesichtigung wiederholt; erwartungsvoll richtet er seine Blicke bald auf die eine, bald auf die andere Thüre, in der Hoffnung, daß endlich doch eine sich öffnen werde — alles bleibt stumm und still; weder Signor Mercurio noch sonst irgend ein menschliches Wesen läßt sich blicken.

Die halbe Stunde ist schon längst um, seine Geduld zu Ende und er beschließt, ohne weiteres selbst auf Recognoscirung auszugehen; er steht nur noch zweifelhaft, an

welcher Thüre er sein Heil zuerst versuchen solle, als er hinter der einen eine Art von Räuspern vernimmt. Aha! — denkt er — hier wird es sein — und klopft rasch und leise an.

„Herein!" ruft eine Stimme.

Zwar will es dem Baron bedünken, die Stimme habe einen etwas tiefen Klang; aber er hat ja in Italien schon mehrfach die Beobachtung angestellt, daß Männer Sopran- und Altstimmen haben; warum nicht auch einmal ein Frauenzimmer eine Baßstimme? — Entschlossen stößt er demnach die Thüre auf und — befindet sich einem Herrn von etlichen und vierzig Jahren gegenüber, der im Schlafrock an einem Schreibepult sitzt, und Zahlen und Notizen in ein großes Buch einträgt. Der Herr im Schlafrock dreht den Kopf nach der Thüre um, schiebt die Brille auf die Stirn, und sieht den Eintretenden fragend an.

„Verzeihung, mein Herr," beginnt der Baron, nicht wenig erstaunt und verlegen, hier einen Mann zu finden, wo er ein Frauenzimmer verhofft hatte, „es scheint mir, ich habe mich verirrt."

„Das scheint mir auch so, mein Herr," antwortet der Mann im Schlafrock ganz ruhig.

„In diesem Falle, mein Herr, bitte ich tausendmal um Entschuldigung, Sie derangirt zu haben."

„Bitte, bitte, mein Herr; hat gar nichts auf sich."

Beide grüßen sich sehr verbindlich, der Baron zieht sich rückwärts aus dem Zimmer, macht die Thüre wieder zu und beginnt seine Kupferstichinspektion zum dritten oder

vierten Male, äußerst neugierig, was denn endlich daraus werden solle.

Der Baron sieht nach der Uhr — noch fünf Minuten will er warten und sich dann fortmachen wie er gekommen ist; da öffnet sich die zweite Thüre, ein allerliebstes Weibchen von zwanzig bis zweiundzwanzig Jahren, in geschmackvoller Toilette erscheint und invitirt den Baron zum Eintreten.

„Vergebung, meine schöne Dame," sagt der Baron leise, „vielleicht wissen Sie nicht, daß Jemand sich in jenem Zimmer befindet?"

„Ja wohl, mein Herr, ich weiß es," antwortet die junge Frau, ohne ihre Stimme deßhalb nur im Geringsten zu dämpfen.

„Und darf man wohl fragen, Madame, wer jener Herr ist?"

„Es ist nur mein Mann."

„Ihr Mann?"

„Ja."

„Alle Teufel!"

„Genirt Sie das?"

„Ei nun — je nachdem man es nimmt."

„Wenn Sie es wünschen, will ich ihn bitten noch eine kleine Abendpromenade durch die Stadt zu machen; nur fürchte ich, es wird ihn etwas derangiren, wenn er vielleicht nöthig zu arbeiten hat."

„Im Grunde, Madame," sprach der Baron lächelnd," wenn Sie meinen, daß Ihr Herr Gemahl da bleibt, wo er jetzt ist, dann freilich sehe ich nicht ein — "

„O sein Sie unbesorgt, mein Herr, er wird sich vor Mitternacht nicht vom Schreibtisch rühren, zumal wenn ich Besuch habe."

„Das ist ein Anderes; Sie haben Recht, Madame; es wäre Jammerschade, seinen Fleiß zu stören."

Und der Baron trat bei der jungen Dame ein, die hinter ihm die Thüre wieder schloß. Nach einigen Stunden verließ er sie wieder, um eine höchst interessante Beobachtung über die Sitten und Gebräuche der sicilianischen Bourgeoisie bereichert, ohne daß weder der Herr Gemahl noch sonst jemand ihn in diesen Beobachtungen gestört hatte.

Meine Frage, ob er diese Studien wiederholt, verneinte er, wozu ich ihm vom Herzen Glück wünschte, denn meinem Bedünken nach hätte die Komödie bei der zweiten Aufführung denn doch möglicher Weise einen anderen Aktschluß bekommen können.

Der Baron war eben mit seinem Geschichtchen zu Ende, als wir die Marine erreichten.

Es ist dies die Promenade für Fahrende und Reitende, wie die Flora es für Fußgänger ist.

Hier, wie in Florenz, in Neapel und Messina, muß Alles, was Wagen und Pferde besitzt, sich zwischen sechs und sieben Uhr Abends hier einfinden, um seinen Giro zu machen, übrigens eine ganz angenehme Verpflichtung, denn Nichts auf der Welt kann reizender sein als solch eine Abendpromenade, zwischen dieser Reihe prachtvoller Paläste und dem schönen Golf, drüben von der hohen See, herüber von einem Gürtel malerischer Gebirge eingefaßt.

Von sechs Uhr Abends bis Morgens zwei Uhr weht

der Greco, jene frische Nordostbrise, die den Landwind ersetzt und so ganz geeignet ist, diese Bevölkerung, die vom lieben Gott bestimmt zu sein scheint, den Tag über zu schlafen und des Nachts zu leben, zu erquicken und zu kräftigen; es ist die Zeit, wo Palermo erwacht, athmet, lächelt. Auf diesem schönen Quai kreuzen sich Hunderte von Wagen, Reitern, Tausende von Fußgängern, ohne andere Beleuchtung als den Schimmer der Sterne; Alles lacht, schwatzt, singt durcheinander, wie ein Flug lustiger Vögel, Alles tauscht Blicke, Worte, Blumen, Küsse; Alles athmet Lust und Liebe, Alles schlürft das Leben in vollen Zügen, und kümmert sich weder um die eine Hälfte von Europa, die Palermo beneidet, noch um die andere Hälfte, die es bedauert.

Neapel tyrannisirt Palermo, das ist wahr; vielleicht weil es eifersüchtig darauf ist; aber was kümmert sich Palermo darum? Neapel kann ihm sein Geld nehmen, Neapel kann ihm seine Felder verwüsten, Neapel kann ihm seine Mauern niederreißen — nie aber wird es ihm seine herrliche, meerumspülte Marine, seinen Greco, der es am Abend erfrischt, seine Palmen, die es am Morgen beschatten, seine Orangenwälder, die ihm Tag und Nacht Wohlgerüche spenden, seine Liebesträume, seine unverwüstliche Lebenslust rauben können.

Ein italienisches Sprichwort sagt: Vedere Napoli e poi morire — es sollte aber heißen: Vedere Palermo e poi vivere. *)

---

*) Neapel sehen und dann sterben — Palermo sehen und dann leben.

Um neun Uhr stieg eine Rakete zum nächtlichen Himmel empor; sie war das Signal zum Feuerwerk, das vor dem Palaste Butera abgebrannt werden sollte.

Der Fürst von Butera ist einer jener großen Herren des vorigen Jahrhunderts, der sich noch am mehrsten in volksthümlichem Andenken in Sicilien erhalten hat, wo, wie allerwegen, die großen Herren seltener zu werden beginnen.

Nach abgebranntem Feuerwerk entstand eine Spaltung unter den Spazierenden; ein Theil blieb auf der Marine, der andere strömte nach der Flora. Wir folgten dem letzteren und befanden uns nach fünf Minuten am Thore der Promenade, die einen der schönsten botanischen Gärten der Welt bildet. Er war feenhaft illuminirt; Tausende von buntfarbigen Laternen bildeten Festons von einem Baume zum anderen; auf den freien Plätzen waren Orchester aufgestellt, die zum Tanze der Bürger- und Volksgruppen aufspielten. Am Ende einer Allee drückte der Baron meinen Arm, und machte mich verstohlen auf ein elegantes Frauchen aufmerksam, das am Arme eines stattlichen Herren einherspazierte; es war dieselbe, mit der er vor einigen Tagen philosophirt hatte, und der Herr an ihrem Arme, der Mann im Schlafrocke am Schreibepulte. Beide thaten als ob sie den Baron in ihrem Leben nicht gesehen, und schienen so zärtlich wie die Turteltäubchen.

Wir blieben nur bis zehn Uhr in der Flora, denn um zehn Uhr werden die Thüren der Kathedralkirche geöffnet, um die Prozessionen der verschiedenen frommen Brüderschaften mit ihren Heiligenbildern, Reliquienschreinen,

Fahnen und Emblemen aus und einzulassen, die hier einen Ceremonienbesuch abstatten. Das mußten wir natürlich mit ansehen, aber das Gedräng war so arg, daß wir nur mit vieler Mühe ins Innere der Kathedrale gelangten.

Sie ist ohne Zweifel eines der schönsten erhaltenen Bauwerke des XII. Jahrhunderts, halb normänischen, halb byzantinischen Styles, voll der schönsten Details von meisterhafter Ausführung, wahre Spitzengewebe und Kunststickereien in Marmor. Der hohe Chor war von oben bis unten von zahllosen Kronleuchtern erhellt, was die zauberische Wirkung noch vermehrte; nie in meinem Leben habe ich etwas Aehnliches gesehen. Ueber eine Stunde verweilten wir, um die achtzig Säulen von orientalischen Granit, die herrlichen Verzierungen und Malereien, die Marmor- und Porphyrgrabmäler zu bewundern, unter denen mehre der alten Könige von Sicilien: König Roger und seine Gemahlin, Friedrich II. und Königin Constanze, Peter von Arragonien nnd Kaiser Heinrich VI. schlummern. Spät erst gelangten wir wieder zu unserm Wagen und ließen uns zum Corso fahren, der um Mitternacht in der Straße del Cassero beginnt.

Sie ist die schönste Straße von Palermo, fast drei Viertelstunde lang und durchschneidet die Stadt von einem Ende zum anderen. Ihr Name stammt aus den Zeiten der sarrazenischen Herrschaften her; die Emirs residirten hier in einem festen Castel, das sie el Cassaer nannten, und woraus man die heutige Benennung del Cassero gemacht hat. Sie wird quer von einer zweiten nicht minder prachtvollen Straße durchschnitten, die der Vizekönig Macheda

angelegt hat und nach ihm benannt wurde, jetzt aber Strada-Nova heißt. Da wo beide Straßen sich kreuzen, bilden sie einen großen viereckigen Platz, dessen Fronten vier gleichförmige, mit den Bildsäulen der Vicekönige verzierte Paläste bilden.

Man stelle sich diese ungeheure Straße del Cassero vor, von einem Ende zum andern glänzend illuminirt, und zwar nicht wie bei uns blos an den Fenstern, sondern an den Portiken, den Pyramiden und andern schon früher von mir erwähnten Holzgerüsten; angefüllt mit Carossen aller Prinzen, Fürsten, Herzöge, Marcheses, Grafen und Barone, deren Palermo eine Unsumme zählt; diese Carossen mit den reizendsten Damen Palermos, in ihrer elegantesten Toilette, besetzt, strahlend von Diamanten; zu beiden Seiten die dichtgedrängten Volksreihen; alle Balcons und Fenster mit Fahnen, Teppichen, Blumen verziert, mit Zuschauern gefüllt, unsichtbare Musikchöre da und dort, überall Heiterkeit und frohe Gesichter, und man wird ohngefähr einen Begriff von dem Corso in der Nacht vor dem Feste der heiligen Rosalie haben.

Und doch brach gerade bei diesem Feste die Revolution vom Jahre 1820 aus. Der Fürst von Cattolica wollte sie unterdrücken und ließ einige neapolitanische Regimenter, die die Garnison von Palermo bildeten, gegen das Volk anrücken und feuern; aber die Massen warfen sich so ungestüm über die Truppen her, daß diese, bevor sie noch Zeit gehabt, ein zweites Mal zu laden, auseinandergesprengt, entwaffnet, in die Flucht geschlagen waren. Jetzt vertheilten sich die Insurgenten durch alle Straßen der Stadt

und schrieen Tod und Verdammniß über den Fürsten Cattolica. Dieser hatte sich drei Stunden von Palermo nach la Bagheria in die Villa eines seiner Freunde geflüchtet; aber das Volk erfuhr es und verfolgte ihn dorthin. Wie ein gehetztes Wild flieht der Fürst von Zimmer zu Zimmer und versteckt sich endlich im letzten zwischen zwei Matrazzen. Das Volk dringt auch in dieses Zimmer, sucht ihn überall und verläßt es wieder ohne ihn gefunden zu haben. Der Fürst hört kein Geräusch mehr, glaubt sich gerettet und kriecht aus seinem Versteck hervor; aber ein Knabe, der noch im Zimmer geblieben, erhebt bei seinem Anblick ein Geschrei, die Mörder kehren zurück und der Fürst wird in Stücken gehauen.

Er war, wie der Fürst von Butera, einer der letzten großen Herren von Palermo aus der sogenannten guten Zeit, aber bei weitem nicht so populär und beliebt wie dieser, beide hatten sich durch namenlose Verschwendungen fast zu Grunde gerichtet; aber der Fürst von Butera hat es bis an sein Lebensende nie vermerkt, denn seine Pächter zahlten ihm unweigerlich bedeutende Pachtvorschüsse, sobald der Intendant nur die wenigen Worte an sie erließ: „Der Fürst hat kein Geld mehr;" augenblicklich waren die Kassen wieder gefüllt und die wackeren Leute verkauften sogar mit Freuden ihre Kleinodien. Der Fürst della Cattolica dagegen lag fortwährend mit seinen Gläubigern in Streit, so daß ihm der König Ferdinand, als er nach einem dem Hofe gegebenen glänzenden Feste seine Verlegenheit erfuhr, durch ein königliches Dekret eine achtzigjährige Frist zur Bezahlung seiner Schulden gewährte.

Man kann sich denken, wie dankbar die geprellten Gläubiger Sr. Majestät für diese landesväterliche Huld waren.

Der Fürst von Butera war schon seit einigen Jahren gestorben, und unter den übrigen Großen war allein der Fürst von Paterno noch volksbeliebt genug in Sicilien, um die Gemüther zu beschwichtigen, und dem Blutvergießen Einhalt zu thun, ja, als der General Pepe an der Spitze eines starken neapolitanischen Truppenkorps erschien, gelang es dem Fürsten von Paterno sogar, im Namen der Sicilianer einen Vertrag mit diesem zu schließen. Um demselben jeden Schein einer Kapitulation zu benehmen, verlangten die Palermitaner, daß er nicht auf der Insel selbst unterzeichnet werde. Die Bedingungen wurden in der That auf einem im Hafen ankernden Schiffe verhandelt, niedergeschrieben und unterzeichnet. Eine dieser Bedingungen bestimmte sogar, daß die Neapolitaner ohne Trommelschlag ihren Einzug in Palermo halten sollten. Am Stadtthore gab der erste Regimentstambour jedoch das gewöhnliche Zeichen, und die Tamboure fingen an zu schlagen; da springt ein Mann aus dem Volke auf den nächsten Tambour zu und durchsticht ihm die Trommel mit einem Messer. Man wollte den Mann verhaften, aber augenblicklich war die gesammte Bevölkerung auf den Beinen und zum Kampfe bereit. Wollte der General, der sich mit seinem Stabe an der Spitze der Truppen, und im dichtesten Gewühle befand, sein theures Leben retten, so mußte er, wohl oder übel, Befehl geben, die Trommelstöcke wieder in die Bandeliere zu stecken, worauf der Einmarsch in aller Ordnung vor sich ging.

Aber der Vertrag ward bald gebrochen und anullirt; zuerst verweigerte das Parlament von Neapel die Ratifikation desselben, und als die Oesterreicher in Neapel eingerückt waren, ward der Cardinal Gravina zum Stellvertreter des Königs in Sicilien ernannt, durch ein Dekret vom 5. April 1821 hob er alles, seitdem der Erbprinz die Insel verlassen, Geschehene wieder auf und es begann eine Reihe von Bedrückungen ohne Ende.

Um dem Leser einen Begriff davon zu geben, wollen wir nur einige Beispiele von dem Verfahren der neapolitanischen Regierung anführen.

Die Stadt Messina besaß das Recht, communliche Abgaben auszuschreiben und zu erheben, und zahlte dafür eine bestimmte Summe jährlich an die Krone, der König nahm dieses Recht für sich allein in Anspruch, erhob nichts desto weniger nach wie vor jene Summe und die armen Messineser hatten das Vergnügen, fortan doppelt geschröpft zu werden.

Der Fürst von Villa-Franca hatte einen Theil seiner Ländereien zu Reisfeldern benutzt, die ihm jährlich 6000 Unzen — etwa 28,000 Thlr. einbrachten; nach diesem Einkommen wurden denn auch seine Staatsabgaben geschätzt. Die Regierung kommt dahinter, daß die Bewässerung der Reisfelder der Gesundheit ihrer geliebten Unterthanen schädlich ist; ein Dekret befiehlt dem Fürsten, seine Reisfelder in Weizen- und Baumwollenfelder zu verwandeln; der Fürst gehorcht und erleidet dadurch eine Einbuße von fünf Sechstheilen seiner Jahreseinnahme; aber die Abgabe bleibt dieselbe, so daß der Fürst jährlich circa 800 Thlr. mehr

an die Krone zahlen muß, als seine Ländereien ihm einbringen.

Im Jahre 1831 ward Sicilien von Heuschreckenschwärmen überzogen; die Grundbesitzer beschlossen, sich in Masse zu ihrer Vernichtung zu vereinigen; da das Gesetz jedoch jede massenhafte Versammlung verbietet, so erbot sich der König, diese Mühe gegen eine beträchtliche Abgabe zu übernehmen. Keinerlei Anstalten wurden aber nach erhobener Steuer dazu getroffen, die Heuschrecken empfahlen sich freiwillig, nachdem sie die Ernte der armen Sicilianer aufgefressen und — die Steuer besteht heute noch.

Durch alle diese Bedrückungen ward der alte Nationalhaß der Sicilianer auf die Neapolitaner zu einer Höhe gesteigert, gegen den der Haß der Irländer auf die Engländer, der Belgier auf die Holländer, der Portugiesen auf die Spanier, der Polen auf die Russen nur Kinderei ist.

Kurze Zeit vor unserer Ankunft in Palermo hatte dieser Nationalhaß Veranlassung zu einem seltsamen Ereigniß gegeben.

Ein neapolitanischer Soldat war wegen eines bedeutenden Subordinationsverbrechens zum Tode verurtheilt worden.

Da die Neapolitaner fast allgemein, besonders aber in Sicilien, nicht eben sonderlich wegen ihrer Courage berühmt sind, so war man um so gespannter auf die Hinrichtung, um zu sehen wie der arme Teufel sterben würde.

Die Neapolitaner waren ihrerseits nicht ohne Besorgnisse. Was man auch sagen möge, der Neapolitaner ist

tapfer und muthig, wie irgend eine Nation der Welt, sobald er nemlich von Leidenschaft entflammt ist; aber mit der Leidenschaft ist auch Muth und Tapferkeit verschwunden, und Furcht vor dem Tode tritt an deren Stelle. Der Casus war also ein sehr wichtiger, so wichtig, daß das Kriegsgericht sich bemüßigt fühlte, sich an den König um Strafmilderung zu wenden. Aber es handelte sich hier um ein schweres Subordinationsvergehen, und der König, ein fanatischer Gamaschendienstliebhaber, antwortete nur kurzweg: das Gesetz müsse und solle seinen unbehinderten Lauf haben.

Man hielt nun Kriegsrath, was wohl unter so bewandten Umständen zu thun sei. Einige schlugen vor, den Verbrecher in aller Stille im innern Hofe der Citadelle zu erschießen; aber damit ward die Schwierigkeit nur umgangen, nicht besiegt, denn diese heimliche Hinrichtung würde ja die Angriffe der Palermitaner auf die neapolitanische Bravour vielmehr begründen, als widerlegen. Zehn andere Vorschläge derselben Art wurden gemacht, erwogen und ebenfalls verworfen; man wußte nicht mehr wo aus noch ein.

Allerdings war das Benehmen des Unglücklichen solcher Art, daß es die Befürchtungen der Herren Generale und Offiziere nur zu sehr rechtfertigte. Seit der Verkündigung des Urtheilsspruches that er nichts als weinen, beten, flehte um Gnade, empfahl sich dem Schutze des heiligen Januarius. Es war vorauszusehen, daß man ihn gewaltsam würde zum Richtplatze schleppen müssen, und daß er feig wie ein Kapuziner sterben werde.

Schon hatte man den Tag der Hinrichtung mehrmals hinausgeschoben, eine längere Verzögerung war nun nicht mehr möglich. Zum dritten Male war der Kriegsrath versammelt, und zerbrach sich zum dritten Male vergeblich die Köpfe; schon war man entschlossen, die Sache gehen zu lassen wie es dem Himmel gefallen werde, als der Kaplan des Regiments sich plötzlich an die Stirn schlug und ausrief: er habe endlich das so lange vergeblich gesuchte Mittel, aus der Verlegenheit zu kommen, glücklich gefunden.

Man wollte wissen was das für ein Mittel sei; aber der Kaplan erklärte, er dürfe und könne es durchaus Niemand entdecken, da das Gelingen allein von der Geheimhaltung seines Planes abhänge; man frug daher nur noch, ob es auch sicher sei; der Kaplan verbürgte sich mit seinem Kopfe dafür.

Die Hinrichtung ward auf den nächsten Tag, zehn Uhr Vormittags festgesetzt, sie sollte in einer Ebene zwischen dem Monte Pellegrino und Castellamare stattfinden, die nöthigenfalls die gesammte Bevölkerung von Palermo zweimal hätte fassen können.

Gegen Abend verfügte sich der Kaplan ins Gefängniß; bei seinem Anblick erhob der Verurtheilte ein jämmerliches Geschrei, denn er errieth, daß nun der Augenblick gekommen sei, von der Welt Abschied zu nehmen. Aber wie groß war sein Erstaunen, als der Kaplan, anstatt ihn zum Tode vorzubereiten, ihm verkündigte, daß der König ihm Begnadigung gewährt habe.

„Begnadigung!“ rief der Gefangene aus, und faßte

krampfhaft des Kaplans beide Hände; „meine Begnadigung? —“

„Ja, mein Sohn.“

„Ich soll also nicht erschossen werden? Ich soll nicht sterben? Ich werde am Leben bleiben?“ fuhr der Gefangene fort, der kaum seinen Ohren trauen wollte.

„Noch einmal, der König gewährt Dir vollkommene Begnadigung, aber nur unter einer unerläßlichen Bedingung, des Beispiels wegen.“

„Welche Bedingung?“ frug der Soldat erbleichend.

„Daß alle Vorbereitungen und Anstalten zur Hinrichtung getroffen werden, als ob sie wirklich stattfände. Du wirst heute Abend beichten und morgen früh kommuniziren, als ob Du wirklich sterben solltest; man wird Dich abholen, als ob Du nicht begnadigt worden wärest; man wird Dich auf den Richtplatz führen, als ob Du erschossen werden solltest, ja, um die Sache ganz zu Ende zu führen, wie gesagt nur des Beispiels halber, wird man wirklich auf Dich schießen, aber die Gewehre werden nur mit blinden Patronen geladen sein.“

„Ist das Alles aber auch wahr, was Sie mir da sagen?“ frug der Gefangene, dem eine solche Komödie doch etwas überflüssig schien.

„Welchen Grund sollte ich haben, um Dich zu betrügen?“

„Ja, ja, das ist wahr,“ murmelte der Soldat. „Also, hochwürdiger Vater, Sie versichern mir, daß ich begnadigt bin? daß ich nicht sterben soll?“

„Ich verbürge mich dafür.“

„Nun denn, es lebe der König! es lebe der heilige Januarius! es lebe — die ganze Welt!“ rief der Soldat, lachend und springend.

„Still, still, um Gottes willen! Was thust Du, mein Sohn? Hast Du vergessen, daß Das, was ich Dir so eben gesagt, ein Geheimniß ist, das man mir verboten hat Dir mitzutheilen? und daß keine Seele, nicht einmal der Kerkermeister etwas davon wissen darf? Nieder auf die Kniee also, und beginne Deine Beichte, als wäre es Deine letzte.“

Der Verurtheilte erkannte die Richtigkeit des Gesagten, kniete nieder und beichtete.

Der Kaplan ertheilte ihm die Absolution.

Bevor er fortging, bat ihn der Verurtheilte aufs neue, ihm das Gesagte nochmals zu wiederholen, damit er sich recht überzeuge, daß es kein Traum sei.

Der Kaplan that ihm den Willen und entfernte sich.

Als der Kerkermeister darauf bei dem Verurtheilten eintrat, war er ganz erstaunt, diesen ein lustiges Liedchen vor sich hinpfeifen zu hören.

„Sieh', sieh! so guter Dinge? Weißt Du denn nicht, daß Du morgen erschossen werden sollst?“ frug er.

„Ja wohl, weiß ich es; aber der liebe Gott hat mir die Gnade erwiesen, eine recht gute Beichte ablegen zu können, und nun bin ich sicher gerettet zu werden.“

„Ja, das ist etwas Anderes. Brauchst Du irgend Etwas?“

„Versteht sich; zu Abend will ich essen!“

Seit zwei Tagen hatte der arme Teufel keinen Bissen genossen.

Man brachte ihm eine gute Abendmahlzeit; er aß wie ein Wolf, trank zwei Flaschen Syrakuser, warf sich auf seine Matrazze und schlief ein.

Am anderen Morgen mußte man ihn rütteln und schütteln, um ihn zu wecken; seit er im Gefängniß war, hatte er noch keine Nacht geschlafen.

Der Gefängnißwärter konnte sich nicht entsinnen, jemals einen so entschlossenen und muthigen Delinquenten unter seiner Obhut gehabt zu haben.

Schon hatte sich das Gerücht in der Stadt verbreitet, daß der Verurtheilte zur Hinrichtung gehen würde wie zu einem Feste. Die Palermitaner bezweifelten es sehr und sagten sich mit jener unnachahmlichen Geberde: Wir werden ja sehn! —

Zur bestimmten Stunde kam das Commando zur Abholung des Verurtheilten; er hatte sich geschniegelt und gebürstet und schön gemacht, wie nur ein neapolitanischer Soldat, die elegantesten von der Welt, sein kann.

Er bat um die Erlaubniß, zum Hinrichtungsplatz gehen und die Hände frei behalten zu dürfen; beides ward ihm gewährt.

Der ganze Marineplatz, an dem das Gefängniß gelegen, war dicht mit Menschen gefüllt. Als der Soldat aus dem Portale trat, blieb er auf der obersten Stufe der Freitreppe stehen und begrüßte das Volk höchst zierlich. Keine Spur von Angst oder Betroffenheit war auf seinem

Gesicht zu bemerken. Die Palermitaner waren außer sich vor Erstaunen.

Mit festem Schritt stieg der Soldat die Stufen herab und marschirte dann stramm und parademäßig zwischen seinen eskortirenden Kameraden. Hier und da, wenn er unterwegs einen Bekannten sah, blieb er stehen und schüttelte ihm, mit Erlaubniß des Offiziers, kräftig die Hand, tröstete sogar Den, der ihn beklagte, und setzte dann seinen Marsch weiter fort. Die Neapolitaner triumphirten.

Vor der Thüre eines Weinladens sah er zwei vertraute Kompagniekameraden, die auf eine Bank gestiegen waren, um ihn vorbeiführen zu sehen. Er winkte ihnen, näher zu kommen und forderte sie auf, einen Abschiedstrunk mit ihm zu leeren; man reichte ihm ein gestrichen voll geschenktes Glas; ohne zu zittern, ohne nur einen Tropfen zu verschütten, hob er es hoch empor, rief mit lauter, fester Stimme: „Auf ein langes und glückliches Leben Sr. Majestät des Königs! Auf das Wohlsein aller braven Kameraden!" — und leerte es auf einen Zug.

So mächtig wirkte dies Beispiel von Muth, daß Neapolitaner und Sicilianer diesmal gemeinschaftlich applaudirten.

Man kam an den Hinrichtungsplatz.

Hier dachten die Palermitaner, wird der erkünstelte Heldenmuth wohl schwinden — aber im Gegentheil, je näher der Verurtheilte der verhängnißvollen Stelle kam, je fester trat er auf und blieb auf Commando mit der übrigen Mannschaft stehen. Hier bat er um Erlaubniß,

sich die Augen nicht verbinden zu lassen und selbst Feuer commandiren zu dürfen; beides ward ihm gewährt.

Ein Korporal und neun Mann faßten ihm gegenüber Posto; der Verurtheilte steht ihnen frei und hoch aufgerichtet gegenüber. Feierliche Stille herrscht, wie immer in solchen Augenblicken, weit und breit auf dem großen Platze, und deutlich vernimmt man die mit fester, lauter Stimme ausgesprochenen Commandowörter zum Laden — Fertigmachen. —

Auf das Wort: Feuer! stürzt er lautlos, ohne zu zucken nieder — die Kugeln haben ihm das Herz durchbohrt.

Die Neapolitaner erhoben ein Triumphgeschrei, denn die Nationalehre war ja gerettet. Die Sicilianer zogen sich beschämt zurück, daß ein Neapolitaner so muthig gestorben war.

Aber die List ward doch bald darauf ruchbar; der Verurtheilte hatte dem Kerkermeister im letzten Augenblicke, da er ihn verließ, das Geheimniß vertraut, dieser geplaudert, wofür er zum Lohne eine unfreiwillige Versorgung in Pentellaria und ein ergebener neapolitanischer Sergeant seinen Posten erhielt.

Inzwischen hatte sich der Haß zwischen den beiden Nationen im Laufe der Jahre 1833, 1834 und 1835 doch allmählich etwas gemildert. Der König von Neapel hatte den Sicilianern einen Besuch abgestattet, und diesem Besuche die Begnadigung von zwanzig wegen politischer Vergehen Verurtheilter vorangehen lassen; bei seiner Landung erwarteten ihn die zwanzig Begnadigten am Ufer, in weiße

Gewänder gehüllt, jeder einen Palmenzweig in der Hand. Aus dankbarer Freude spannte aber auch das Volk die Pferde vom königlichen Wagen und sich selbst unter allgemeinem Jubel davor.

Einige Zeit nach diesem Besuche wurden die Hoffnungen der Sicilianer auf eine bessere Zukunft dadurch noch mehr gesteigert, daß der König ihnen seinen leiblichen Bruder als Vizekönig übersandte.

Der Graf von Syrakus war damals kaum erst achtzehn Jahr alt, und diese große Jugend so wie einige ausgelassene Streiche, mit denen er in der eleganten Welt debütirte, waren wenig dazu geeignet, viel Vertrauen in seine Aufführung zu erwecken; aber bald zeigte es sich, daß unter der leichtsinnigen Außenseite ein gediegener Geist steckte; er begriff sehr schnell, daß ihm die wichtige Aufgabe gestellt sei, Neapel und Sicilien zu versöhnen; er träumte eine sociale und finanzielle Wiedergeburt dieser armen, bedrückten, geknechteten Insel. Zwei Jahre nach seiner Ankunft begann schon Alles wie aus einem bleiernen Zauberschlafe zu erwachen; der junge Prinz war der Abgott der Sicilianer geworden.

Ueberall und zu allen Zeiten hat es aber eine gewisse Classe von Leuten gegeben, die das allgemeine Elend zu ihrem Vortheile auszubeuten verstehen und sich wohl dabei befinden; so auch hier. Diese Menschen erkannten bald, daß ihre Herrschaft zu Ende sei, dafern der Vicekönig so fortführe. Sie versuchten erst ihr Heil bei ihm selbst und da das nichts half, wendeten sie sich nach Neapel: die natürliche Herzensgüte des jungen Prinzen ward als ehrgeizige

Berechnung, die Dankbarkeit des Volkes als Keim einer Revolution dargestellt. Der König fing an mißtrauisch gegen seinen Bruder zu werden.

So war das Carneval herangekommen; der Graf von Syrakus, jung, schön, vergnügungssüchtig, schwärmte von einem Feste zum andern; aber als ächter Neapolitaner war ihm das Carneval von Palermo noch lange nicht glänzend und geräuschvoll genug. Er organisirte eine prachtvolle, maskirte Cavalcade, zu der sich natürlich alle junge Sicilianische Edelleute drängten, die ihm gefallen wollten. Man hatte das Costüm aus Walther Scotts Ivanhoe gewählt, und der Prinz stellte Richard Löwenherz vor; seit Menschengedenken war nichts so Glänzendes in Palermo gesehen worden und der Ruf dieses Maskenzuges erscholl bis Neapel.

„Und wie war mein Bruder gekleidet?“ frug der König.

„Sire,“ antwortete der dienstbeflissene Erzähler, „Se. Königl. Hoheit der Graf von Syrakus war als Richard Löwenherz das wahre Muster eines ritterlichen Königs!“

„Ja, ja, ich verstehe,“ murmelte der König verdrossen, „er Richard Löwenherz, ich Johann ohne Land — verstehe schon!“

Andern Tages segelte ein Schiff von Neapel nach Palermo ab, um dem Grafen von Syrakus das Zurückberufungsschreiben zu überbringen.

Der König erreichte durch diesen Machtspruch weiter nichts, als daß er die Volksbeliebtheit seines Bruders bis zur Vergötterung steigerte, und sich selbst nur um so ver-

hafter machte. Er wußte das recht gut und grollte den Sicilianern nur um so mehr deshalb. Seit seiner Thronbesteigung war dieses Jahr das erste, wo er das Rosalienfest nicht mit seiner hohen Gegenwart beehrte.

In dieser Stimmung fanden wir Sicilien, die sich aber darum doch durch keinerlei Störung der allgemeinen Fröhlichkeit kundgab, denn als wir todtmüde gegen zwei Uhr Nachts heimkehrten, war die Illuminiation kaum merklich vermindert, und Musik und Gesang tönte noch in unsern Ohren, als wir bereits im Bett lagen.

Am andern Morgen um neun Uhr weckte mich ein Klopfen an meiner Thüre. Ich klingelte dem Zimmerkellner, der über eine Seitentreppe herbeieilte.

„Oeffnen Sie die Gardinen und sehen Sie zu, wer klopft," sagte ich ihm.

Er gehorcht und meldet mir den Signor Mercurio.

„Sagen Sie ihm, daß ich noch im Bett liege," rief ich, etwas unwillig über diese frühe Zudringlichkeit.

„Er sagt, er könne schon warten bis Sie aufgestanden wären," berichtet der Diener zurück.

„Sagen Sie ihm ich wäre krank!" — —

„Er wünscht durchaus zu wissen, was Ihnen fehle."

„Ich hätte Migraine!" — —

„Er will Ihnen ein unfehlbares Mittel dagegen vorschlagen."

„Sagen Sie, ich läge im Sterben!"

„So will er wenigstens Abschied von Ihnen nehmen."

„Zum Teufel — sagen Sie, ich wäre mausetodt!" — —

„Dann müßte er Sie durchaus mit Weihwasser besprengen.“

„Ei so soll er — meinethalben reinkommen!“

Der Unabweisbare trat herein, wie eine wandernde Krambude ausstaffirt; auf dem Kopf eine pyramidale Stellage mit allerhand Arbeit von eolischen Schwefel, vor der Brust ein Kasten mit dergleichen von sicilianischer Lava, um die Schultern ein vollständiges Sortiment von tunesischen Tabakspfeifen gehangen, und um den Leib und die Arme mit einer Menge messinesischer Shawls und Schärpen drapirt. Ich mußte bei seinem Anblick laut auflachen.

„Wissen Sie auch, Signor Mercurio,“ rief ich ihm entgegen, „daß Sie ein famoses Talent besitzen, sich die Thüren zu öffnen?“

„Das ist mein Gewerbe, Eccellenza.“

„Und gelingt es Ihnen oft?“

„Immer.“

„Wer nun aber seine Thüre durchaus verschlossen hält?“

„So verschaffe ich mir einen Eingang durchs Fenster, durch den Schornstein, durchs Schlüsselloch, wenns nicht anders geht.“

„Und wenn Sie herein sind?“

„O, bin ich erst im Zimmer, dann sehe ich mir die Leute an, mit denen ich zu thun habe, und richt michs nach den Umständen.“

„Wer Ihnen aber ohne alle Umstände, wie zum Beispiel ich, erklärt, daß er nichts kaufen wird?“

„Verkaufe darum doch immer Etwas. Sehen Sie, Eccellenza, vor Ihnen will ich durchaus kein Geheimniß

haben. Diese Pfeifen, diese Stoffe, die Quincaillerien, diese ganze Roba, das ist alles nur Vorwand; meine eigentliche Profession, Eccellenza —"

„Schon gut, schon gut, kenne sie bereits, und habe Ihnen auch schon gesagt, daß ich keinen Gebrauch davon machen werde."

„Hilft Ihnen alles nichts, Eccellenza; dann probire ichs auf andere Manier," und plötzlich den gellenden Ton eines Straßenverkäufers annehmend, schrie er: „Schöne Pfeifen aus Tunis!"

„Rauche nicht."

„Messineser Schärpen!"

„Trage keine."

„Kunstvolle Arbeiten in Schwefel!"

„Bin kein Liebhaber davon."

„Desgleichen in sicilianischer Lava!"

„Habe keinen Platz mehr in meinem Koffer."

„Verkaufe Ihnen doch noch Etwas, Eccellenza."

„Nun denn, ja, Du unausstehlicher Patron — wenn Du willst."

„Ich will immer, Eccellenza."

„Verkaufe mir ein Geschichtchen. Bei dem Metier, das Du treibst, mußt Du davon doch einen amüsanten Vorrath haben."

„Da müssen sich Eccellenza an die Beichtväter in den Klöstern halten."

„Warum an diese? warum nicht an Dich?"

„Weil die Discretion mein alleiniger Credit ist, und ich den nicht verlieren will."

„Nun denn, so packe Dich zum —"

„Halt, Eccellenza, eben fällt mir ein: eine Geschichte habe ich doch!"

„Welche?"

„Meine eigene, und da sie eben mein Eigenthum ist, so kann ich darüber verfügen. Wollen Sie sie?"

„Je nun, drollig genug muß sie sein —"

„Oder auch tragisch, je nachdem man es nimmt."

„Der Preis?"

„Nach Belieben."

„Gut denn; ich gebe zwei Piaster — Notabene, wenn die Waare nicht zu sehr verbraucht ist?"

„Habe sie bis jetzt erst an einen Engländer und einen Deutschen verkauft; Ihren Landsleuten ist sie noch ganz frisch."

„Führst Du bei aller Deiner Waare so gewissenhaft Buch, Signor Mercurio?"

„Bei aller, ohne Ausnahme, und wenn Eccellenza mich mit gleichem Vertrauen im Punkte der —"

„Nichts da! die Geschichte will ich, weiter nichts."

„Zu Befehl, Eccellenza."

Ich sprang aus dem Bett, warf mich in mein Morgennegligee, nahm an dem wohlbesetzten Kaffeetisch Platz, und gab dem Signor Mercurio durch ein Zeichen zu verstehen, daß ich ganz Ohr sei.

II.

Gelsomina.

Signor Mercurio war aus dem Dorfe Carini gebürtig und hoffte, sein Geburtsort werde ihm dereinst in dankbarer Erinnerung der Ehre, die ihm zu Theil geworden, der Welt einen Mann wie er geschenkt zu haben, eine Bildsäule von der Größe derjenigen des heiligen Borromeo zu Arona errichten.

Er mochte dreißig bis fünf und dreißig Jahr alt sein, obgleich sein gesprenkeltes Kopf- und Barthaar und die etwas zu scharf ausgeprägten Gesichtszüge ihm fast das Aussehen eines angehenden Fünfzigers gaben; aber diese Altersspuren rührten, wie er selbst sagte, weit weniger von den Jahren, als von der fortwährenden Anstrengung des Geistes und Körpers her, die sein nobles Metier mit sich brachte, das er schon sehr frühzeitig, und zwar nicht auf fremden Antrieb, sondern aus innerem Beruf ergriffen

hatte. Im Alter von zwanzig, fünfundzwanzig Jahren mußte er wirklich ein bildhübscher Kerl gewesen sein, und er versicherte höchst selbstgenügend, mehr wie eine vornehme Dame haben es in seiner Jugend bedauert, daß er nicht in eigenen, sondern fremden Geschäften mit ihr verkehrt.

Eines Tages, es war am Morgen nach dem Rosalienfeste, wird er zum Fürsten G . . . gerufen; da der Fürst G . . . einer seiner besten Kunden war, so beeilte er sich, dem Befehle Folge zu leisten und ward sogleich in das Kabinet des Fürsten geführt.

„Gabriello," hob der Fürst ohne weiteres Präambulum an, (denn Gabriello war sein eigentlicher Name, Mercurio nur der Kriegsname, wie wir Franzosen zu sagen pflegen,) „Gabriello, ich habe gestern auf dem Wagen der heiligen Rosalie unter Anderen auch ein junges, etwa sechzehnjähriges Mädchen gesehen, schön wie ein Engel, herrliche Augen, prachtvolles Haar, eine Sylphidengestalt — könntest Du ihr nicht zwei Worte von mir ausrichten?"

„Ein ganzes Dutzend, Eccellenza; nur müßte ich bitten, mir den betreffenden Engel ein klein wenig genauer zu bezeichnen; trug er eine Guirlande? blies er die Posaune? — "

„Nichts von alle dem; Du kannst gar nicht fehlen; er trug in der Rechten eine Lanze, in der Linken einen Schild, und stand gerade hinter dem Cardinal — "

„Aha, die Figur der Weisheit — Diamine! da haben Eccellenza keinen üblen Geschmack."

„Kennst Du sie?"

„Kenne ich nicht alle Schönheiten von Palermo?"

„Wer ist sie?"

„Die einzige Tochter des alten Mario Cappelli."

„Wie heißt sie?"

„Man nennt sie nur Gelsomina."

„Gut. Du verstehst mich? — Abgemacht."

„Das wird etwas langwierig werden, Eccellenza, und kostspielig!"

„Wieviel Tage?"

„Acht Tage."

„Wieviel Unzen?"

„Fünfzig."

„Gut; acht Tage, fünfzig Unzen. Heute über acht Tage erwarte ich Dich."

Der Fürst wußte schon aus Erfahrung, daß man sich auf Gabriellos Pünktlichkeit verlassen konnte.

Noch am selben Tage machte sich Gabriello ans Werk; sein erster Besuch galt dem Kapuziner, bei dem Gelsomina beichtete, Fra Leonardo.

Es war ein Greis von siebenzig bis fünfundsiebenzig Jahren, mit weißem Bart und strengen Zügen; auf den ersten Blick erkannte Gabriello, daß er hier keine sonderlichen Geschäfte machen würde; er gab also vor, er komme in Auftrag einer alten, reichen Tante der Kleinen, die ihr wohl wollte, und sich erkundigen ließe, ob alles Vortheilhafte, was man von dem Mädchen sagte, auch wirklich begründet sei. Fra Leonardo erklärte Gelsomina für

ein Muster der Tugend, Sittsamkeit, Frömmigkeit, kurz für einen leibhaften Seraph.

Signor Mercurio ließ sich durch diese Nachrichten nicht beirren; er wußte ja aus Erfahrung, wieviel auf dergleichen Beichtvaterlobhudeleien zu geben war. Er verkleidet sich als alter Jude, rafft die schönsten Diamanten zusammen, die er auftreiben kann, erspäht die Stunde, wo der alte Mario ausgegangen ist, geht dann dreist zu dem Mädchen und bietet seine Waare an. Als Gelsomina hört, daß die Waare in Schmuck besteht, weigert sie sich, dieselbe anzusehen, denn sie sei nicht reich genug, um sich dergleichen Dinge zu wünschen. Gabriello meint, wenn man sechzehn Jahre alt und schön wie ein Engel wäre, könne man alles wünschen und alles bekommen, öffnet das Schmuckkästchen und läßt Brillanten vor den Augen des Mädchens blitzen — so schön, daß sie einer Heiligen hätten das Köpfchen verdrehen können. Aber Gelsomina würdigt die Herrlichkeiten keines Blickes und da Gabriello sie zwingen will, sie zu betrachten, entspringt sie in ein Nebenzimmer, kehrt mit einem frischen Blumenkranze zurück und spricht:

„Das sind meine Diamanten; Gaetano sagt, schöner könne mich kein Schmuck auf der Welt kleiden, und wenn er mich schön findet, wünsche ich mir nichts Anderes. Uebrigens wird mein Vater gleich heimkehren und wenn er Euch hier findet, es wahrscheinlich sehr übel vermerken, daß ich Euch in seiner Abwesenheit empfangen; also folgt meinem Rathe, guter Alter, und trollt Euch so schnell als möglich."

Gabriello gehorchte; für einen ersten Versuch wollte

er die Sache nicht weiter treiben. Er wußte was er wissen wollte: Gelsomina war nicht kokett, aber sie war verliebt, und ihr Geliebter hieß Gaetano.

Er kehrte zum Fürsten G . . . zurück.

„Eccellenza," sprach er, „ich habe Gelsomina gesehen, aber die Sache wird schwieriger und kostspieliger als ich Anfangs glaubte; ich brauche vierzehn Tage und hundert Unzen."

„Nimm Dir so viel Zeit und Geld als Du willst, nur erkläre Dich bestimmt: wirst Du zum Ziele kommen?"

„Ich werde, Eccellenza."

„Gewiß?"

„Ich will Ew. Eccellenza Kundschaft verlieren, wenn es mißlingt."

„Gut. Marsch vorwärts."

Gabriello kannte seine Leute zu genau, um nicht zu wissen, daß mit dem jungen Mädchen auf gewöhnlichem Wege nichts anzufangen sei; die Sache mußte demnach von einer anderen Seite angefaßt werden.

Alles kam jetzt darauf an, den Monsieur Gaetano ausfindig zu machen, und das konnte unmöglich schwer halten; Gabriello miethete in einem Hause, dem des alten Mario gegenüber, ein kleines Zimmerchen und bezog noch am nemlichen Abend seinen Posten hinter einer Jalousie.

Je später es ward, je einsamer ward die Straße; um Mitternacht war sie wie ausgestorben; eine halbe Stunde darauf geht eine junge, schlanke Männergestalt mehrmals langsam vorüber, endlich als der Wanderer sich überzeugt hat, daß Alles ruhig ist, bleibt er stehen, zieht

eine kleine Mandoline unter seinem Mantel hervor und beginnt mit halblauter Stimme das reizende sicilianische Liedchen:

Occhiuzzi neri — —

Nach dem ersten Verse öffnet sich leise eine Jalousie in Marios Hause und Gabriello erkennt im Mondenscheine Gelsominas liebliches Köpfchen, mit dem frischen Blumenkranze geschmückt. Der junge Mann klettert auf einen Mauervorsprung, ergreift die Hand der Geliebten und bedeckt sie mit Küssen. Ueber eine volle Stunde lang werden die heißesten, inbrünstigsten, keuschesten Liebesschwüre gewechselt und — damit hat die Geschichte ein Ende; die Jalousie fällt wieder herab, der junge Mensch verweilt noch auf seinem halsbrecherischen Posten, bittet und fleht, das kleine weiße Händchen allein schiebt sich noch einmal zwischen den grünen Bretchen hervor, winkt dem Besucher sich zu entfernen, wird von diesem erhascht, noch zwanzigmal geküßt und verschwindet dann; gleich darauf hört man das Schließen eines Fensters. Der junge Mensch bittet abermals, doch vergebens; statt dankbar für die erhaltene Gunst zu sein, springt er mit einer Geberde des Zornes vom Mauervorsprung herab. Gabriello vermuthet, daß er sich nun schnell entfernen wird und beeilt sich auf die Straße hinabzukommen. Im Augenblick, da er aus seinem Hause tritt, sieht er den jungen Menschen noch um die Straßenecke biegen und geht ihm in gemessener Entfernung nach.

Der junge Mann schreitet rasch die Toledostraße hinab, bis zur Marine, dann den Quai entlang bis zu einem

kleinen Häuschen am Ufer des Meeres, in welchem er verschwindet. Um es wiederzuerkennen bezeichnet Gabriello den Thürpfosten mit seinem Messer und kehrt dann ruhig in seine Wohnung zurück.

Am andern Tag schon hatte er so genaue Auskunft über Gaetano, als er sie nur wünschen konnte. Er war ein bildhübscher Junge von zwanzig bis zweiundzwanzig Jahren, seines Gewerbes ein Fischer, etwas apart und verschlossen, sehr eitel, und immer mit solcher Sorgfalt auf seine Toilette bedacht, daß seine Kameraden ihn nur den Glorioso nannten.

Besser konnte es sich Gabriello gar nicht wünschen und sein Operationsplan war auch sogleich demgemäß entworfen:

Er suchte das hübscheste und pfiffigste Mädchen unter seiner Bekanntschaft auf. Es war eine Cataneserin, die ein Signor Marchese aus Syrakus verführt und nachdem er über ein Jahr mit ihr gelebt wieder verlassen hatte. Während dieser Zeit hatte sich das Mädchen höchst geschickt alle Manieren einer großen Dame angeeignet und war jetzt ganz die Person, wie Gabriello sie gebrauchen konnte.

Er miethete eine kleine aber elegante Wohnung im schönsten Stadtviertel, miethete die saubersten Meubles, die er auftreiben konnte, holte die Cataneserin ab, installirte sie in der neuen Wohnung, gab ihr ein Mädchen, das früher einmal seine Maitresse gewesen war, zur Kammerfrau, und instruirte beide auf das genaueste. Alles das war in vier Tagen abgemacht.

Der fünfte Tag war ein Sonntag, an welchem ein

ländliches Fest zu Belmonte, einem Dorfe nahe bei Palermo, sein sollte. Gabriello wußte, daß Gelsomina sich mit einigen Freundinnen verabredet hatte, diesem Feste beizuwohnen.

Gaetano, der Bösewicht, war noch nicht da, als Gelsomina erschien; ihre Augen suchten ihn vergeblich im fröhlichen Gewühle. Endlich entdeckt sie eine mit Blumen und Bändern geschmückte Barke, an deren Mast ein buntseidner Wimpel flattert, von la Bagheria über den Golf daher segeln. Die Barke legt an, Gaetano springt ans Land. Gaetano war nur in einfache Fischertracht gekleidet, aber seine phrygische Mütze war von so glänzendem Scharlach, sein Sammtspenzer so schön gestickt wie ein arabischer Kaftan, sein seidner Gürtel von so geschmackvoller Farbenwahl, die weißen Pantalons von so feiner cataneſiſcher Leinwand, daß er auf dem elegantesten Maskenball hätte figuriren können. Allen jungen Mädchen, die Gaetano erblickten, entschlüpfte ein Ausruf der Bewunderung, Gelsomina allein blieb stumm, aber vor Freude und Stolz ward sie röther als die Rosen in ihrem Haar.

Gaetano widmete sich ausschließlich Gelsomina, aber obgleich er eben so stolz auf die Schönheit seiner Auserwählten war wie auf seine eigne, hatte er doch auch Augen für die eleganten Damen, die von den umliegenden Villas herbeigekommen waren, um sich das ländliche Fest von Weitem mit anzusehen. Mehre unter ihnen bemerkten Gaetano und zeigten mit dem Finger auf ihn, mit jener Naivetät italienischer Frauen, die vor einem schönen jungen Mann oft ohne Umstände stehen bleiben und ihn

eben so unbefangen bewundern, wie eine schöne Statue, ein schönes Pferd, oder einen schönen Shawl. „Che bel giovinotto!“ hört man sie dann wohl laut ausrufen, dann aber gehen sie ruhig fürbaß und der bel giovinotto hat das leere Nachsehen. Gaetano erwiederte die bewunernden Blicke mit stolzem höhnischen Lächeln, aber trotz dem lag in diesem höhnischen Lächeln ein gewisser Ausdruck, an dem man leicht erkennen konnte, daß Gaetano, wer weiß Was, darum geben würde, der Auserkohrene seiner dieser vornehmen Damen zu sein.

Gelsomina sah und wußte nur Eines: daß ihr Gaetano der König des Festes sei, daß man sie allgemein um den schönen Fischer beneide und, da sie das Herz ihres Geliebten nach dem ihrigen beurtheilte, so war sie überglücklich.

Gaetano schlug Gelsomina und ihren Freundinnen vor, sie in seiner Barke heimzubringen. Der Vorschlag ward natürlich angenommen, und während Gaetanos jüngerer Bruder, ein Knabe von vierzehn Jahren, das Steuerruder führte, setzte sich dieser mit seiner Mandoline ins Vordertheil des Bootes und ließ die süßesten Lieder Melis, dieses sicilianischen Anacreons, durch die warme Nachtluft über das wundervoll blaue Meer dahin schallen.

Dicht bei Gaetanos Hütte stieg die Gesellschaft ans Land. Der schöne Fischer schlenderte mit Gelsomina und zwei ihrer Freundinnen; an der nächsten Straßenecke schied die eine, die hier wohnte; die andere ging vollends mit bis in Gelsominas Haus, wo Gaetano sich empfahl, und kam wenige Augenblicke darauf mit der alten Assunta,

Gelsominas Amme, wieder heraus, um von dieser heimgeführt zu werden.

Gabriello nahm natürlich seinen früheren Observationsposten wieder ein; zur selben Stunde wie das erste Mal erschien Gaetano wieder, gab das Zeichen mit der Mandoline, kletterte wieder auf den Mauervorsprung, die Jalousie öffnete sich wieder, worauf die ganze Scene wie früher, sammt Handküssen, Liebesbetheurungen, Abschied, Bitten, Verweigerung und grollender Abfertigung folgte.

Daß die Liebesleutchen sich auf diese Weise jede Nacht sahen und sprachen, war Gabriello nun klar, aber eben so auch, daß Gelsomina trotz dieser nächtlichen Besuche vollkommen würdig war auf dem Wagen der heiligen Rosalie die Göttin der Weisheit vorzustellen.

Als Gaetano sich in der nächstfolgenden Nacht zum gewöhnlichen Rendezvous begab, vertrat ihm eine, in einen großen schwarzen Schleier verhüllte Frauengestalt den Weg, und schob ihm ein kleines, versiegeltes Billetchen in die Hand. Gaetano wollte das Frauenzimmer aufhalten, ausfragen, aber es legte bedeutsam den Finger über dem Schleier auf die Lippen, deutete auf das Billetchen und schlüpfte davon wie ein Nachtgespenst.

Gaetano stand eine Weile verblüfft und guckte bald das Billetchen an, bald der davoneilenden Frauengestalt nach; dann näherte er sich schnell einem Madonnenbilde, vor welchem eine Lampe brannte, öffnete das feine Blättchen und las, oder verschlang vielmehr die wenigen Zeilen, die es enthielt. Es war eine Liebeserklärung in aller Form und in den feurigsten Ausdrücken; man sagte ihm zugleich

darin, wenn er geneigt sei, die zärtlichen Gefühle zu erwiedern, so solle er sich in nächster Nacht zur selben Stunde, an dem nämlichen Orte wieder einstellen, wo dieselbe verschleierte Frau ihn dann zu Derjenigen führen würde, deren unbesiegbare Leidenschaft sie zu solchem seltsamen Schritte verleitet hätte.

Die Unterschrift lautete: Eine der vornehmsten Damen Siciliens.

Die Wirkung dieser Botschaft auf Gaetano war zauberhaft; freudiger Stolz überstrahlte seine Züge, er erhob die Stirn, schüttelte sich die dunkeln Locken zurück und athmete hoch auf, wie ein Mensch, der sich plötzlich an einem lange ersehnten Ziele sieht und sein Glück kaum zu fassen vermag.

Obgleich Mitternacht schon lange vorüber war, blieb er immer noch nachdenkend auf derselben Stelle stehen, las das Briefchen noch einmal und zum drittenmale, steckte es behutsam in die Seitentasche seiner Weste und ging dann mit sehr gemäßigten Schritten Gelsominas Hause zu.

Kein Zeichen war noch mit der Mandoline gegeben worden, aber das arme Kind harrte schon am offenen Fenster; seit jenem Tage, wo Gaetano Gelsomina gestanden, daß er sie liebe, war es das erstemal, daß er auf sich warten ließ.

Endlich erschien er und war zwar immer noch so zärtlich wie früher, aber doch etwas zerstreut, unruhig, fast genirt, Gelsomina bemerkte es, wohl zehnmal frug sie ihn, was ihm fehle, ob ihm etwas Unangenehmes begegnet sei? Gaetano wich erst aus und gestand dann: er fühle

sich unwohl, leidend, und wenn ihm morgen nicht besser sei, so wäre es wohl möglich, daß er nicht kommen würde.

Vor solcher Befürchtung vergaß Gelsomina alles Andere; Gaetano mußte sich wirklich recht krank fühlen, daß er, zum erstenmale seit länger als einem Jahre, nicht zu seiner Gelsomina kommen wollte und sie ward so besorgt, daß Gaetano sie selbst mit der Versicherung trösten mußte, er habe ja bis jetzt so eine eisenfeste Gesundheit besessen, daß ihm gerade deßhalb ein kleines Unwohlsein unerträglicher erscheine wie jedem Anderen; er werde aber Alles aufbieten, um sich zur gewohnten Stunde einzufinden.

Die jungen Leute trennten sich; zum erstenmale schloß Gelsomina das Fenster mit einem Gefühle der Beängstigung, der Sorge, das ihr bisher fremd gewesen war. Gaetano fühlte sich im Gegentheil, je weiter er sich von Gelsomina entfernte, je freier und leichter. Auch ihm war ja Verstellung und Heuchelei bis jetzt fremd gewesen.

In der nächsten Nacht traf Gaetano die verschleierte Frau zur nämlichen Stunde, am nämlichen Orte; als er sie erblickte, drang ihm alles Blut zum Herzen, es war ihm als müsse er ersticken. Die Frau trat rasch auf ihn zu.

„Nun?“ frug sie; „bist Du entschlossen?“

„Ist Deine Gebieterin jung?“ frug Gaetano.

„Kaum zweiundzwanzig Jahr.“

„Schön?“

„Wie ein Engel — viel zu schön für Dich,“ sprach das Weib höhnisch.

Einen Augenblick verweilte Gaetano im finsteren Nachdenken; sein guter und sein böser Genius kämpften einen

furchtbaren Kampf in seiner Brust; aber der höhnische Ton des Weibes hatte Gaetanos empfindlichste Seite getroffen — der böse Genius trug den Sieg davon.

„Ich folge Dir!" sprach er entschlossen.

Die Führerin schlug schweigend den Weg nach der Straße Magueda ein; ziemlich am Ende derselben blieb sie vor einem deliciosen Palazzino stehen, zog einen Schlüssel hervor, und öffnet eine Thür, die zu einer gewundenen Treppe führte; kein Lämpchen brannte, Alles war rabenfinster. Die Frau flüstert Gaetano leise zu, sich an ihrem Schleier festzuhalten, sie steigen etwa zwanzig Stufen hinan, gehen durch ein matterleuchtetes Vorzimmer, einen glänzend meublirten Salon, wo die Kammerfrau eine Thüre öffnet, aus welcher dem schönen Fischer jener berauschende Wohlgeruch entgegen strömt, der eben nur dem Boudoir einer eleganten Modedame eigenthümlich ist.

„Signora, er ist da," flüstert die Kammerfrau.

„O mein Gott, Teresita," entgegnet zaghaft eine sanfte Frauenstimme, „ich habe nicht den Muth, ihn zu sehen!"

„Und warum nicht, Signora?" spricht Teresita und macht die Boudoirthüre noch weiter auf, so daß Gaetano beim Scheine einer Alabaster-Ampel eine üppige Frauengestalt im Negligee auf einen Divan hingegossen erblickt „was könnten Sie zu befürchten haben?"

„Wenn er mich nun nicht wieder liebte?"

„Sie nicht wiederlieben, Signora!" rief Gaetano, in das Boudoir stürzend; „Sie nicht lieben! Ist das möglich, sobald man Sie nur erblickt hat? Nein, nein, das

glauben Sie selbst nicht! Befürchten Sie nichts, Signora, ich bin der Ihre mit Blut und Leben!"

Und Gaetano sank liebeglühend zu den Füßen der schönen Frau, die, wie in einer letzten Anwandlung von Schamhaftigkeit, das Gesicht in beiden Händen verbarg.

Teresita zog sich leise zurück und schloß vorsichtig hinter sich die Thüre des Boudoirs.

Gelsomina harrte bis drei Uhr Morgens, aber vergeblich, Gaetano kam nicht.

Der nächste Tag war ein sehr trauriger für das arme Kind; es war der erste Liebesschmerz, den es empfand. Es war Gelsomina, als ob die Sonne heute gar nicht untergehen wollte; endlich ward es Abend, es ward Nacht, die Stunden verstrichen, langsam und bleiern, aber sie verstrichen doch. Es schlug Mitternacht.

Die Arme wagte es nicht, das Fenster zu öffnen; endlich ertönt das schmerzlich ersehnte Zeichen, sie springt an die Jalousie, reißt sie auf und streckt Gaetano beide Hände zugleich entgegen. Gaetano war an seinem Posten, aber kalt, zurückhaltend; er fühlte, daß er sich selbst verrieth, er wollte in die nämlichen Liebesbetheurungen ausbrechen wie immer, aber die Worte fehlten ihm zum ersten Male, seinem Tone fehlte der Ausdruck der Wahrheit; Gelsomina fühlte instinktartig, daß irgend ein Unglück ihr bevorstehe und brach in Thränen aus. Beim Anblick dieser Thränen, die warm auf seine Wangen niederträufelten, fühlte Gaetano für den Augenblick seine frühere Liebe wieder erwachen. Er bedeckte ihre Hände mit glühenden Küssen, wußte kaum, wo er genug zärtliche Worte

hernehmen sollte. Gelsomina ließ sich willig täuschen; sie war es jetzt, die Gaetano wegen ihrer Kälte, ihrer Zurückhaltung, ihrer Eifersucht tausendmal um Vergebung bat. Gaetano erbebte unwillkührlich bei diesem letzteren Worte, das zum erstenmale zwischen ihnen ausgesprochen ward. Er fühlte, daß es ihm auf die Länge nicht möglich sein würde, Gelsomina zu betrügen. Um seine Verlegenheit zu verbergen, suchte er Veranlassung zum Zwist.

„Du beklagst Dich über mich, Gelsomina," sagte er, „während ich mich doch eigentlich über Dich zu beklagen habe."

„Ueber mich!" rief das Mädchen; „was in aller Welt hätte ich Dir denn zu Leide gethan?"

„Du liebst mich nicht."

„Ich liebe Dich nicht! ich! — Er sagt ich liebe ihn nicht — o mein Gott!"

„Nein, nein, Du liebst mich nicht!" versetzte Gaetano, der die Ungerechtigkeit dieser Beschuldigung wohl fühlte, da der Fall gerade umgekehrt war; „wenigstens nicht so wie ich Dich liebe und — wie ich gern von Dir geliebt sein möchte."

„Und wie könnte ich Dich wohl heißer, inniger lieben, als ich Dich liebe!"

„O doch, doch! denn man liebt nicht wahrhaft und innig, so lange man dem Gegenstande seiner Liebe noch Etwas verweigert."

„Was hätte ich Dir denn jemals verweigert?" frug das arme Kind naiv.

„Alles! denn das heißt Alles verweigern, wenn man nur halb gewährt.“

Gelsomina erröthete; jetzt erst begriff sie, was Gaetano meinte.

„Höre mich, Gaetano,“ sprach sie endlich, nachdem sie sich wieder gefaßt hatte: „daß ich Dich aus voller Seele liebe, weißt Du recht gut; Du weißt aber auch, welche Bedingungen Dir mein Vater gestellt hat; er giebt mir tausend Ducaten zur Aussteuer, verlangt aber von Dir, daß Du mir eine gleiche Summe zubringest; Du hast ihm gesagt, zwei Jahre würden hinreichen, um diese Summe zu erübrigen, Du hast also selbst in die Bedingung gewilligt, die unsere Verheirathung auf so lange verzögert. Habe ich dagegen nicht Alles gethan, was ich konnte, lieber Gaetano, um Dir diese Zeit des Wartens weniger lang erscheinen zu lassen? Ein Jahr ist bereits davon verstrichen und mir wenigstens erscheint es jetzt kaum wie ein Monat. Wenn Du aber gar so sehr fürchtest, das noch zu überstehende Jahr möge Dir zu lang werden — nun denn, Gaetano — wenn Du meinst, ein armes Mädchen habe noch mehr als ihr Herz zu verschenken — wohlan, so bin ich entschlossen; sprich mit Fra Leonardo, meinem Beichtvater; er liebt Dich, er war es ja, dessen Zureden meinen Vater vorzüglich bewog, seine Einwilligung zu geben. Will er uns heimlich trauen, so will ich, um Dir den größten Beweiß meiner unbegränzten Liebe zu geben, den väterlichen Zorn auf mich laden und Dich morgen um elf Uhr, statt um Mitternacht erwarten. Bringe eine Strickleiter mit, damit ich hinabkommen kann, wir eilen in die Kriche

Mädchen saß eben mit gesenktem Haupte, die gefalteten Hände im Schooße, in schmerzliche Träume versunken da; es sah den Versucher nicht eintreten, es bemerkte ihn erst als er dicht vor ihm stand. Gelsomina schrak zusammen, blickte auf, erkannte ihn und erbebte, als ob eine giftige Natter sie berührt habe.

„Was wollt Ihr wieder?" frug sie ängstlich.

„Ich wollte mich nur erkundigen," antwortete der Jude grinsend, „ob das bescheidene Blumenkränzlein, das Du mir neulich so stolz zeigtest, Deinem Gaetano immer noch so schön dünkt?"

„Was soll das heißen?"

„Je nun, es ist ein stolzer, hochstrebender Junge; es könnte wohl sein, er wäre des einfachen Schmuckes überdrüssig und er richtete seine Blicke eines schönen Morgens auf irgend einen anderen, glänzenderen Schmuck."

„Gaetano liebt mich," rief Gelsomina erbleichend; „ich bin seiner Liebe so gewiß, wie ich es meiner eigenen bin. Zudem würde er mich nie täuschen, sein Herz ist zu edel, zu groß zum Betrug."

„Ja, ja, ein großes Herz muß er haben," rief der Jude lachend; „so groß, daß zwei Liebschaften zugleich Platz darin haben."

„Ihr lügt!" rief das Mädchen mit einer erkünstelten Zuversicht, die sie selbst nicht mehr besaß; „Ihr lügt; verlaßt mich!"

„Meinst Du wirklich, armes Kind? Und wenn ich Dir nun den Beweiß von der Wahrheit meiner Behauptung gäbe?"

Gelsomina sah ihn mit Blicken an, in denen sich Angst und Eifersucht spiegelten; dann schüttelte sie unwillig das schöne Köpfchen, als wollte sie die Stimme in ihrem eigenen Herzen Lügen strafen und stammelte: „Nein, nein, es ist unmöglich, es kann nicht sein!"

„Und doch ist er mehre Abende schon weggeblieben, er wird heute nicht kommen, morgen nicht, übermorgen nicht —"

„Ich weiß es; weil er eine Fahrt nach den Inseln vor hat."

„So hat er Dir gesagt?"

„Sollte es nicht die Wahrheit sein? O mein himmlischer Vater!"

„Gaetano hat Palermo nicht verlassen."

„Aber er wird es heute Abend verlassen."

„Weder heute, noch morgen, noch übermorgen; er bleibt."

„Er bleibt? Und weßhalb, warum?

„Weßhalb? — Ich will es Dir sagen: um der Liebe mit einer schönen, reichen Marchesa zu pflegen."

„Wer ist das Weib? wo ist das Weib? — Ich will es sehen, will es sprechen!"

„Was hast Du mit der Dame zu thun? Sie hat Dir nichts gethan. — Gaetano ist es, der Dich verräth, an Gaetano mußt Du dich rächen."

„Mich rächen? Und wie?"

„Indem Du ihm Gleiches mit Gleichem vergiltst; Untreue gegen Untreue."

„Hinaus!" rief Gelsomina zornflammend; „auf der

Stelle verlaß mich! Du bist ein Elender, ein Bösewicht!"

„Du jagst mich fort, armes verrathenes Täubchen? Ich gehe; aber Du wirst mich schon wieder aufsuchen."

„Nie, niemals!"

„Schon gut; ich heiße Isaak, wohne Salita Sant' Antonio, Nr. 27; — Ich erwarte nur einen Wink von Dir, um mich wieder einzustellen."

Der Jude ging und ließ Gelsomina wie vernichtet von der eben vernommenen Unglückskunde.

Den ganzen Tag, die ganze folgende Nacht brachte sie im qualvollen Kampfe mit sich selbst zu; was die Arme litt, können Worte nicht schildern. Zwanzigmal ergriff sie die Feder, um an Gaetano, um an den Juden zu schreiben, und zwanzigmal warf sie sie wieder von sich.

Am andern Tag, mit Einbruch der Abenddämmerung ward an des Juden Thüre geklopft; Isaak öffnet; ein Weib in einen dichten Schleier gehüllt, tritt ein und wirft, sobald die Thüre wieder verschlossen ist, den Schleier zurück: es ist Gelsomina.

„Da bin ich!" haucht sie kaum hörbar.

„Ihr thut mehr als ich erwartet habe," sprach der Jude; „ich meinte, Ihr würdet mich rufen lassen, mein schönes Kind, und nun bemüht Ihr Euch gar selbst zu mir."

„Es ist nicht nöthig, Jemanden anderen in das Vertrauen zu ziehen."

„Sehr richtig, sehr klug von Euch. Und was ist jetzt Euer Begehr?"

„Ich will die Wahrheit wissen."

„Ich habe sie Euch gesagt."

„Ich verlange Beweise."

„Die könnt Ihr haben sobald Ihr wollt."

„Auf welche Art?"

„Verbergt Euch in der Straße Magueda, Nr. 140 gegenüber; Ihr könnt nicht fehlen, es ist ein schöner Palazzino mit Säulchen, Balcons und Jalousien, wie gemacht zu einem Tempel der Liebe."

„Nun — und?"

„Nun, um Mitternacht werdet Ihr Gaetano in den Palazzino schleichen, und ihn noch vor Tagesanbruch wieder verlassen sehen."

„Mitternacht, Straße Magueda, Nr. 140 —"

„Ganz richtig."

„Und er wird heute Nacht hingehen?"

„Er geht jede Nacht dahin."

„Jeder Dienst erheischt seinen Lohn," versetzt Gelsomina mit bitterem Lächeln; „Ihr habt mir eben einen wichtigen Dienst erwiesen, fordert nun Euern Lohn."

Schmunzelnd holt der Jude das Schmuckkästchen hervor und hält es Gelsomina geöffnet unter die Augen.

„Was soll das?" frug sie unwillig.

„Wählt von diesen Diamanten den, der Euch am besten gefällt, und ich bin reichlich belohnt."

„Schweigt," rief Gelsomina und warf eine kleine Börse, in der sich etwa fünf oder sechs Unzen und eben so viele Piaster befinden konnten, verächtlich auf einen Stuhl;

„hier ist Alles was ich eben besitze, nehmt es und seid bedankt.“

Ohne weiter auf die Einwendungen des Juden zu hören, verließ sie rasch das Zimmer.

Am nämlichen Abend, um zehn Uhr, umarmte und küßte sie ihren schon im Bett liegenden Vater, wie sie gewöhnlich zu thun pflegte, ging dann in ihr Zimmer, hüllte sich in den großen, dunklen Schleier, schlich leise über den Corridor, lauschte nochmals am Schlüsselloch, ob der Vater schlafe und die Lampe verlöscht sei, schloß dann vorsichtig die Straßenthüre auf, zog den Schlüssel ab, um zu jeder Stunde wieder heimkehren zu können und eilte dann mit beflügelten Schritten die Straße hinab.

Zehn Minuten darauf stand sie in der Straße Magueda, dem Palazzino Nr. 140 gegenüber, in einer Mauernische verborgen.

Die Zeit dehnte sich ihr zur Ewigkeit aus; endlich, einige Minuten vor Mitternacht, sieht sie eine männliche Gestalt in einen weiten Mantel gehüllt, die Straße herabkommen; auf den ersten Blick hat sie Gaetano erkannt. Sie mußte sich an die Mauer lehnen, um nicht umzusinken.

Mehrmals ging Gaetano vor dem Hause auf und ab, bevor er mit der Mandoline das verabredete Zeichen gab, ach! dieselbe Mandoline, bei deren Accorden Gelsomina so oft das Herz rascher und freudiger schlug!

Endlich ward drüben die Thüre halb geöffnet und Gaetano schlüpfte hinein.

Gelsomina glaubte, sie müsse auf der Stelle sterben; aber die Eifersucht, die ihr erst den tödtlichen Streich ver-

setzt, gab ihr jetzt auch Kräfte, um dem tobenden Sturm in ihrer Brust Stand zu halten. Sie setzte sich auf eine Steinstufe, im Schatten, und harrte.

Eine Stunde nach der anderen schlich bleiern und schwer dahin; es hat bereits drei Uhr geschlagen, da wird die Thüre wieder geöffnet und Gaetano erscheint, neben ihm eine Frauengestalt in einem weißen, reichen Nachtgewande. Kein Zweifel mehr: Gelsomina war verrathen.

Aber, als ob der Himmel ihr durch einen einzigen Schlag jeden Hoffnungsstrahl einer möglichen Täuschung hätte rauben wollen, gab ihr das verbrecherische Paar auch noch volle Zeit sich von ihrem Unglücke zu überzeugen; weder Eines noch das Andere schienen sich zur Trennung entschließen zu können; das Umarmen und Abschiednehmen währte wohl eine halbe Stunde.

Endlich ging Gaetano fort, die Thüre ward hinter ihm wieder geschlossen. Gelsomina hatte bis jetzt starr und regungslos wie eine Marmorstatue dagestanden; da nun plötzlich that sie, als ob sie sich gewaltsam von ihrem Piedestal losrisse, einige Schritte schwankend vorwärts; sie wollte rufen, aber die Stimme versagte ihr den Dienst, nur ein matter, heiserer Schrei erklang, die Kniee brachen zusammen und sie stürzte lang hin aufs Straßenpflaster.

Als sie wieder zur Besinnung erwachte, befand sie sich auf den Stufen des Palastes Giardinelli; ein Mann kniete neben ihr, ihr Haupt stützend und ihr ein Aetherfläschchen vorhaltend: es war Isaak.

Gelsomina starrte den Juden voll Entsetzen an; er erschien ihr wie ein Engel des Verderbens. Sie raffte

sich mühsam auf und suchte in ihrer Tasche, ob sie nicht etwas Geld bei sich habe, um ihm seine Mühe zu bezahlen, aber sie suchte vergebens.

„Ich habe nichts bei mir," sprach sie; „aber ich werde Euch morgen Eure Belohnung schicken."

„Das ist nicht nöthig," versetzte der Jude; „ich werde sie mir schon selbst holen."

„Kommt nicht!" rief sie, schaudernd vor ihm zurückweichend; „Ihr flößt mir nur Abscheu ein."

Ein leises, höhnisches Lachen war des Juden Antwort.

Gelsomina eilte so rasch sie konnte durch die Straßen und erreichte endlich mühsam die Thüre des väterlichen Hauses, ohne nur ein einzigesmal rückwärts zu blicken. Hier aber verließen ihre Kräfte sie aufs Neue; es flimmerte ihr vor den Augen, es schwirrte und summte ihr vor den Ohren; sie wollte die Thüre aufschließen, aber sie konnte das Schloß nicht finden, ein furchtbarer Schmerz zuckte ihr durch das Gehirn, sie glaubte wahnsinnig werden zu müssen und sank, Gott um Erbarmen anflehend, auf eine Steinbank neben der Hausthüre nieder.

Hier fand sie ihr Vater, als er am andern Morgen um fünf Uhr die Laden öffnen wollte.

Sie war nicht wirklich ohnmächtig; sie hatte die Augen weit geöffnet, die Hände krampfhaft zusammengeballt, die Zähne klapperten ihr, als ob sie aus Eiswasser gezogen worden wäre.

Ihr Vater wollte sie ausfragen, aber sie antwortete nicht, es war noch kaum Tag, Niemand hatte sie gesehen.

Mario rief die alte Assunta herbei, beide trugen sie auf ihr Zimmer, entkleideten sie und brachten sie zu Bett; sie ließ alles willig mit sich geschehen, aber kein Wort war ihren Lippen zu entlocken.

Bald darauf ward sie von heftigem Fieberfrost geschüttelt, Mario wollte gleich einen Arzt holen lassen, aber Gelsomina erklärte, sie wolle niemand sehen und sprechen, als ihren Beichtvater, Fra Leonardo.

Der Mönch kam und unterhielt sich über eine Stunde mit ihr. Als er Gelsominas Zimmer verließ, stand der Vater vor ihrer Thüre und wollte ihn ausfragen, aber als Beichtvater durfte Fra Leonardo nichts entdecken; er schüttelte auf alle Fragen Marios nur traurig das Haupt und versicherte Mario, seine arme Tochter sei eine wahre Heilige.

Nicht lange, nachdem Fra Leonardo weggegangen, stellte sich auch der Jude ein und verlangte Mario zu sprechen. Er sagte diesem, er habe zufällig gehört, daß seine Tochter so plötzlich erkrankt sei, und da er eine Menge vortrefflicher geheimer Heilmittel besitze, so mache er sich anheischig das Mädchen wieder herzustellen, wenn man ihn allein einlassen wolle.

Der bekümmerte Vater ließ Gelsomina fragen, ob sie den heilkundigen Juden etwa selbst sehen und sprechen wolle; Gelsomina ließ sich den Mann von der alten Assunta beschreiben, und als sie daraus ersehen, daß es ihr geheimnißvoller Verfolger sei, ließ sie ihm durch die Amme sagen, er möge morgen um dieselbe Zeit wiederkommen.

Natürlich hütete der Jude sich wohl, die bestimmte

Stunde zu versäumen; als er aber den alten Mario ersuchte, ihn unverzüglich bei seiner Tochter zu melden, antwortete dieser weinend: heute Morgen sei Gelsomina plötzlich als Novize in das Kloster Unsrer lieben Frau vom Kalvareinberge eingetreten.

Gabriello hatte auf Gelsominas Verzweiflung gerechnet, um sie in seine Netze zu locken; aber Gelsomina hatte ein zu reines, frommes Gemüth; die Verzweiflung hatte sie im Gegentheile gerettet.

Indeß gab Gabriello deßhalb noch nicht alle Hoffnung auf. Zuvörderst versuchte er ins Kloster zu dringen; es war ja nicht das erstemal, daß er das Haus des Herrn entweihete; diesmal aber waren Bitten, Drohungen, Geld, alles vergeblich, die Pförtnerin blieb eisenfest.

Fünf Tage verstrichen so und noch war Gabriello um keinen Schritt weiter gekommen; die vom Fürsten G . . . erbetene Frist war um, zagend und verwirrt stellte er sich bei ihm ein. Es war das erstemal, daß alle seine Pläne so complett scheiterten.

„Nun!“ rief ihm der Fürst entgegen, „wo ist das Mädchen?“

„Meiner Treu, Monseigneur,“ antwortete Gabriello mit unverwüstlicher Frechheit, „seit zwölf Tagen spielen der liebe Gott und der Teufel Würfel mit einander; aber diesmal war der liebe Gott der schlauere, er hat die Parthie gewonnen.“

„Du giebst sie also auf?“

„Die kleine Hexe hat sich in das Kloster Unserer lieben Frau vom Kalvarienberge geflüchtet, und ich sehe

keine Möglichkeit sie wieder herauszubekommen — Eccellenza müßten denn etwa geneigt sein, sich das Mädchen mit Gewalt zu holen."

„Danke schönstens! Daß ich ein Narr wäre mich mit dem Erzbischof zu überwerfen! Uebrigens ist das Deine Sache, nicht die meinige; Du hattest Dich ja verbindlich gemacht, mir das Mädchen zu schaffen; bringst Du es nicht zu Stande, so bleibt die Schande auf Dir sitzen."

„Ich darf mich doch wohl der Hoffnung hingeben, daß Eccellenza das Geheimniß bewahren werden?" sprach Gabriello, auf das Tiefste gedemüthigt.

„Das Geheimniß bewahren?" rief der Fürst lachend. „Ei warum nicht gar! Im Gegentheil, überall will ich erzählen, daß ich Appetit auf ein kleines Bürgermädchen, eine Grisette, ein unbedeutendes Ding hatte, daß ich Dir Carte blanche in Betreff des Geldes, in Betreff der Zeit gegeben habe, und daß Du trotz alle dem Nichts ausgerichtet hast!"

„Aber ums Himmelswillen, Monseigneur, dann bin ich ja ein ruinirter Mensch!" rief Gabriello in höchster Verzweiflung. „Wollen Sie mich denn ins Elend stürzen?"

„Nicht geradezu; aber meine guten Freunde sollen erfahren, wieviel man auf Dein Wort bauen kann; das wird eine kleine Entschädigung sein, die ich mir verschaffen will."

„Eccellenza sind also entschlossen mir diesen Schimpf anzuthun?" frug Gabriello mit verbissenem Grimm.

„Fest entschlossen, mein verunglückter Signor Mercurio!"

„Wie nun aber, wenn ich noch nicht alle Hoffnung aufgegeben hätte?"

„Das wäre freilich ein Anderes."

„Nun wohlan denn, und wenn der liebe Herrgott selbst die Kleine in Schutz nehmen wollte — ich setze Alles daran! Wollen Eccellenza mir eine neue Frist vergönnen, um noch ein letztes, äußerstes Mittel zu probiren?"

„So viel Du willst, wenn Du nur zum Ziele gelangst — Per bacco! Deine Galgenangst reizt nur meinen Appetit."

„Drei Monat?"

„Ich will großmüthig sein: ich verwillige Dir sechs. Aber dann — !"

„Haben Sie entweder das Mädchen, oder ich bin todt!"

„Abgemacht."

„Und während dieser sechs Monate werden Eccellenza das Geheimniß bewahren?"

„Stumm wie ein Fisch. Ich gebe Dir ungeheuer vor bei der Parthie."

„Erkenne es mit unterthänigem Dank an; dafür aber auch, Eccellenza, ist es keine Geldsache mehr, sondern ich betrachte es als Ehrensache; ich setze es durch, und sollte es mein Leben kosten."

„Also, in sechs Monaten."

„Vielleicht früher noch; später in keinem Fall."

„Adio, Signor Gabriello."

„Auf Wiedersehn, Monseigneur."

Gabriello kehrte um eine Centnerlast erleichtert heim;

in der höchsten Desperation war ihm ein luminöser Gedanke aufgestiegen, aber die Sache mußte reiflich erwogen und fein angegriffen werden. Er schloß sich ein, raffinirte den ganzen Tag und die folgende Nacht, endlich am anderen Morgen war sein Operationsplan fertig.

Noch am nämlichen Vormittag suchte er Fra Leonardo in seiner Zelle auf, warf sich dem frommen Manne zu Füßen und beichtete ihm, daß er ein großer Sünder sei; Gottes Gnade habe ihn jedoch plötzlich erleuchtet und er flehe Leonardo nun an, ihm beizustehen auf der rechten Bahn fortzuwandeln, die er so lange seitwärts gelassen habe.

Er gestand ihm nun ganz offen, welch ein schändliches Gewerbe er bis jetzt getrieben, und bei jeder neuen Nichtswürdigkeit, bei jedem neuen Bekenntniß schlug er sich mit solcher Heftigkeit an die Brust, zeigte so viele Reue und Zerknirschung, daß der gute Mönch wohl oder übel an die Bekehrung dieses verstockten Sünders glauben mußte. Er frug Gabriello, wie denn dieses Wunder so plötzlich geschehen sei?

Gabriello erzählte nun, wie er von einem sehr großen Herren beauftragt worden sei, Gelsomina zu verführen und sie ihm zu verschaffen; der Glanz des Goldes und Satans Macht hätten ihn verblendet, den sündhaften Auftrag zu übernehmen; kaum aber habe er Gelsomina gesehen, als er auch sogleich eine heftige Liebe zu ihr empfunden, und gar nicht einmal den Muth gehabt, das teuflische Werk zu beginnen. Lange Zeit habe er diese Liebe mit aller Macht bekämpft, wohl wissend, wie unwürdig

er eines solchen reinen Engels sei. Plötzlich aber habe er sich jenes schönen Spruches erinnert: daß es keine noch so große Sünde gebe, die Reue und Besserung nicht wegwasche; er sei entschlossen gewesen, sich Gelsominas Vater zu Füßen zu werfen, ihm Alles zu gestehen — da habe er erfahren, daß Die, die er über Alles liebe, ins Kloster gegangen sei. Jetzt komme er in voller Verzweiflung zu Fra Leonardo, um ihm zu eröffnen, daß auch er entschlossen sei der Welt zu entsagen und, wenn Gelsomina Nonne werde, Mönch zu werden; die Hälfte seines sündhaft erworbenen Vermögens wolle er den Armen schenken, und mit der anderen Hälfte eine Siftung zur Aussteuer armer, tugendhafter Mädchen gründen.

Solch ein frommer Entschluß mußte natürlich den ehrlichen Mönch bis zu Thränen rühren. Er sagte dem Bußfertigen, er möge noch nicht alle Hoffnung aufgeben, so große Reue werde und müsse der Herr mit gutem Erfolge belohnen; vielleicht würde Gelsomina nicht auf einem Vorsatze beharren, den sie wohl nur in einem Augenblicke der Gereiztheit und Ueberspannung gefaßt, zumal sie ihren alten Vater dadurch den herbsten Schmerz bereitet; er selbst wolle sein Möglichstes thun, um das Mädchen von ihrem übereilten Entschlusse zurückzubringen; das Uebrige müsse man der Zeit und Gottes Beistand anheim stellen.

Von neuem fiel Gabriello Fra Leonardo zu Füßen, küßte ihm die Hände und Füße, und bat ihn um Erlaubniß, seinen Besuch täglich wiederholen zu dürfen, um aus seinen frommen Reden Trost und Stärkung zu schöpfen, was der gute Mönch gern bewilligte.

Fra Leonardo erzählte Gelsominas Vater den ganzen Vorfall; der arme Greis fühlte Mitleid mit einem Schmerz, den ja auch er theilte, und wünschte den armen jungen Mann kennen zu lernen, um mit ihm zu weinen. Der Mönch versprach, ihn den nächsten Tag mitzubringen.

Am andern Tag, zur bestimmten Stunde, sah Mario den Mönch mit dem bekehrten Sünder bei sich eintreten. Die beiden Betrübten warfen sich einander in die Arme; Gelsomina war ja das Band, das sie vereinigte; sie sprachen nur von ihr; es waren die ersten tröstlichen Augenblicke, die der alte Mario erlebte, seit dem Gelsomina ihn verlassen hatte. Kein Wunder also, daß er an dem jungen Manne solches Wohlgefallen fand und ihn beim Abschied bat, ihn schon den andern Tag wieder zu besuchen.

Gabriello hütete sich wohl, die Einladung zu versäumen, ja er stellte sich sogar noch vor der bestimmten Stunde ein. Der Greis wußte ihm seine Pünklichkeit Dank und sie verbrachten einen großen Theil des Tages beisammen.

Von Gaetano war Nichts mehr zu sehen noch zu hören; der hatte für Nichts mehr Sinn, als für seine Marchesa.

Fra Leonardo besuchte Gelsomina täglich im Kloster; er erzählte ihr die wunderbare Bekehrung Gabriellos, worauf sie aber Anfangs nicht achtete; er sch'lderte ihr ferner die Verzweiflung, den Schmerz des armen Menschen über ihren Verlust, und da Gelsomina aus eigner Erfahrung ja wußte, welch herbes Weh unglückliche Liebe bereitet, so

empfand sie schließlich doch einiges Mitleid für den jungen Mann.

Einige Tage später willigte Gelsomina ein, ihren Vater zu sehen, aber nur unter der Bedingung, daß dieser keinen Versuch machen wolle, sie von ihrem frommen Entschlusse abzubringen; Mario versprach Alles, was Gelsomina wünschte, er war schon froh sein Kind wieder sehen, an sein Herz drücken zu dürfen, und da man doch von irgend Etwas sprechen muß, so erzählte er ihr während des ganzen Besuches nur von Gabriello, schilderte ihr seinen Schmerz, seine Verzweiflung, seine Herzensgüte, und wie er ihm alle Aufmerksamkeit und Sorge widme, die man nur von einem leiblichen Sohne verlangen könne. Gelsomina dankte Gott, daß er ihrem alten Vater auf diese Weise einigen Ersatz für das Kind gewähre, das er verloren hatte.

Wieder einige Tage später fing Fra Leonardo an, da er Gelsomina viel ruhiger und besonner fand, sie von den ächten Pflichten einer Christin zu unterhalten, deren erste und wichtigste ja sei, seine Eltern zu ehren und zu lieben, ihnen in allen Stücken zu gehorchen, da Vater und Mutter ja für Kinder die nächsten Stellvertreter Gottes auf Erden wären.

Um dieselbe Zeit wagte es auch der alte Mario, wieder einige Worte von seinen früheren Vaterträumen fallen zu lassen, wie er sich so oft das Glück geträumt habe, dereinst in den Armen seiner Kinder, seiner Enkel zu sterben; mit thränendem Auge frug er Gelsomina, ob er denn

dieser Hoffnung wirklich für immer entsagen müsse. Gelsomina weinte, aber sie antwortete nichts.

Bei einem der nächsten Besuche warf Gelsomina gegen Fra Leonardo nur leicht die Frage hin, was denn wohl aus Gaetano geworden sei. Fra Leonardo erwiederte, so viel man nach dem Aeußeren schließen könne, schiene er sich sehr wohl zu befinden, nur scheine er noch viel stolzer und eitler geworden zu sein; an jedem Sonn- und Festtage sehe man ihn mit einem neuen, schöneren Band am Hute, Brillantringen an den Fingern und den kostbarsten Stoffen als Gürtel. Gelsomina seufzte aus tiefster Brust, es war ja augenscheinlich, daß der Treulose sie ganz vergessen hatte.

Als Fra Leonardo die Zelle der Novize verließ, trat der alte Mario bei ihr ein. Jeden Tag, bei jedem Besuche bezeigte er sich erkenntlicher für Gabriellos zarte Aufmerksamkeit und Fürsorge, welche Fürsorge um so uneigennütziger sei, als sie ja nur durch eine Belohnung vergolten werden könne, die Gelsominas Entschluß eben unmöglich mache.

Vier Monate waren so verstrichen, aber während dieser Zeit hatte sich Vieles geändert und günstiger gestaltet. Gelsomina war zu der Ueberzeugung gelangt, daß für sie selbst, auch innerhalb der heiligen Mauern, kein wirkliches Glück mehr zu hoffen war, daß sie dagegen immer noch Vieles für das Glück Anderer thun könne und — solle, und für ein Gemüth wie Gelsominas war es ja fast schon ein Glück, das Anderer zu befördern.

Einmal, als sie ihren alten Vater bei der Erwähnung

sich mühsam auf und suchte in ihrer Tasche, ob sie nicht etwas Geld bei sich habe, um ihm seine Mühe zu bezahlen, aber sie suchte vergebens.

„Ich habe nichts bei mir," sprach sie; „aber ich werde Euch morgen Eure Belohnung schicken."

„Das ist nicht nöthig," versetzte der Jude; „ich werde sie mir schon selbst holen."

„Kommt nicht!" rief sie, schaudernd vor ihm zurückweichend; „Ihr flößt mir nur Abscheu ein."

Ein leises, höhnisches Lachen war des Juden Antwort.

Gelsomina eilte so rasch sie konnte durch die Straßen und erreichte endlich mühsam die Thüre des väterlichen Hauses, ohne nur ein einzigesmal rückwärts zu blicken. Hier aber verließen ihre Kräfte sie aufs Neue; es flimmerte ihr vor den Augen, es schwirrte und summte ihr vor den Ohren; sie wollte die Thüre aufschließen, aber sie konnte das Schloß nicht finden, ein furchtbarer Schmerz zuckte ihr durch das Gehirn, sie glaubte wahnsinnig werden zu müssen und sank, Gott um Erbarmen anflehend, auf eine Steinbank neben der Hausthüre nieder.

Hier fand sie ihr Vater, als er am andern Morgen um fünf Uhr die Laden öffnen wollte.

Sie war nicht wirklich ohnmächtig; sie hatte die Augen weit geöffnet, die Hände krampfhaft zusammengeballt, die Zähne klapperten ihr, als ob sie aus Eiswasser gezogen worden wäre.

Ihr Vater wollte sie ausfragen, aber sie antwortete nicht, es war noch kaum Tag, Niemand hatte sie gesehen.

Mario rief die alte Assunta herbei, beide trugen sie auf ihr Zimmer, entkleideten sie und brachten sie zu Bett; sie ließ alles willig mit sich geschehen, aber kein Wort war ihren Lippen zu entlocken.

Bald darauf ward sie von heftigem Fieberfrost geschüttelt, Mario wollte gleich einen Arzt holen lassen, aber Gelsomina erklärte, sie wolle niemand sehen und sprechen, als ihren Beichtvater, Fra Leonardo.

Der Mönch kam und unterhielt sich über eine Stunde mit ihr. Als er Gelsominas Zimmer verließ, stand der Vater vor ihrer Thüre und wollte ihn ausfragen, aber als Beichtvater durfte Fra Leonardo nichts entdecken; er schüttelte auf alle Fragen Marios nur traurig das Haupt und versicherte Mario, seine arme Tochter sei eine wahre Heilige.

Nicht lange, nachdem Fra Leonardo weggegangen, stellte sich auch der Jude ein und verlangte Mario zu sprechen. Er sagte diesem, er habe zufällig gehört, daß seine Tochter so plötzlich erkrankt sei, und da er eine Menge vortrefflicher geheimer Heilmittel besitze, so mache er sich anheischig das Mädchen wieder herzustellen, wenn man ihn allein einlassen wolle.

Der bekümmerte Vater ließ Gelsomina fragen, ob sie den heilkundigen Juden etwa selbst sehen und sprechen wolle; Gelsomina ließ sich den Mann von der alten Assunta beschreiben, und als sie daraus ersehen, daß es ihr geheimnißvoller Verfolger sei, ließ sie ihm durch die Amme sagen, er möge morgen um dieselbe Zeit wiederkommen.

Natürlich hütete der Jude sich wohl, die bestimmte

Stunde zu versäumen; als er aber den alten Mario ersuchte, ihn unverzüglich bei seiner Tochter zu melden, antwortete dieser weinend: heute Morgen sei Gelsomina plötzlich als Novize in das Kloster Unsrer lieben Frau vom Kalvareinberge eingetreten.

Gabriello hatte auf Gelsominas Verzweiflung gerechnet, um sie in seine Netze zu locken; aber Gelsomina hatte ein zu reines, frommes Gemüth; die Verzweiflung hatte sie im Gegentheile gerettet.

Indeß gab Gabriello deßhalb noch nicht alle Hoffnung auf. Zuvörderst versuchte er ins Kloster zu dringen; es war ja nicht das erstemal, daß er das Haus des Herrn entweihete; diesmal aber waren Bitten, Drohungen, Geld, alles vergeblich, die Pförtnerin blieb eisenfest.

Fünf Tage verstrichen so und noch war Gabriello um keinen Schritt weiter gekommen; die vom Fürsten G . . . erbetene Frist war um, zagend und verwirrt stellte er sich bei ihm ein. Es war das erstemal, daß alle seine Pläne so complett scheiterten.

„Nun!" rief ihm der Fürst entgegen, „wo ist das Mädchen?"

„Meiner Treu, Monseigneur," antwortete Gabriello mit unverwüstlicher Frechheit, „seit zwölf Tagen spielen der liebe Gott und der Teufel Würfel mit einander; aber diesmal war der liebe Gott der schlauere, er hat die Parthie gewonnen."

„Du giebst sie also auf?"

„Die kleine Hexe hat sich in das Kloster Unserer lieben Frau vom Kalvarienberge geflüchtet, und ich sehe

keine Möglichkeit sie wieder herauszubekommen — Eccellenza müßten denn etwa geneigt sein, sich das Mädchen mit Gewalt zu holen."

„Danke schönstens! Daß ich ein Narr wäre mich mit dem Erzbischof zu überwerfen! Uebrigens ist das Deine Sache, nicht die meinige; Du hattest Dich ja verbindlich gemacht, mir das Mädchen zu schaffen; bringst Du es nicht zu Stande, so bleibt die Schande auf Dir sitzen."

„Ich darf mich doch wohl der Hoffnung hingeben, daß Eccellenza das Geheimniß bewahren werden?" sprach Gabriello, auf das Tiefste gedemüthigt.

„Das Geheimniß bewahren?" rief der Fürst lachend. „Ei warum nicht gar! Im Gegentheil, überall will ich erzählen, daß ich Appetit auf ein kleines Bürgermädchen, eine Grisette, ein unbedeutendes Ding hatte, daß ich Dir Carte blanche in Betreff des Geldes, in Betreff der Zeit gegeben habe, und daß Du trotz alle dem Nichts ausgerichtet hast!"

„Aber ums Himmelswillen, Monseigneur, dann bin ich ja ein ruinirter Mensch!" rief Gabriello in höchster Verzweiflung. „Wollen Sie mich denn ins Elend stürzen?"

„Nicht geradezu; aber meine guten Freunde sollen erfahren, wieviel man auf Dein Wort bauen kann; das wird eine kleine Entschädigung sein, die ich mir verschaffen will."

„Eccellenza sind also entschlossen mir diesen Schimpf anzuthun?" frug Gabriello mit verbissenem Grimm.

„Fest entschlossen, mein verunglückter Signor Mercurio!"

„Wie nun aber, wenn ich noch nicht alle Hoffnung aufgegeben hätte?"

„Das wäre freilich ein Anderes."

„Nun wohlan denn, und wenn der liebe Herrgott selbst die Kleine in Schutz nehmen wollte — ich setze Alles daran! Wollen Eccellenza mir eine neue Frist vergönnen, um noch ein letztes, äußerstes Mittel zu probiren?"

„So viel Du willst, wenn Du nur zum Ziele gelangst — Per bacco! Deine Galgenangst reizt nur meinen Appetit."

„Drei Monat?"

„Ich will großmüthig sein: ich verwillige Dir sechs. Aber dann — !"

„Haben Sie entweder das Mädchen, oder ich bin todt!"

„Abgemacht."

„Und während dieser sechs Monate werden Eccellenza das Geheimniß bewahren?"

„Stumm wie ein Fisch. Ich gebe Dir ungeheuer vor bei der Parthie."

„Erkenne es mit unterthänigem Dank an; dafür aber auch, Eccellenza, ist es keine Geldsache mehr, sondern ich betrachte es als Ehrensache; ich setze es durch, und sollte es mein Leben kosten."

„Also, in sechs Monaten."

„Vielleicht früher noch; später in keinem Fall."

„Adio, Signor Gabriello."

„Auf Wiedersehn, Monseigneur."

Gabriello kehrte um eine Centnerlast erleichtert heim;

in der höchsten Desperation war ihm ein luminöser Gedanke aufgestiegen, aber die Sache mußte reiflich erwogen und fein angegriffen werden. Er schloß sich ein, raffinirte den ganzen Tag und die folgende Nacht, endlich am anderen Morgen war sein Operationsplan fertig.

Noch am nämlichen Vormittag suchte er Fra Leonardo in seiner Zelle auf, warf sich dem frommen Manne zu Füßen und beichtete ihm, daß er ein großer Sünder sei; Gottes Gnade habe ihn jedoch plötzlich erleuchtet und er flehe Leonardo nun an, ihm beizustehen auf der rechten Bahn fortzuwandeln, die er so lange seitwärts gelassen habe.

Er gestand ihm nun ganz offen, welch ein schändliches Gewerbe er bis jetzt getrieben, und bei jeder neuen Nichtswürdigkeit, bei jedem neuen Bekenntniß schlug er sich mit solcher Heftigkeit an die Brust, zeigte so viele Reue und Zerknirschung, daß der gute Mönch wohl oder übel an die Bekehrung dieses verstockten Sünders glauben mußte. Er frug Gabriello, wie denn dieses Wunder so plötzlich geschehen sei?

Gabriello erzählte nun, wie er von einem sehr großen Herren beauftragt worden sei, Gelsomina zu verführen und sie ihm zu verschaffen; der Glanz des Goldes und Satans Macht hätten ihn verblendet, den sündhaften Auftrag zu übernehmen; kaum aber habe er Gelsomina gesehen, als er auch sogleich eine heftige Liebe zu ihr empfunden, und gar nicht einmal den Muth gehabt, das teuflische Werk zu beginnen. Lange Zeit habe er diese Liebe mit aller Macht bekämpft, wohl wissend, wie unwürdig

er eines solchen reinen Engels sei. Plötzlich aber habe er sich jenes schönen Spruches erinnert: daß es keine noch so große Sünde gebe, die Reue und Besserung nicht wegwasche; er sei entschlossen gewesen, sich Gelsominas Vater zu Füßen zu werfen, ihm Alles zu gestehen — da habe er erfahren, daß Die, die er über Alles liebe, ins Kloster gegangen sei. Jetzt komme er in voller Verzweiflung zu Fra Leonardo, um ihm zu eröffnen, daß auch er entschlossen sei der Welt zu entsagen und, wenn Gelsomina Nonne werde, Mönch zu werden; die Hälfte seines sündhaft erworbenen Vermögens wolle er den Armen schenken, und mit der anderen Hälfte eine Siftung zur Aussteuer armer, tugendhafter Mädchen gründen.

Solch ein frommer Entschluß mußte natürlich den ehrlichen Mönch bis zu Thränen rühren. Er sagte dem Bußfertigen, er möge noch nicht alle Hoffnung aufgeben, so große Reue werde und müsse der Herr mit gutem Erfolge belohnen; vielleicht würde Gelsomina nicht auf einem Vorsatze beharren, den sie wohl nur in einem Augenblicke der Gereiztheit und Ueberspannung gefaßt, zumal sie ihren alten Vater dadurch den herbsten Schmerz bereitet; er selbst wolle sein Möglichstes thun, um das Mädchen von ihrem übereilten Entschlusse zurückzubringen; das Uebrige müsse man der Zeit und Gottes Beistand anheim stellen.

Von neuem fiel Gabriello Fra Leonardo zu Füßen, küßte ihm die Hände und Füße, und bat ihn um Erlaubniß, seinen Besuch täglich wiederholen zu dürfen, um aus seinen frommen Reden Trost und Stärkung zu schöpfen, was der gute Mönch gern bewilligte.

Fra Leonardo erzählte Gelsominas Vater den ganzen Vorfall; der arme Greis fühlte Mitleid mit einem Schmerz, den ja auch er theilte, und wünschte den armen jungen Mann kennen zu lernen, um mit ihm zu weinen. Der Mönch versprach, ihn den nächsten Tag mitzubringen.

Am andern Tag, zur bestimmten Stunde, sah Mario den Mönch mit dem bekehrten Sünder bei sich eintreten. Die beiden Betrübten warfen sich einander in die Arme; Gelsomina war ja das Band, das sie vereinigte; sie sprachen nur von ihr; es waren die ersten tröstlichen Augenblicke, die der alte Mario erlebte, seit dem Gelsomina ihn verlassen hatte. Kein Wunder also, daß er an dem jungen Manne solches Wohlgefallen fand und ihn beim Abschied bat, ihn schon den andern Tag wieder zu besuchen.

Gabriello hütete sich wohl, die Einladung zu versäumen, ja er stellte sich sogar noch vor der bestimmten Stunde ein. Der Greis wußte ihm seine Pünklichkeit Dank und sie verbrachten einen großen Theil des Tages beisammen.

Von Gaetano war Nichts mehr zu sehen noch zu hören; der hatte für Nichts mehr Sinn, als für seine Marchesa.

Fra Leonardo besuchte Gelsomina täglich im Kloster; er erzählte ihr die wunderbare Bekehrung Gabriellos, worauf sie aber Anfangs nicht achtete; er sch'lderte ihr ferner die Verzweiflung, den Schmerz des armen Menschen über ihren Verlust, und da Gelsomina aus eigner Erfahrung ja wußte, welch herbes Weh unglückliche Liebe bereitet, so

empfand sie schließlich doch einiges Mitleid für den jungen Mann.

Einige Tage später willigte Gelsomina ein, ihren Vater zu sehen, aber nur unter der Bedingung, daß dieser keinen Versuch machen wolle, sie von ihrem frommen Entschlusse abzubringen; Mario versprach Alles, was Gelsomina wünschte, er war schon froh sein Kind wieder sehen, an sein Herz drücken zu dürfen, und da man doch von irgend Etwas sprechen muß, so erzählte er ihr während des ganzen Besuches nur von Gabriello, schilderte ihr seinen Schmerz, seine Verzweiflung, seine Herzensgüte, und wie er ihm alle Aufmerksamkeit und Sorge widme, die man nur von einem leiblichen Sohne verlangen könne. Gelsomina dankte Gott, daß er ihrem alten Vater auf diese Weise einigen Ersatz für das Kind gewähre, das er verloren hatte.

Wieder einige Tage später fing Fra Leonardo an, da er Gelsomina viel ruhiger und besonner fand, sie von den ächten Pflichten einer Christin zu unterhalten, deren erste und wichtigste ja sei, seine Eltern zu ehren und zu lieben, ihnen in allen Stücken zu gehorchen, da Vater und Mutter ja für Kinder die nächsten Stellvertreter Gottes auf Erden wären.

Um dieselbe Zeit wagte es auch der alte Mario, wieder einige Worte von seinen früheren Vaterträumen fallen zu lassen, wie er sich so oft das Glück geträumt habe, dereinst in den Armen seiner Kinder, seiner Enkel zu sterben; mit thränendem Auge frug er Gelsomina, ob er denn

dieser Hoffnung wirklich für immer entsagen müsse. Gelsomina weinte, aber sie antwortete nichts.

Bei einem der nächsten Besuche warf Gelsomina gegen Fra Leonardo nur leicht die Frage hin, was denn wohl aus Gaetano geworden sei. Fra Leonardo erwiederte, so viel man nach dem Aeußeren schließen könne, schiene er sich sehr wohl zu befinden, nur scheine er noch viel stolzer und eitler geworden zu sein; an jedem Sonn- und Festtage sehe man ihn mit einem neuen, schöneren Band am Hute, Brillantringen an den Fingern und den kostbarsten Stoffen als Gürtel. Gelsomina seufzte aus tiefster Brust, es war ja augenscheinlich, daß der Treulose sie ganz vergessen hatte.

Als Fra Leonardo die Zelle der Novize verließ, trat der alte Mario bei ihr ein. Jeden Tag, bei jedem Besuche bezeigte er sich erkenntlicher für Gabriellos zarte Aufmerksamkeit und Fürsorge, welche Fürsorge um so uneigennütziger sei, als sie ja nur durch eine Belohnung vergolten werden könne, die Gelsominas Entschluß eben unmöglich mache.

Vier Monate waren so verstrichen, aber während dieser Zeit hatte sich Vieles geändert und günstiger gestaltet. Gelsomina war zu der Ueberzeugung gelangt, daß für sie selbst, auch innerhalb der heiligen Mauern, kein wirkliches Glück mehr zu hoffen war, daß sie dagegen immer noch Vieles für das Glück Anderer thun könne und — solle, und für ein Gemüth wie Gelsominas war es ja fast schon ein Glück, das Anderer zu befördern.

Einmal, als sie ihren alten Vater bei der Erwähnung

ihrer bald bevorstehenden Einkleidung in Thränen ausbrechen sah, da faßte sie sich ein Herz, tröstete ihn, sprach ihm Muth ein; sie äußerte, sie fühle nun selbst, daß Gott ihr Kraft verliehen habe, ihre Liebe zu bekämpfen und zu überwinden; und da nur die Furcht, Gaetano wiederzusehen, sie zu dem Entschlusse verleitet habe, der Welt zu entsagen, so könne sie ja vielleicht in die Welt zurückkehren, sobald sie sich fest genug fühlen werde, Gaetano ohne Gefahr für die Ruhe ihres Herzens wiederzusehen. Schon dieser bloße Gedanke versetzte den guten Greis so außer sich vor Entzücken, daß Gelsomina fast Reue empfand, ihm vorher solchen Schmerz bereitet zu haben.

Wieder einige Tage darauf wagte es Fra Leonardo, der Novize von Gabriello und dessen grenzenloser Liebe zu ihr zu erzählen. Gelsomina konnte nicht umhin, diese, doch so hoffnungslose Liebe mit der Gaetanos zu vergleichen, der ja Alles zu hoffen gehabt hatte, und die natürliche Folge dieses Vergleiches war — ein herzliches Mitleid für den armen Gabriello.

Fra Leonardo erzählte dem alten Mario diese Unterredung wieder und dieser fühlte sich durch die augenscheinliche Sinnesänderung seiner Tochter so ermuthigt, daß er den Entschluß faßte, dieser bei seinem nächsten Besuche sein ganzes Herz zu öffnen, ihr geradezu zu sagen: daß es nur noch des ehelichen Bandes zwischen Gelsomina und Gabriello bedürfe, um in Letzterem wahrhaft einen Sohn zu besitzen, da dieser ihm ja seit nunmehr bald fünf Monaten alle Liebe, alle Verehrung, alle Sorgfalt gewid-

met habe, die ein Vater nur je von einem leiblichen Sohne erwarten und wünschen könne.

Gelsomina reichte dem Greise die Hand und bat sich eine Frist von acht Tagen aus, um mit ihrem Herzen zu Rathe zu gehen.

Diese acht Tage verbrachte Gelsomina im Gebete und in der Einsamkeit. Wohl liebte sie Gaetano noch immer, aber ihre Liebe hatte nichts Irdisches mehr; sie liebte ihn, wie man einen Verstorbenen liebt, oder wie die verklärten Geister etwa ihre Zurückgebliebenen lieben mögen. Sie fühlte sogar, wenn auch nicht den Wunsch, doch den Muth und die Kraft einem Anderen angehören, noch eine gute Hausfrau, eine gute Mutter werden zu können, wie sie früher eine gute Tochter gewesen war.

Als sie ihrem Vater bei dessen nächstem Besuche eröffnete, daß, wenn sein Lebensglück von ihrer Einwilligung abhinge, sie dieselbe, wenn auch nicht mit frohem, aber doch mit ergebenem Herzen ausspreche, wäre der alte Mario seiner Tochter vor freudiger Ueberraschung beinahe zu Füßen gefallen.

Er bat sie nun um Erlaubniß, ihr den nächsten Tag Gabriello zuführen zu dürfen, aber sie antwortete: sie brauche ihn nicht erst zu sehen, sie würde den ihr vom Vater bestimmten Gatten willig annehmen und wer dieser auch sein möge, habe er ein Recht auf ihre Achtung, auf ihre Ergebenheit; diese beiden Gefühle wären aber die Einzigen, die man für jetzt von ihr beanspruchen könne, alles Andere müsse der Zeit anheimgestellt bleiben; sie sei fest entschlossen, ihr jetziges Asyl nicht eher als im Augen-

blick ihrer Verheirathung zu verlassen, und von der Gewährung dieser Bedingung hänge auch ihre Einwilligung in dieselbe ab.

Die Trauung ward in vierzehn Tagen angesetzt, und diese vierzehn Tage verbrachte Gelsomina in strengster Abgeschiedenheit; selbst nicht der Vater durfte sie in ihren frommen Betrachtungen stören, Fra Leonardo war der Einzige, dem sie Zutritt in ihre Zelle gestattete.

Am Morgen des fünfzehnten Tages verließ Gelsomina das Kloster in Begleitung des alten Mönches, um sich von da sogleich in die Kirche zu begeben, wo ihr Vater und ihr Bräutigam sie erwarteten; so hatte sie es gewollt. Erst am Fuße des Traualtars sah sie Gabriello, und da sie ihn vorher nie anders als in seiner Judenverkleidung, mit langem Barte und grauer Perücke gesehen, so erkannte sie ihn natürlich nicht wieder.

Nach der Trauung begab man sich in Marios Haus, wo dessen Verwandte und Freunde, so wie einige Bekannte Gabriellos versammelt waren. Alle beglückwünschten diesen ob seiner trefflichen Wahl, alle sagten ihm, er habe eine wahre Heilige zur Frau; aber Gabriello hatte keine Zeit diese Glückwünsche anzuhören, er sagte, er habe ein unaufschiebbares Geschäft und — drückte sich in aller Stille.

Man meldete dem Fürsten G . . . daß Gabriello im Vorzimmer sei.

„Soll kommen,“ sprach der Fünst.

Gabriello trat ein.

„Nun,“ rief ihm der Fürst entgegen, „wie steht die

Sache? Du weißt doch, daß Deine Frist in drei Tagen abgelaufen ist?"

„Und noch diesen Abend werden Sie Gelsomina haben."

„Aber sage mir, Mensch, Teufel, wie hast Du das angefangen?"

„Auf die einfachste Art, Eccellenza: als ich sah, daß es kein anderes Mittel gab, Ihnen die hartnäckige Kleine zu verschaffen, habe ich sie geheirathet."

„Bist Du verrückt?"

„Nichts weniger; vor einer halben Stunde sind wir getraut worden, das Mädchen befindet sich in des Vaters Hause, im Kreise seiner Verwandten, bis heute Abend."

„Nun, und —?"

„Nun, und heute Abend werden Eccellenza meine Stelle bei ihr einnehmen — im Dunkeln merkt sie nichts davon — das ist die ganze Geschichte. Ein ehrlicher Mann hält sein Wort, und ich habe das meine gehalten."

Es geschah so, wie Gabriello gesagt hatte.

Nie erfuhr Gelsomina Etwas von dem schändlichen Verrath, was jedoch nicht verhinderte, daß sie schon nach vierzehn Monaten in eine bessere Welt hinüber schlummerte, nachdem sie ihren nichtswürdigen Gatten noch mit einer Tochter beschenkt hatte, die jetzt zwölf Jahre alt ist, eben so schön zu werden verspricht, als die Mutter es war, und die der Schuft von Vater eben so bereit ist bei nächster Gelegenheit zu verkaufen, wie er die Mutter verkauft hatte.

Seitdem hat der wackere Mann seinen Tauf- und Familiennamen ganz aufgegeben und nur noch den Beina-

men Il Signor Mercurio beibehalten, den er denn auch mit vollem Rechte führt, wenn auch nicht mit gutem Gewissen.

Als Gaetano erfuhr, wie nichtswürdig er betrogen worden war und daß er eine feile Dirne für eine vornehme Marchesa gehalten, daß er um dieses Geschöpfes willen das lieblichste Kleinod verscherzt, gerieth er in solche Wuth, daß er der Cataneserin sein Messer in die Brust rannte.

Sie starb zwar nicht an der Wunde, nichts desto weniger ward aber Gaetano auf zwanzig Jahre nach Vulcano verurtheilt.

Der Himmel gebe, daß er noch vor seinem Abgange die Freude erlebe, den wackeren Gabriello als seinen Nachfolger auf Lebenszeit einrücken zu sehen, wozu freilich bei der hohen Moralität der Sicilianischen Behörden wenig Hoffnung vorhanden ist.

III.

Das Rosalienfest.

Der geheimnißvolle Balkon. — Die Prozession. — Legende von der heiligen Rosalie. — Die Rosaliengrotte. — Der Narrenpalast des Fürsten Pelagonia. — La Baghiera.

Signor Mercurio war eben mit seiner Erzählung zu Ende, als Jadin, der Vicomte R... und Baron S... bei mir eintraten, um mich abzuholen. Der Oberkellner des Hotels hatte ihnen ein Fenster in der Straße del Cassero verschafft, um die Prozession sehen zu können.

Als die Herren mich im Tete-à-tete mit dem Schufte sahen, der eben die zwei Piaster für seine abscheuliche Geschichte noch in der Hand hatte, schwebte ein Lächeln auf ihren Lippen, das mich im höchsten Grade verdroß; die Herren konnten sich freilich keinen Begriff von dem unbeschreiblichen Ekel machen, den der Kerl mir einflößte. Um sie zu enttäuschen, wieß ich dem Ruffiano stillschweigend

die Thüre, rief den Zimmerkellner herbei und erklärte ihm kurz und bündig: wenn er den Signor Mercurio noch einmal in mein Zimmer lasse, so würde ich auf der Stelle ein anderes Hotel beziehen.

Der Befehl hat gute Früchte getragen und ich bin überzeugt, daß ich bei meinen Palermitanischen Bekannten bis zu dieser Stunde noch für einen Erzpuritaner gelte.

Ich kleidete mich rasch an und wir machten uns zu Fuß auf den Weg, da das Haus, in welchem ein Fenster für uns gemiethet war, kaum fünfhundert Schritte von unserm Hotel entfernt war.

Die Stadt hatte wo möglich ein noch festlicheres Ansehen als Tages zuvor, alle Straßen waren dicht mit Menschen gefüllt, so daß wir fast eine Stunde brauchten, um uns bis zu unserem Schaufenster durchzudrängen. Endlich erreichten wir das Zimmer; es hatte zwei Fenster, das zweite war von einer englischen Familie gemiethet. Der Inhaber der Wohnung, ein recht gebildeter Sicilianer, war gegenwärtig, um die Honneurs zu machen und über alles Vorkommende Auskunft zu geben, was mir besonders lieb war.

Das Erste, was mir auffiel, als ich am Fenster Posto gefaßt hatte, war ein enormer, rund gebauter Balkon vor dem dritten Stockwerk des gegenüber gelegenen Hauses, der die ganze Breite desselben einnahm und so eng vergittert war, daß er mehr einem Riesenkäfig glich.

Ich bat unsern Wirth um Aufschluß über die kuriose Maschine, die ich übrigens schon an einigen andern Häusern wahrgenommen hatte und erfuhr, das Ding sei ein Nonnenbalkon.

Es giebt in und um Palermo gegen zwanzig adliche Nonnenklöster; nun ist den armen Geschöpfen zwar in Sicilien eben so gut wie anderwärts jeder direkte Verkehr mit der sündhaften Welt verpönt, aber man ist in Sicilien wie in allen Dingen so auch hierin viel nachsichtiger und gestattet ihnen doch wenigstens, sich von Zeit zu Zeit am Anblick der verbotenen Frucht erlaben zu dürfen. Bei großen Volksfesten ist ihnen der Eintritt in diese Käfigbalkone erlaubt, in die sie von ihren, oft weit entlegenen Klöstern durch unterirdische Gänge, Keller und geheime Treppen gelangen können. Man versicherte mir, daß während der Revolution von 1820 gar viele patriotische Nönnchen sich von ihrem Patriotismus hätten hinreißen lassen, die neapolitanischen Soldaten von diesen unangreifbaren Kastells herab mit kochendem Wasser und Oel zu begießen.

Kaum war diese Erklärung gegeben, als die Voliere sich auch mit einer Schaar solcher ungefiederter Vöglein anfüllte, die sofort ein lautes Gezwitscher, oder richtiger Geschnatter anhoben; dem Lärmen nach zu urtheilen, mochten es wohl so ein fünfzig Nonnen sein, aber erkennen konnte ich, trotz meines scharfen Auges, auch nicht eine Nasenspitze.

Die Straße bot uns übrigens ein so lebhaftes und abwechselndes Schauspiel, daß uns, obgleich wir fast zwei Stunden zu früh gekommen waren, auch nicht einen Augenblick die Langeweile anwandelte. Endlich verkündeten Artilleriesalven und ein, wie ein Orkan sich in der Volksmenge fortpflanzendes Brausen, daß die Prozession sich in Bewegung gesetzt habe. In der That gewahrten wir

auch bald am äußersten Ende der Straße del Cassero den Rosalienwagen langsam und majestätisch anrücken; er wurde von fünfzig weißen Stieren mit vergoldeten Hörnern und mit Bändern und Blumen geschmückt, gezogen; seine Höhe überragte die höchsten Häuser der Straße und außer einer Unmasse gemalter oder modellirter Figuren von Pappe oder Wachs, mochte er wohl noch an hundertundvierzig bis hundertundfünfzig lebende Personen enthalten, die auf einem, fast wie ein Schiffsschnabel geformten Gerüst vorn an der Hauptmaschine gruppirt waren und entweder auf allerhand Instrumenten spielten, oder sangen, oder Blumen ausstreuten.

Obgleich die ganze ungeheure Masse eigentlich aus nichts weiter wie bunten Lappen und Läppchen, Tressen und Flittern bestand, machte sie doch eine ungemein imposante Totalwirkung, wenigstens in der Entfernung. Unser Wirth, der unsere Bewunderung bemerkte, schüttelte den Kopf und meinte, wir möchten nur abwarten bis der Wagen näher käme, dann würden wir an ihm nichts weiter, als einen sprechenden Beweis von dem abnehmenden Glaubenseifer und der zunehmenden Knickerei seiner Landsleute erkennen. Er erzählte, derselbe Wagen, der jetzt nur noch die Häuser überragte, hätte sonst die Höhe der Kirchthürme erreicht, und statt fünfzig Ochsen hätte man sonst deren hundert gebraucht, um die Maschine nur vom Fleck zu bringen; sie wäre so breit und so reich verziert gewesen, daß sie nie unter sechzig, ja achtzig Fenster eingestoßen und das Gedränge sei so groß gewesen, daß sie niemals den Marineplatz erreicht, ohne nicht wenigstens ein

halbes Dutzend Menschen zerquetscht und todtgerädert zu haben. Natürlich mußten dergleichen Dinge dem Rosalienfeste ehedem weit größeren Ruf im Auslande verleihen, wie heutzutage, und die Eitelkeit der guten Palermitaner fühlte sich dadurch ungemein geschmeichelt. Ich gab unserm glaubenseifrigen Wirth in Allem vollkommen Recht, und behielt meine Bemerkungen über jene außerordentliche Verminderung der Ochsenzahl für mich.

Als der wandelnde Berg endlich dicht bei uns vorüber kam, überzeugten wir uns allerdings, daß die geistlichen oder weltlichen Behörden Palermos, ich weiß nicht genau welche von Beiden, sich einer bedeutenden Oeconomie befleißigt hatten; was wir von Weitem für Seide gehalten, war nichts anderes wie ordinairer Callico, die Gazedraperien waren sehr verschossen und hatten ungemein von Wind und Wetter gelitten, und den lieben Engelein sah man es an den Flügeln an, daß sie stark in der Mauser lagen.

Unmittelbar hinter dem Wagen kam ein silberner Schrein, auf einer Art von Katafalk von einer Schaar Männer getragen, die sich zu zwölf und zwölf aller zweihundert Schritte ablösten und einen ganz absonderlichen hinkenden Gänsemarsch verführten. Auf mein Befragen über die Ursache dieser ungraziösen Schrittart ward mir der Bescheid, es geschehe, um den frommen Gläubigen zu versinnlichen, daß die heilige Rosalie ein klein wenig gehinkt habe.

Hinter dem Reliquienschrein der heiligen Rosalie bot sich uns ein noch seltsameres und unerklärlicheres Schau-

spiel dar; es waren die Reliquien der Heiligen Jakobus und Philippus, von vielleicht vierzig Männern getragen, die athemlos wie englische Wettrenner einherlaufen, plötzlich stehen bleiben, bis zwischen ihnen und dem Reliquienschrein der heiligen Rosalie eine Intervalle von ein- bis zweihundert Schritt entstanden ist, dann wieder ihren Lauf beginnen, wieder still halten, und so immer fort, bis die ganze Prozession ans Ziel gelangt ist. Diese Art von gymnastischer Mythe bezieht sich auf folgendes Ereigniß: Einstmals, am Festtage der beiden genannten Heiligen, brach gleich zu Anfang der Prozession eine Feuersbrunst aus, die furchtbar schnell um sich griff, was jedoch die frommen Prozessionisten nicht abhielt, ihren feierlichen Umzug selbst durch die brennenden Straßen fortzusetzen. Plötzlich werden die Träger inne, daß aller Orten, wo der Heiligenschrein vorbeikommt, das Feuer augenblicklich verlöscht; um nun der Zerstörung der Stadt möglichst schnell Einhalt zu thun, fangen die Träger an wie die Besessenen zu rennen, und dieser geistreiche Einfall ward denn auch mit dem glücklichsten Erfolge gekrönt. Höchstens an fünf oder sechs Orten, wo die Flammen besonders hartnäckig waren, ohne Zweifel weil sie Herr Luzifer in eigener Person zum Hohne der heiligen Gebeine anfachte, ward ein längeres Verweilen nöthig, aber stets nur um den Sieg des Glaubens und die Niederlage des Teufels zu vervollständigen. Zur Erinnerung an dies merkwürdige Wunder ist nun von jener Zeit an eben jene obbeschriebene, absonderliche Gang- oder besser Laufart bei allen zukünftigen Prozessionen der beiden Heiligen, sei es allein, sei es in Gesell-

schaft anderer, beliebt und beibehalten worden. Schade, daß wir etwas dem Aehnliches nicht auch in Paris haben; der Nutzen wäre außerordentlich, denn die Stadt Paris würde sich dadurch das höchst achtbare aber auch kostspielige Corps der Sapeurs-Pompiers ersparen.

Nach den Reliquien der Heiligen Jakobus und Philippus kamen die des heiligen Nikolaus, von zehn bis zwölf Männern getragen, die sich nur springend und hüpfend fortbewegten, während ihre Ablösungsmannschaft gar neben her walzte. Auch diese wunderliche Erscheinung hatte ihren tiefreligiösen Sinn; unser Wirth versicherte nämlich, der heilige Nikolaus wäre bei Lebzeiten der allerlustigste und jovialste Heilige des ganzen Kalenders gewesen, und somit erwieß sich denn diese Art von choregraphischer Huldigungsfeier als vollkommen gerechtfertigt.

Hinter dem heiligen Nikolaus kam weiter nichts mehr als das Volk, das aber begreiflicherweise weder rannte, noch hüpfte, noch walzte, sondern sich, wie allerwärts bei solcher Gelegenheit, im dichten Gedränge fortschob.

Diese Prozession dauerte von Mittag zwölf Uhr, bis Abend sechs Uhr, worauf die der eleganten Welt zu Wagen wie am gestrigen Abend auf der Marine wieder begann, und dann wieder Feuerwerk, Tanz auf der Flora, Corso um Mitternacht und Illumination bis zum Morgen, wie denn überhaupt die italienischen Volksfeste wenig Abwechselung haben und dieselben in Florenz und Rom, wie in Neapel und Palermo sind.

Während der Prozession hatten wir Bekanntschaft mit der englischen Familie gemacht und für den andern Tag

eine Pilgerschaft nach der Kapelle der heiligen Rosalie auf dem Monte Pellegrino verabredet. Es wurden demnach Wagen und Esel bestellt; Wagen, so lange die Straße fahrbar sein würde und Esel für den übrigen Theil des Weges.

Der Monte Pellegrino ist genau genommen eigentlich nur noch das Gerippe eines Berges, denn alles fruchtbare Erdreich, das ihn ehemals bedeckte, haben Wind und Regen nach und nach abgespült und in die Ebene herabgeweht. Nichts desto weniger sind seine Contouren die schönsten und malerischsten, die man nur sehen kann. Ziemlich bis zur halben Höhe führt der Weg über eine Bogenreihe, die würdig der alten Römerzeiten ist. Dort fanden wir unsere bestellten Relais, jene prachtvollen sicilianischen Esel, die in vielen anderen Ländern nicht ihre Mitbrüder, sondern sogar die Pferde beschämen würden. Ich verarge es den Dandys von Palermo keineswegs, daß sie sich ihrer lieber bedienen als der elenden sicilianischen Pferde.

Nach einstündigem Ritt erreichten wir die Rosalienkapelle, die eigentlich nichts weiter als eine Felsgrotte ist, in die sich die Heilige zurückzog, um fern von dem eitlen Welttreiben zu leben. Ueber dem Eingange hängt ihr Stammbaum, in schönster Ordnung von Karl dem Großen bis auf Sinibaldo, den Vater der Heiligen.

Die heilige Rosalie war Braut des Königs Roger von Sicilien; anstatt aber ruhig im väterlichen Hause abzuwarten, bis der königliche Bräutigam sie zum Traualtar führe, war sie eines schönen Morgens spurlos verschwunden. Sie war damals vierzehn Jahr alt.

Sie hatte sich in jene Grotte des Monte Pellegrino geflüchtet, wo sie in tiefster Einsamkeit, in frommen Betrachtungen und nur mit den lieben Engelein verkehrend, lebte und starb.

Erst im Monat Juli 1624, während eine furchtbare Pestseuche ganz Palermo in Trauer und Bestürzung versetzte, geschah es, daß ein schlichter Mann aus dem Volke eine wunderbare Vision hatte. Es träumt ihm nämlich, er gehe vor den Thoren der Stadt spazieren; eine schöne weiße Taube sitzt dicht vor ihm und schaut ihn an; er will sie haschen, aber sie fliegt auf und setzt sich in einiger Entfernung wieder nieder; er will ihr nach, aber sie fliegt wieder auf, und setzt sich wieder, und so immer fort bis an den Eingang jener, damals noch von Niemand gekannten Grotte, wo sie plötzlich verschwindet; da erwacht der Träumende. Es versteht sich, daß er in dem Traume sofort eine göttliche Offenbarung erkannte; sobald es Tag ist, macht er sich auf, verläßt die Stadt und — o Wunder! — da sieht er die nämliche Taube und da wiederholt sich der ganze Traum in der Wirklichkeit. Die Taube ist endlich, ganz wie im Traume, am Eingange der unbekannten Grotte verschwunden, der Mann tritt hinein und findet den Leichnam eines wunderschönen Frauenbildes in seltsamlicher, nie gesehener Tracht.

Der Taubenjäger eilt so schnell er kann zum Erzbischof und erzählt diesem den Traum und den merkwürdigen Fund, zu dem ihm die Taube verholfen. Der Erzbischof erkennt im Augenblick, ohne Zweifel durch göttliche Eingebung, daß jener Leichnam kein anderer als der jener

verschwundenen Königsbraut sein könne; er versammelt sofort seinen ganzen Klerus und man zieht in feierlicher Prozession mit Kreuzen, Fahnen und Weihrauchkesseln zur Grotte hinauf, wo man den Leichnam der Heiligen, genau so wie der Mann gesagt, findet. Obgleich fünf Jahrhunderte dazwischen lagen, war doch die Auserwählte des Herren noch so vollkommen erhalten, als ob sie vor kaum einer Stunde gestorben sei, dem Anscheine nach mochte sie ein Alter von höchstens achtundzwanzig Jahren erreicht haben.

Man legt die Leiche auf einen Katafalk, bringt sie nach Palermo und führt sie in feierlicher Prozession, von zwölf weißgekleideten, blumenbekränzten Mädchen getragen, durch alle Straßen der Stadt. Noch am nämlichen Tage hörte die Pest auf; es war am 15. Juli 1624.

Wer hätte jetzt noch bezweifeln können, daß die Tochter Sinibalds eine Heilige sei? — und da diese Heilige die Stadt vom Verderben gerettet hatte, so ward die Stadt unter ihren besonderen Schutz gestellt. Seitdem wird ihr Kultus mit einem Aufwand und einer Fülle von Jugend, Schönheit, Liebe, Poesie und Blumen gefeiert, wie er wohl kaum noch einem anderen Heiligen des Paradieses zu Theil wird.

Der Eingang der Grotte ist in seiner ursprünglichen Einfachheit geblieben, ein kleines, roh im Felsen gehauenes Gemach, und ohne weiteren Schmuck als drei Steinmedaillons, die Portraits Karls III., König Ferdinands und seiner theuren Marie Caroline. Zwischen dieser Vorhalle und der eigentlichen Kapelle befindet sich eine, durch

den ganzen Berg gehende, mit Blumen und Schlingpflanzen bewachsene Oeffnung, die in schönen Festons ins Innere der Höhle herabhängen. Zu einer gewissen Tagesstunde scheint die Sonne durch diese Oeffnung und schreibt durch einen feuriggoldnen Strahl die Vorhalle von der Kapelle.

Um so reicher ist aber das Innere der Kapelle ausgestattet und zwar besonders die liegende Figur der Heiligen, auf einem Altar und an derselben Stelle, wo man ihren wirklichen Körper gefunden hat, der jetzt in einem kostbaren Schrein verwahrt wird. Die Figur soll die vorzüglichste Arbeit von Cagginis Meisterhand sein; ich konnte leider nur den allerdings sehr schönen Kopf sehen, denn die ganze übrige Gestalt haben S. M. Karl III. mit einem goldnen Gewand verballhornt, das allein 5000 Piaster gekostet haben soll. Außerdem hat man die Heilige noch mit Diamantencolliers, Ringen und anderen Schmuck beladen und ihr schließlich noch die Ehre angethan, sie zur Malthéser- und Maria-Theresia-Ordensritterin zu ernennen.

Im Hintergrund der Grotte befindet sich noch ein Marienaltar, aber die Mutter des Erlösers ist neben der heiligen Rosalie nur höchst stiefmütterlich ausgestattet worden. Hinter diesem Altar ist die Quelle, aus der die Heilige getrunken hat.

Die Kapelle der heiligen Rosalie ist, wie schon gesagt ward, der allgemeine Zufluchtsort verfolgter Liebe. Wenn es einem Liebespärchen, dessen Verbindung man nicht zugeben will, gelingt zu entfliehen und uneingeholt

die Rosaliengrotte zu erreichen, so ist es gerettet; die Eltern oder Anverwandten haben nichts mehr zu sagen, es befindet sich unter alleinigem Schutze der Heiligen. Der hier stets gegenwärtige Priester fragt die Liebesleutchen, ob sie verheirathet sein wollen, auf ihre Bejahung liest er ihnen die Messe, traut sie nach Beendigung derselben und die Sache ist abgemacht. Arm in Arm, frei und offen kehren sie nach Palermo zurück, und keine Gewalt darf sie mehr trennen.

Gerade als wir die Kapelle besuchten, fand eine solche Verbindung statt wie es schien; ein junger Mann und ein Mädchen, beide recht hübsch, knieten am Rosalienaltar hinter dem Messe lesenden Priester. Unser Eintreten schien sie etwas zu beunruhigen, sobald sie aber sahen, daß wir Fremde waren, kümmerten sie sich weiter nicht um uns. Wir nahmen seitwärts Platz, warteten die Messe vollends ab; nach derselben ward das Pärchen kurz und erbaulich eingesegnet, bedankte sich freundlichst beim Priester und Sakristan, der als einziger Trauzeuge fungirt hatte, bestieg lachend und schäckernd selbander einen draußen angebundenen Esel und trabte glückselig von dannen.

Wie der Priester uns sagte, verging selten eine Woche, wo er nicht ein- auch mehrmals auf diese Weise in Anspruch genommen werde.

Bei unserer Nachhausekunft fanden wir eine Einladung zum Diner beim Vicekönig, den Fürsten von Campo-Franco, vor; wir hatten ihm Tages zuvor unsere Empfehlungsbriefe zustellen lassen und diese Einladung war die

Antwort darauf, eine Artigkeit, die die italienischen vornehmen Herren ganz besonders charakterisirt.

Der Fürst von Campo-Franco hat vier Söhne, deren zweiter, der Graf Luchesi-Palli, der Gemahl der Herzogin von Berry ist; dieser befand sich augenblicklich in Sicilien, um die Leiche eines kleinen Töchterleins, das ihm während der Gefangenschaft von Blaye gestorben war, in seiner Familiengruft zu bestatten.

Da die Einladung des Fürsten auf sein Landhaus lautete, das, wie die Villas fast aller reichen Palermitaner, in der Bagheria liegt, so brachen wir einige Stunden früher auf, als wir es nöthig hatten, um zuvor noch den berühmten Palast des Fürsten Pelagonia, dieses Wunderwerk der Narrheit und des barrocken Geschmacks, zu besehen.

Wir schlugen denselben Weg längs der Küste ein, den wir bei unserer Ankunft in Palermo passirt waren und nach etwa einer halben Stunde hielt der Wagen vor einem großen Gebäude an, das wir an den zahllosen Ungeheuern und fabelhaften Gestalten, mit denen die Mauern, Thore und Thüren garnirt sind, augenblicklich als den Pelagonischen Narrenpalast erkannten; da waren Schäfer mit Eselsköpfen, Nymphen mit Pferdeköpfen, Katzenleiber mit Mönchsköpfen, vierbeinige Männer, zweiköpfige Amoretten, Geschöpfe mit einem Bein und vier Armen, kurz eine ganze Menagerie unmöglicher Geschöpfe, die der Fürst bei jeder Schwangerschaft seiner Gemahlin, den lieben Gott durch ein lebendiges Exemplar der Art, wie er sie der armen Frau zu Erreichung eines solchen Wunders

überall vor Augen zu stellen bemüht war, zu vermehren hat. Zum großen Leidwesen des Monstrumliebhabers war aber der liebe Gott so verständig, seine Bitten nicht zu erhören und der Fürstin Kinder zu bescheeren, wie alle andern sind und die nur darin sich von anderen Kindern reicher Leute unterschieden, daß sie eines schönen Tages durch die seltsame Narrheit ihres Vaters zu Grunde gerichtet waren.

Eine andere verrückte Passion des Fürsten bestand darin, sich alle nur denkbare, in der Schöpfung vorhandene Arten von Hörnern zu verschaffen: Ochsen- und Ziegenhörner, Hirschgeweihe, ja sogar Elephantenzähne und Schweinehauer, kurz alles was nur spitz, krumm oder zackig war, um jeden Preis zu erkaufen; das ganze Gebäude, vom Vestibül bis zum Boudoir, vom Keller bis zum Dache, war innen mit Hörnern und Geweihen gespickt. Die Kleider wurden an Hörnern aufgehangen, die Kron- und Wandleuchter hingen an Hörnern, Hörner dienten an Fenstern, Portieren, Betten als Gardinenhalter, sogar das Büffet und die Bibliothek hatte Hörner, kurz man konnte alle Gattungen von Hörnern studieren — bis auf eine, die zwar überall vorhanden sein soll, ich aber wenigstens noch nie mit leiblichen Augen erblickt habe. Ich glaube, der Fürst würde mit Freuden tausend Louisdors zahlen, wenn ihm irgend ein Ehemann die seinigen in natura verkaufen könnte.

Die Kunst hat nichts mit solchen Mißgeburten der Phantasie gemein; Haus, Hof, Garten, alles ist im abscheulichsten Geschmack und gleicht vollkommen dem, was

es ist — einer Narrenresidenz. Jadin wollte nicht einmal seinen Bleistift damit entweihen, eine flüchtige Skizze davon aufzunehmen.

Während wir noch die Villa Pelagonia besichtigten, gesellte sich der Graf Alessandro, dritter Sohn des Fürsten Campo-Franco, zu uns, der von unserer Ankunft gehört und uns entgegengekommen war, um uns im Hause seines Vaters einzuführen und seiner Familie vorzustellen, die wir noch nicht gesehen hatten.

Die Villa des Fürsten Campo-Franco ist der Gegensatz von der des Fürsten Pelagonia, das heißt, ein Muster des guten Geschmackes und des Comforts, der reizendste Sommer-Aufenthalt, den man sich denken kann. Ein wahres Bijoux ist der Speisesalon, dessen Fenster nach vier Seiten hin eben so entzückende wie mannichfache Aussichten darbieten, auf das Meer, Gebirge, Fluren und Waldung.

Das Diner war glänzend und reich, aber ganz Sicilianisch, das heißt, es gab Eis, Gelées, Confitüren, Früchte, Backwerk in Ueberfülle, aber sehr wenig Fleisch und Fische. Die fürstliche Familie konnte mich und Jadin füglich für Ichthyophagen halten, denn wir waren die Einzigen, die wirklich und ordentlich aßen.

Der Caffee ward auf einer mit Blumen bedeckten Terrasse eingenommen, von der aus man den ganzen Golf, einen Theil von Palermo, den Monte-Pellegrino und weit drüben auf dem Meere wie ein am Horizonte schwimmendes Nebelwölkchen, die Insel Aciuri erblickt. Wir warteten hier den Sonnenuntergang ab, bewunderten die durch

alle Abstufungen vom hellsten Goldglanz bis zum dunkelsten Purpurviolett abwechselnde Pracht der Landschaft und verlebten eine jener köstlichen, unbeschreiblichen Stunden, die man nur mit geschlossenem Auge in der Einsamkeit wieder durchleben, aber weder mit der Feder noch mit dem Pinsel Anderen versinnlichen kann! — Der herrlichste Sternenhimmel geleitete uns auf dem Heimwege nach Palermo.

IV.

Stadtbesichtigung. — Königsgräber. — Palazzo-Nuovo. — Castello Ziza und Castello Cuba. — Die Katakomben. — Sicilianische Geberdensprache.

Der folgende Tag war zur eigentlichen Besichtigung der Stadtmerkwürdigkeiten bestimmt, bei welcher ein liebenswürdiger junger Palermitaner, Namens Arami, Studiengenosse des Marchese Gargallo, unser treuer Begleiter war.

Wir begannen mit den Kirchen, und natürlich gehörte da dem Dome unsere erste Visite; wir hatten ihn schon am Abend unserer Ankunft gesehen, aber die Festlichkeiten hatten uns zu sehr in Anspruch genommen, um den anderen Sehenswürdigkeiten unsere volle Aufmerksamkeit widmen zu können.

Das Gebäude habe ich dem Leser bereits flüchtig beschrieben, und in diesem sind die Königsgräber ohnstreitig das Wichtigste.

Es sind die König Rogers II., Sohn des großen Grafen Roger, er starb im Jahr 1154, nachdem er Korinth und Athen erobert hatte.

Das zweite ist das seiner Tochter Constanze, Königin von Sicilien und durch ihre Vermählung mit Heinrich VI. römisch-deutsche Kaiserin; sie starb im Jahr 1197.

Das dritte ist das Kaiser Friedrichs II., Vater Manfreds und Großvater des unglücklichen Conradins.

Endlich ruhen hier noch Constanze, Manfreds Tochter, und Peter von Aragonien.

Aus dem Dome verfügten wir uns zum Palazzo Reale, der auf dem Grund des alten sarazenischen Al Cassar erbaut ist. Robert Guiscard und der große Graf Roger umgaben die arabische Festung mit starken Mauern und begnügten sich übrigens mit derselben; Roger II. erbaute eine Kirche zu Ehren des heiligen Petrus darin und zwei feste Thürme, die er La Pisana und La Greca nannte; in dem einen wurden der Schatz und die Kronkleinodien aufbewahrt, der andere diente zum Staatsgefängniß. Wilhelm II. fand das alte Schloß zu unbequem als Wohnung und fing den Palazzo-Nuovo oder Reale an, der erst von seinem Sohne im Jahre 1170 beendet ward.

Zweierlei war es vorzüglich, was ich im Palazzo-Nuovo zu sehen verlangte: die berühmten syrakusanischen Widder und die Peterskapelle. Vergebens sah ich mich überall nach den ersteren um, bis man sie uns endlich zeigte, wundervoll himmelblau angepinselt. Ich frug, wer denn der geistreiche Urheber dieser merkwürdigen Metamor-

phose sei; man nannte mir Marchese Forcella. Ich wünsche Sicilien Glück zum Besitz dieses ausgezeichneten Kunstkenners.

Nicht so ist es mit der Kirche des heiligen Petrus, die trotz ihres siebenhundertjährigen Alters eben neu und frisch aus den Händen der byzantinischen Mosaikarbeiter hervorgegangen zu sein scheint; sie ist in Wahrheit ein Wunder der Architektur und Ornamentirung. Wahrscheinlich würde sie aber dennoch dem Schicksale so vieler anderen, durch den Ungeschmack späterer Jahrhunderte verpfuschten Bauwerke nicht entgangen sein, ohne eine uralte, von den Sarazenen selbst herstammende Tradition, welcher zufolge der heilige Petrus auf seiner Wanderung von Jerusalem nach Rom selbst die kleine unterirdische Crypta eingeweiht haben soll, die noch heutiges Tages zur Begräbnißkapelle dient.

In dieser Kapelle ward Louis Philipp *) mit Marie Amalie von Neapel vermählt, und in derselben Kapelle ward auch ihr Erstgeborner, der Herzog von Orleans getauft. Als der Erzbischof den Scheitel des Täuflings benetzte, sprach er laut:

„Vielleicht taufe ich in diesem Augenblick den zukünftigen König von Frankreich!"

„Amen!" sprach der alte Marchese Gargallo, Vater des jetztlebenden, der im Namen der Stadt Palermo den fürstlichen Sprößling über die Taufe hielt. — —

Uebrigens hat Louis Philipp auf dem französischen

*) Letzter König der Franzosen.

Throne jene Prophezeiung nicht vergessen, denn er übersandte der Kirche durch den Prinzen von Joinville einen kostbaren, reich mit Edelsteinen verzierten Hostienteller.

Um mit den Monumenten möglichst bald fertig zu werden, befahl ich dem Kutscher, uns gleich zu den beiden Sarazenenschlössern Ziza und Cuba zu fahren; der Mann erzählte uns, zum Erstaunen unsers sonst doch sehr gebildeten Freundes Arami, daß sie nach den beiden Söhnen des letzten Emirs so benannt worden waren. Ich will ihn hiermit für diese wichtige Entdeckung irgend einer gelehrten Gesellschaft zum Ehrenmitgliede bestens empfohlen haben.

Castel Ziza ist das erhaltenste von beiden; man zeigte uns noch einen großen maurischen Saal, mit Spitzbogendecke, reichen Arabesken und Mosaikverzierungen von trefflicher Arbeit; zwei Fontainen sprudeln aus schönen, achteckigen Bassins empor und verbreiten Kühlung in der weiten, jetzt so einsamen und verlassenen Halle. In den übrigen Gemächern haben die maurischen Ornamente schlechten Frescoklexereien weichen müssen. Castel Cuba ist in die Kaserne Borgognoni travestirt.

Nahe bei diesen beiden Sarazenenschlössern vor dem Stadtthore erhebt sich ein christliches Kloster, das nicht allein in Palermo, sondern in ganz Sicilien in großem Ruf steht; es ist das Kapuzinerkloster. Diesen Ruf verdankt es der merkwürdigen Eigenschaft seiner Gruftgewölbe, die Leichen außerordentlich schnell in Mumien zu verwandeln und sie vor aller Verwesung zu bewahrern, bis sie in Staub zerfallen.

Sobald der Pater Guardian uns nur erblickte, griff

er auch sogleich und bevor wir noch ein Wort zu ihm gesprochen, nach seinem Schlüsselbund, und ging uns voran nach den Katakomben; er war zu sehr an Fremdenbesuche gewöhnt und wußte, wem sie galten. Wir stiegen dreißig Stufen hinab und befanden uns in einem ungeheuren Kreuzgewölbe, durch Lucken an der Wölbung von oben herab beleuchtet.

Hier erwartete uns ein Schauspiel, von dem man sich vergeblich einen Begriff zu machen versuchen würde.

Man stelle sich so ein vierzehn- bis fünfzehnhundert zu Mumien vertrocknete Leichname vor, um die Wette die greulichsten Fratzen schneidend, Der lachend oder feixend, Der grinsend, Der mit weit aufgerissenem Maule, Jener die schwarz verdorrte Zunge zwischen den zahnlosen Kinnladen vorstreckend, dieser wieder mit krampfhaft zusammengepreßten Lippen; menschliche Karrikaturen, greifbare Gespenster, tausendmal häßlicher, als die Skelette eines anatomischen Kabinets, alle in Kapuzinerkutten gehüllt, aus denen die verrenkten Glieder hervorbaumelten. Jeder hält in der Hand eine Etiquette von Pappe, auf der der Name, der Geburts- und Sterbedatum des Todten verzeichnet ist. Unter andern fiel mir gleich der Leichnam eines Franzosen auf, Jean d'Esachard, gestorben den 4. November 1831, in einem Alter von hundertundzwei Jahren.

Der zunächst der Thür stehende Leichnam, mit Namen Franzesco Tollari, hält einen großen Knüppel in der Hand. Ich erkundigte mich nach der Bedeutung dieses seltsamen Symbols und erfuhr vom Guardian, besagter Francesco Tollari sei sein Vorgänger im Amte gewesen, deshalb stehe

er zunächst der Thüre und habe den Stock in der Hand, um seine Collegen am Fortgehen zu verhindern. In anderen Ländern spottet man über den Tod, hier über die Todten; auch eine Art von Fortschritt.

Und man muß allerdings gestehen, daß in dieser Mumiengesellschaft die am wenigsten Häßlichsten die Lächerlichsten sind. Der Nordländer mit seinem düsterpoetischen Cultus für die Verstorbenen, wird es kaum begreiflich finden, daß man ein läppisches Spiel mit diesen armen Körpern treibe, aus denen die Seelen geschieden sind; daß man sie wie die Hampelmänner anputze, frisire, schminke; daß man, wenn sich hier oder da ein Glied allzusehr verworfen, dasselbe ohne Umstände zerbricht und mit Draht wieder in der gehörigen Richtung zusammenflickt, ohne durch jenes ewige Gefühl, das sich gegen die Sterblichkeit sträubt, zur mindesten Besorgniß verleitet zu werden, daß man mit diesen Mißhandlungen dem zurückgelassenen Körper Schmerzen, oder doch vielleicht der abgeschiedenen Seele, wenn ihr etwa noch ein Blick in das Diesseits verstattet sein sollte, Kummer ob solcher Mißhandlungen ihrer irdischen Ueberreste bereiten könne. Ich versuchte es, diese Betrachtungen unserem Begleiter mitzutheilen; aber Arami war ja Sicilianer und von frühester Kindheit an gewöhnt, Das, was wir als einen Frevel gegen die Heiligkeit des Grabes erkannten, wie eine dem Andenken des Abgeschiedenen erwiesene Ehre zu betrachten; er begriff eben so wenig unsere Empfindlichkeit, wie wir seine Unempfindlichkeit. Wir fügten uns, und da die Sache wirklich merkwürdig war, so setzten wir unsere Wanderung in Gottesnamen fort, uns mit dem

Gedanken tröstend, daß Das, was die Lebenden nicht verletzte, am Ende den Todten noch viel gleichgültiger sein müsse.

Die Mumien sind in zwei, drei, vier Etagen, je nachdem die Höhe des Gewölbes es verstattet, übereinander aufgestellt, auf vorspringenden Bretern, so daß die unteren Reihen gleichsam Caryatiden der oberen bilden. Unter diesen Mumien stehen lange Reihen von Holzkasten aufrecht, mehr oder weniger kostbar mit Namenszügen, Wappen und Kronen geziert; darin sind diejenigen Leichen enthalten, an welche die Verwandten und Erben die Kosten eines Sarges spendirt haben, es sind aber keineswegs Särge wie die unsrigen, sondern ordentliche Kisten oder Schränke mit Thüren und Schlössern, zu denen die Familien die Schlüssel in eigener Verwahrung halten. Von Zeit zu Zeit kommen nun die Erben, um nachzusehen, ob Derjenige, dessen Vermögen sie verzehren, noch verhanden ist; sie statten dem Großpapa, dem Onkel, der Frau einen Besuch ab, die dem Besucher ein scheußliches Gesicht schneiden, und das beruhigt sie ungemein. Da kann freilich keine Poesie dagegen aufkommen.

Darum, lieber Leser, würdest Du auch vergeblich ganz Sicilien durchwandern, um eine jener poetischen Gespenstergeschichten zu hören, wie wir sie im Norden zu Tausenden haben. Dem Südländer ist der Gestorbene wirklich und wahrhaft todt; er weiß nichts von der grauslichen Mitternachtstunde, wo die Todten aufstehen, nichts vom Hahnenruf, der sie wieder ins kalte Bette treibt. Natürlich, wie soll man an Gespenster glauben, wenn man diese

Gespenster unter Schloß und Riegel hat und den Schlüssel mit sich in der Tasche herum trägt?

Da giebt es nun in dieser Todtengesellschaft Grafen, Marcheses, Prinzen, Feldmarschälle in ihren Harnischen und gestickten Kleidern; das merkwürdigste Mitglied dieser aristokratischen Gesellschaft ist aber ohne Zweifel ein König von Tunis, der einst vom Sturm an die sicilianischen Küsten verschlagen ward, in Palermo erkrankte, im Kapuzinerkloster Aufnahme und Pflege fand, und daselbst starb; vor seinem Tode ward er aber von der göttlichen Gnade erleuchtet, bekehrte sich zum wahren Glauben und ließ sich taufen.

Diese Bekehrung machte zur Zeit vielen Lärmen in der Welt, so daß der Deutsche Kaiser sich selbst herabließ, bei dem Täufling Gevatter zu stehen — versteht sich, durch Prokuration. Um die Erinnerung an diese, ihrem Kloster wiederfahrene Ehre zu erhalten, haben es sich die guten Kapuziner ein Erkleckliches kosten lassen; der tunesische Neophyt steht unter einen Baldachin von Möbelkalliko, hat eine goldpapierne Krone auf dem Haupte und hält, statt des Scepters, ein altes vergoldetes Stuhlbein in der Hand. Die Unterschrift lautet:

Naccui, in Tunisi re, venuto a sorte
in Palermo, abbracjai la santa fede.
La fede e il viver bene salv a mi in morte.
Don Filippo d'Austria, re di Tunizzi,
mori a Palermo — 20 Settembre 1622.*)

---

*) „Ich ward als König in Tunis geboren. Vom Schicksal

Ein Arm dieses großen Kreuzgewölbes bildet eine besondere Abtheilung für die Damen der hohen palermitanischen Aristokratie.

Nirgend vielleicht zeigt sich der Tod in so abscheulicher Gestalt wie hier, denn er ist hier am geputztesten. Die Leichen befinden sich unter großen Glaskasten und sind alle im höchsten Putz; die Frauen in Hof- oder Ballcostüm, die Mädchen in weißen Kleidern mit Jungfrauenkränzen. Der Anblick dieser bebänderten, behaubten, beblümten Mumiengesichter, dieser verdorrten Arme unter kurzen blauen oder rosa Atlasärmel, dieser Knochenfinger in Glacéhandschuhen, die dreimal zu groß sind, dieser Füße in durchbrochenen seidenen Strümpfen und Atlasschuhen, ist kaum zu ertragen. Man kann sich nichts Häßlicheres vorstellen.

Eine dieser gräulichen Todtenfratzen, eine Donna Maria Amaldi, gestorben den 7. August 1834, achtundzwanzig Jahr alt, war über und über mit frischen Blumen bedeckt. Der Guardian sagte uns, es sei die Braut eines Barons Perroni gewesen, der noch immer allwöchentlich herkomme und diese Blumenspende in eigener Person über die Leiche streue. Eine Liebe, die jahrelang einem solchen Anblick wiedersteht, geht wirklich ins Fabelhafte.

---

nach Palermo geführt, umfaßte ich den heiligen Glauben. Der Glaube und das gute Leben retteten mich in der Todesstunde. Don Philipp von Oesterreich, König von Tunis, gestorben zu Palermo, den 20. Sept. 1622.

In der dritten Zeile dürfte wohl ein kleiner Schnitzer sein, aber einem König von Tunis ist es ja nachzusehen, wenn er in der italienischen Sprache nicht taktfest ist.

Wir glaubten nun genug des Häßlichen gesehen zu haben, allein das Schlimmste stand uns noch bevor, und der Guardian war nicht geneigt, uns auch nur ein Jota zu erlassen; wir mußten noch die Werkstätten dieser Mumienfabrik besichtigen. Seufzend fügte ich mich dem Willen des Unerbittlichen.

Er zündete eine Fackel an, führte uns in einen schmalen Seitengang und öffnete einen gänzlich vom Tageslicht abgesperrten Keller.

Beim rothen Scheine der Fackel hatte ich hier den schauderhaftesten Anblick, der mir noch je im Leben vorgekommen; es war ein nackter Leichnam, auf einer Art eisernen Rost, mit eingeschnürten Händen, Füssen und Kinnbacken, um das Zusammenziehen der Muskeln und Fasern möglichst zu verhindern; unter dem Roste fließt ein rasches Wässerchen hin, dessen Kälte den Vertrocknungsprozeß befördert, der gewöhnlich in sechs Monaten beendet ist

Nach dieser Zeit ist die Leiche vollständig mumifizirt, wird wieder angekleidet und an ihren Ort aufgestellt, wo sie bis zum jüngsten Gericht stehen bleibt. Dieses reizende Atelier nennt man il purisorio.

Die Bewohner dieser Katakombenwelt haben eben so gut ihre Sonn- und Festtage, wie andere ehrliche Christenmenschen; dann putzt man sie schönstens in weltlicher Kleidung statt der Mönchskutten heraus, zieht ihnen reine Wäsche an und heftet ihnen große Blumenbouquets vor die Brust; die Katakomben werden geöffnet, und wer von Verwandten oder Freunden Lust hat, stattet nun seine Visite ab. Zuweilen bleiben aber auch die Todten in ihren Al-

tagskutten und scheinen ganz besonders verdrießliche Gesichter zu schneiden; die lieben Verwandten ahnen sogleich, daß sie irgend ein Extraleiden im Fegefeuer quäle und fragen an, ob sie ihnen nicht mit einer oder etlichen Messen dienen können, worauf die Todten gewöhnlich mit einer Kopf- oder Handbewegung antworten. Man beeilt sich, den Betrag der Messen an das Kloster zu entrichten und hat dafür das Vergnügen, die armen Abgeschiedenen beim nächsten Besuch schön angethan und mit Blumen geschmückt zu sehen.

Kann es wohl eine seltsamere Entwürdigung des Ernsten und Heiligen geben? Ich lobe mir unsere friedlichen Gräber, die dem Staube zurückgeben, was des Staubes ist.

Ich war froh, als ich das liebe Sonnenlicht wieder sah und der fürchterlichen Kelleratmosphäre entflohen war. Am Stadtthore mußte unser Kutscher anhalten, um eine offene Tragsänfte passiren zu lassen, vor der ein Mann mit einer Klingel herging, in der Sänfte saß starr und steif eine geputzte, geschminkte Gestalt; es war eine Leiche, die man ins Kapuzinerkloster schaffte. Hinterdrein kamen noch zwei Sänften, in welchen der Pfarrer und der Sakristan saßen. Diese Art, die Leichen zu transportiren, ist des ganzen übrigen Todtenkultus würdig.

Ich hielt ein miserables Diner, woran jedoch keineswegs der Koch des Hotels, sondern einzig jener verwünschte Klosterbesuch Schuld war; die Coteletts erinnerten mich zu lebhaft an jene Leiche auf dem Roste.

Arami erregte meine Bewunderung; er aß, als ob er eine Promenade durchs Paradies gemacht hätte.

Den Abend brachten wir im Theater zu, wo wir eine ziemlich gute Aufführung der Norma hörten.

Ich hatte viel von der Fertigkeit der Sicilianer gehört, sich durch Geberden aus weiter Entfernung vollkommen verständigen zu können, hatte aber bis jetzt noch nicht Gelegenheit gehabt, diese eigenthümliche Kunst der Sicilianer zu beobachten; erst heute ward sie mir in der Oper. Der Tradition zufolge soll die sicilianische Geberdensprache von der Zeit des Tyrannen Dionisius herstammen, der alle Vereinigungen und selbst öffentliche Unterhaltungen bei Todesstrafe verbot und dadurch seine Unterthanen nöthigte, sich ein Ersatzmittel für die Wortsprache auszubilden. Im Zwischenakte der Oper ward ich auf die verschiedenen stummen Dialoge aufmerksam, die sich zwischen dem Parterre und den Logen entspannen. Ganz besonders fesselte mich unser junger Begleiter Arami, der nahe am Orchester einen Freund entdeckt hatte, den er seit mehren Jahren nicht gesehen und der ihn durch mimischen Ausdruck, selten nur von Handbewegungen unterstützt, eine Menge höchst interessanter Mittheilungen machte, wie mir schien.

Als der Akt wieder angegangen war, frug ich Arami, ob ich ihn wohl, ohne eine Indiskretion zu begehen, um eine Mittheilung des eben gepflognen Geberdendialogs bitten dürfte.

„O mein Gott, warum das nicht!" sagte Arami; „es sind weiter keine großen Geheimnisse dabei. Derjenige, mit dem ich mich unterhielt, ist einer meiner Jugendfreunde, den ich seit zwei und einem halben Jahre nicht gesehen habe. Er erzählte mir so eben, daß er sich in Neapel verheirathet

und gleich nach der Hochzeit mit seiner jungen Frau eine Reise durch Deutschland und Frankreich angetreten habe. In Paris habe er die Niederkunft seiner Frau abgewartet; leider sei das Kind sehr bald gestorben. Gestern erst ist er mit dem Dampfboot angekommen; seine Frau ist noch etwas von der Reise und der Seekrankheit angegriffen und darum nicht mit ins Theater gegangen."

„Mein Bester," sagte ich, „wenn Sie wollen, daß ich Ihnen aufs Wort glauben soll, so müssen Sie mir einen Gefallen erzeigen."

„Mit Vergnügen. Welchen?"

„Fürs Erste, nicht von meiner Seite zu weichen, damit ich sicher bin, daß Sie sich nicht mit Ihrem Freunde verständigen, und fürs Zweite, ihn im nächsten Zwischenakte im Foyer zu ersuchen, uns ganz laut, und mit Worten zu wiederholen, was er Ihnen ohne Worte erzählt haben soll."

„Sehr gern," antwortete Arami lachend.

Nach Endigung des 2. Aktes begaben wir uns ins Foyer, wo wir den Reisenden antrafen.

„Lieber Freund," redete ihn Arami an, „ich habe nicht vollkommen verstanden, was Du mir vorhin vom Orchester aus mitgetheilt; willst Du wohl so gut sein und es mir wiederholen?"

Und der Reisende wiederholte nun Wort für Wort das Nämliche, was mir Arami zuvor als eine Uebersetzung seiner Geberdensprache mitgetheilt hatte; auch nicht der kleinste Umstand war anders. Es gränzte ans Wunderbare.

Etwa sechs oder sieben Wochen später erlebte ich noch ein zweites Beispiel solcher mimischen Virtuosität. Es war in Neapel; ich ging mit einem jungen Syrakusaner bei einer Schildwache vorüber. Mein Begleiter und der Soldat schnitten sich gegenseitig drei oder vier Grimassen zu, die ich zu anderer Zeit gar nicht einmal bemerkt haben würde, wenn nicht eben jene Erfahrung meine Aufmerksamkeit auf derlei Dinge rege erhalten hätten.

„Armer Teufel!" murmelte mein Begleiter, als wir vorüber waren.

„Wen meinen Sie?" frug ich.

„Nun, jenen neapolitanischen Grenadier; es war mir im Vorbeigehen, als ob mir das Gesicht bekannt sei und ich frug ihn, wo er her sei; er sagte mir, er sei ein geborener Syrakusaner und kenne mich ganz gut. Ich frug wie es ihm ginge in neapolitanischen Diensten; er sagte, es gehe ihm so schlecht, daß er fest entschlossen sei, bei der nächsten Mißhandlung seiner Vorgesetzten zu desertiren. Ich habe ihm zu verstehen gegeben, wenn er jemals zu diesem Schritte gezwungen sein sollte, so könne er auf mich rechnen.

Der arme Kerl nahm es dankbar an und ich zweifle nicht, daß ich ihn eines schönen Morgens oder Abends bei mir eintreten sehen werde.

Etwa drei, vier Tage darauf waren wir Abends bei dem Syrakusaner, als man ihm meldete, ein Mann, der seinen Namen nicht nennen wollte, verlange ihn zu sprechen. Unser Wirth ging hinaus und ließ Jadin und mich kaum zehn Minuten allein.

„Nun, hatte ich es Ihnen nicht gesagt?" rief er beim Wiedereintreten.

„Was denn?" frug ich.

„Daß der arme Mensch desertiren würde."

„Aha! der Soldat von neulich hat Sie beim Wort genommen?"

„Ganz natürlich; er war es. Vor einer Stunde hat sein Sergeant ihn mit der Faust ins Gesicht geschlagen und er ihm dafür den Pallasch durch den Leib gerannt, und ist glücklich entsprungen. Da er eben keine besondere Neigung verspürt, sich erschießen zu lassen, so hat er mich um einige hundert Ducati angesprochen. Uebermorgen ist er in den Kalabresischen Bergen und in acht oder vierzehn Tagen in Sicilien."

„Nun, und was soll drüben mit ihm werden? Die Arme der neapolitanischen Justiz können ihn ja dort eben so gut fassen wie hier."

„Ehée!" rief der junge Syrakusaner mit einem Ausdruck, der unmöglich zu beschreiben ist, „er wird Bandit."

Hoffentlich hat der Desertur die Prophezeiung seines Landsmannes nicht Lügen gestraft und treibt sein nobles Gewerbe zur Zeit noch immer mit gutem Erfolge zwischen Girgenti und Palermo.

V.

Griechen und Normannen.

Anderen Tages ward die Wanderung nach Segesta und Montreale vorgenommen.

Von Palermo bis zum Grabe der Ceres sind ungefähr acht Stunden, dennoch rieth man uns zu dieser kleinen Tour dieselben Vorsichtsmaßregeln an, die wir auf der Reise von Girgenti nach Palermo beobachtet hatten, denn die Räuber haben eine ganz besondere Vorliebe für diese Straße, die allerdings nur wenig befahren und beritten, aber dafür auch unfehlbar von allen Fremden, die nach Palermo kommen, passirt wird. Die Herren Spitzbuben sind daher um so sicherer, wenn ihnen zuweilen Reisende in die Hände gerathen, daß der Fang dann wenigstens die Mühe lohnt.

Wir waren fünf wohlbewaffnete Männer, Mylord nicht mit eingerechnet, der allenfalls wohl für einen sechs-

sten zählen konnte. Vier saßen in der offenen Kalesche, die Doppelflinten zwischen den Knieen, der fünfte neben dem Kutscher, Mylord trabte zähnefletschend nebenher, und so gelangten wir denn auch unangefochten an das Ziel unserer Wanderung.

Bis Montreale geht der Weg durch eine herrliche Gegend, die den Namen, die goldene Muschel, mit Recht führt; es ist nur ein weites Smaragdbassin, mit Myrten, Lorbern, Rosen und Orangen durchzogen, zwischen denen sich hier sich hier und da Gruppen schlanker Palmen mit ihren Blätterfächern malerisch erheben. Jenseits Montreale, nach Aliamo hin, ändert sich plötzlich die Landschaft; die Vegetation verschwindet, einzelne kümmerliche Grashälmchen entsprossen dem starren Boden, man meint in einer arabischen Wüste zu sein.

Bei einer Biegung des Weges sieht man plötzlich auf einer Art von natürlichen Platform den Tempel der Ceres, das einzige erhaltene Ueberbleibsel der alten Stadt, unter Schutt und Trümmern die traurige Wüste überragend, wie das Wahrzeichen einer untergegangenen Civilisation.

Ein Trojanischer Prinz, Namens Hippotas, hatte eine wunderschöne Tochter Namens Egesta; diese setzte er in einem kleinem Schifflein auf dem Meere aus, aus Furcht, das Loos könne sie bestimmen von dem Seeungeheuer verschlungen zu werden, welches Neptun gegen Laomedon, der ihm die ausbedungene Summe für die Errichtung der trojanischen Mauer noch nicht ausgezahlt, herauf beschworen hatte. Das erste Opfer, das dem Ungethüm hatte preisgegeben werden sollen, war Hesione, die ältere

Tochter des vergeßlichen Schuldners; aber Herkules war gerade des Weges daher gekommen, hatte das arme hübsche Kind gefunden und im Vorbeigehen befreit. Aus Bosheit darüber, daß ihm ein solcher Kapitalbissen vor dem Maule weggeschnappt worden war, legte das Ungeheuer den Trojanern die Verpflichtung auf, ihm zur Strafe nunmehr alle Jahre ein hübsches Mädchen zum Verspeisen zu geben, widrigenfalls es alle Trojaner mit Stumpf und Stiel verschlingen werde. Die Papas und Mammas erhoben ein klägliches Geschrei und baten vor und nach Gott, ihnen diese Bedingung zu erlassen; aber ein hungriger Wanst kennt kein Erbarmen, das Monstrum beharrte auf seinem Ausspruch.

Wie gesagt, Hippotas hatte gefürchtet, das Loos könne seine schöne Tochter Egesta treffen und nicht gleich wieder ein Herkules zu ihrer Befreiung bei der Hand sein, es daher vorgezogen, das niedliche Kind in ein wohl mit Lebensmitteln versehenes Schifflein zu packen und aufs weite Meer hinauszutreiben. Aber eine frische Dardanellenbrise hatte das Schifflein glücklich nach Sicilien, ans Gestade von Drepanum, unfern der Mündung des Flusses Crynises geführt.

Crynises war nun aber einer der galantesten Flußgötter seiner Zeit, ein Schwager des Alphäus und leiblicher Vetter des Scamander; kaum hat er die schöne Maid erblickt, so metamorphosirt er sich geschwind in ein schwarzes Hündchen und springt in zierlichen Capriolen herzu, um ihr die Cour zu schneiden. Egesta war, wie die mehrsten Damen, eine große Hundefreundin; sie setzte

sich unter einen Baum, nahm das niedliche Thierchen auf ihren Schooß, karressirte es, theilte mit ihm einige, aus Vaters Speisekammer mitgenomme, Leckereien und — schlief ein.

Da hatte sie denn einen Traum à la Europa und Leda, und die Folge dieses Traumes war, daß sie nach neun Monaten mit ein Paar munteren Zwillingen darniederkam, die sie Aeolus, — der aber nicht mit dem berühmten Windgott zu verwechseln ist, — und Acestes nannte. Die Geschichte sagt nicht, was aus Aeolus geworden ist; Acestes aber erbaute später eine Stadt am Ufer seines Papas, und da er ein sehr frommer Sohn war, so benannte er sie Egesta.

Die Stadt war ziemlich fertig, als der aus Troja vertriebene Aeneas ebenfalls an der Küste von Drepanum landete. Er schickte einige Adjutanten aus, um das Land zu recognosciren, und diese kehrten sehr bald mit der Meldung zurück, daß sie ein Volk entdeckt hätten, das derselben Nation anzugehören schiene und dieselbe Sprache rede wie sie. Sofort springt Aeneas ans Land, eilt auf die Stadt zu und findet Acestes inmitten seiner Bauleute; die beiden halb- oder viertelgöttlichen Prinzen begrüßen sich, nennen sich und erkennen sich als Vettern.

Alle die das fünfte Buch der Aeneide kennen, wissen, wie der trojanische Held die Todtenfeier seines Vaters mit festlichen Spielen auf dem Berge Erix beging und wie er den guten König Acestes zum Kampfrichter dabei ernannte; es ist dies die letzte Erwähnung, die seiner in der Geschichte geschieht.

Gleich nach dem Tode dieses weisen Königs hatten seine Unterthanen nichts Eiligeres zu thun, als mit den Selinuntiern wegen einiger Acker Landes, die zwischen ihren Städten lagen, Streit anzufangen. Ein heftiger Krieg entbrannte zwischen den beiden Völkern, und im Verlaufe desselben riefen erst die Selinuntier Syrakus, und darauf die Egester Leontium zu Hülfe, später aber Athen.

Die Athenienser waren sehr gefällige Leute, wenn sie nämlich gut bezahlt wurden, und schickten daher vorerst eine Commission nach Egesta ab, um nachzusehen, wie es mit der Kasse stehe. Diesen zeigte man höchst gefällig eine allerliebste Sammlung goldner und silberner Vasen, die im Venustempel aufbewahrt wurden; die Commission sah sogleich, daß Athen wohl auf seine Kosten kommen würde und Athen sandte einen seiner Feldherrn, Nicias, mit einem kleinen Truppencorps. Nicias verlangte vor allen Dingen dreißig Talente Vorschuß; man fand die Forderung billig, gewährte sie, und nun eroberte Nicias frischweg die Stadt Hicara, deren Einwohner er als Sklaven verkaufen ließ. Dieser Verkauf brachte ihm einige hundert Talente ein, wovon aber die Egester nicht einen Heller bekamen. Unter den verkauften Weibern befand sich auch ein junges, kaum zwölfjähriges Mädchen von wunderwürdiger Schönheit, das nach Corynth verkauft ward, die späterhin so berühmte Laïs, deren Schönheit so in Ruf kam, daß die Athieniensischen Künstler förmlich nach Corynth wallfahrteten, um sich an ihrem Anblicke zu begeistern. Die schöne Dame soll sich aber mit ihrem Modellstehen etwas mehr verdient haben als unsere heutigen

Modellsteherinnen, denn von daher soll die sprichwörtliche Redensart der Athenienser kommen: nicht Allen ist es beschieden, nach Corynth zu kommen.

Aber die Freude der Segester war nur von kurzer Dauer; Nicias ward geschlagen, gefangen genommen, nach Syrakus transportirt und zum Tode verurtheilt. Egesta blieb unter der Herrschaft der Selinuntier, bis Hannibal der Alte, Vater Hamilcars, Selinunt nach achttägiger Belagerung erstürmte und zerstörte. Egesta ward natürlich die Beute des Siegers. Im ersten punischen Kriege empörte es sich gegen die Karthaginenser, wurde aber dafür von diesen gezüchtigt, die Stadt verwüstet und rein ausgeplündert. Als später wieder die Römer siegten, erholte sie sich wieder so weit, daß sie die Häuser und Tempel schöner wie vorher wieder aufbauen konnte; es verblieb ihr nur noch ein Zeichen der erlittenen Schmach, ein armes, unbedeutendes S, das die Sieger dem Namen Egesta hinzugefügt hatten und das ihm verblieb: Egestas, will sagen, die Stadt armer Leute. Trotz dieses mahnenden S', empörte sich die Stadt später gegen Agathokles und verweigerte ihm den Tribut. Das gab ihr den Rest; der Tyrann verurtheilte sie zum Tode und that sie an einem Tage ab wie einen einzigen Mann; sie ward der Erde gleich gemacht, bis auf einen Tempel der Ceres, und der Trümmerhaufen ward Dicepolis, das heißt, die Stadt der Züchtigung, genannt.

Jener Tempel steht noch bis auf den heutigen Tag; in ihm war die berühmte Bildsäule der Ceres, die später ab-

wechselnd in den Besitz der Karthaginenser und Römer gelangte.

Zwei Bächelchen, die wir fast trocknen Fußes passirten, hatte Aeneas, zur Erinnerung an sein Vaterland, den Simois und den Scamander benannt; der erstere heißt jetzt il fiume San Bartolo, und der zweite hat gar keinen Namen mehr.

Während Jadin den Tempel zeichnete, durchstreiften wir anderen die Gegend mit unseren Flinten in der Hoffnung, einiges Wildpret zu erlegen; aber unsere ganze Jagdbeute beschränkte sich auf eine Blindschleiche, die ich mit dem Stiefelabsatz erlegte.

Wir entdeckten auch die Ruinen eines Theaters, die aber kaum mit denen von Taormino und Syrakus zu vergleichen sind; das einzige Lohnende ist die Aussicht von den obersten Stufen, ein schöner Ueberblick der Bai von Castellamare und des alten Hafens von Segesta.

Die Nacht erreichte uns zu schnell, um noch bis Montreale zu gelangen; wir mußten uns entschließen in Aliamo, beim Pfarrer des Ortes zu bleiben, der zugleich die einzige Herberge hielt. Es ist ein Glück, daß die heilige Kirche noch nicht auf den Einfall gekommen ist, alle Gasthäuser der Christenheit zu pachten; nach dem Pröbchen zu urtheilen, das wir in Aliamo davon kosteten, würden die Reisenden sich nicht sonderlich dabei befinden.

Am anderen Vormittag waren wir bei guter Zeit in Monterale und eilten nach rasch eingenommenem Frühstück sogleich in den Dom.

Kein Monument des Mittelalters dürfte vielleicht eine

so glückliche Mischung des byzantinischen, normannischen und sarrazenischen Baustyles darbieten als der Dom von Monterale. Außer einer Beschädigung der Kuppel und mehrer Königsgräber bei einer Feuersbrunst im Jahre 1812 ist er vollkommen wohl erhalten.

Wilhelm der Gute erbaute ihn in Folge eines Traumgesichts im Jahre 1180; er war nämlich, ermüdet von der Jagd, unter einem Baume eingeschlafen, da erschien ihm die heilige Jungfrau, entdeckte ihm daß unter demselben Baume ein großer Schatz vergraben sei; Wilhelm gräbt nach, findet den Schatz und erbaut davon den Dom. Er selbst liegt hier an der Seite seines Vaters, Wilhelm des Bösen, und seiner Brüder Roger und Heinrich begraben. Bei Gelegenheit jener Feuersbrunst mußte man, der nöthigen Reparaturen wegen, diese Gräber öffnen und fand merkwürdigerweise den Leichnam Wilhelms des Bösen sammt der Bekleidung am besten erhalten, troß dem sechs Jahrhunderte über diese Gräber dahingegangen waren. Er trug eine dreifache, gegürtete Tunika, wovon die beiden untersten von Leinen, die oberste, etwas anschließender, von schönen golddurchwirktem Seidenstoff; die Züge des Gesichts waren zu erkennen, Kopf- und Barthaare röthlich blond und voll; die linke Hand war blos, die rechte fehlte jedoch ganz; daneben lag ein in Seide gestrickter goldfarbner Handschuh. Im Ganzen gleicht das Costüm dem so ziemlich, mit welchem die in Palermo ruhenden Leichname Heinrichs und Friedrichs II. bekleidet sind, und beweist, daß die Moden damals fast eben so viele Jahrhunderte gleich blieben, als jetzt kaum Jahre. . . . . . .

Neben dem Dome ist die Abtei mit dem Kloster, von bewundernswerthem arabischen Baustyl; sie enthält unter andern zweihundertundsechzehn Säulen, deren jede von verschiedener Ornamentirung ist; an einem der Kapitäler sieht man Wilhelm II., knieend und der heiligen Jungfrau das Modell des Domes darbringend. Dieser Kreuzgang ist es, den unsere Pariser Künstler zu der prachtvollen Dekoration in Robert der Teufel benutzten.

Uebrigens waren diese Normannen, wenn auch etwas ungehobelt und von nicht sehr zartem Gewissen, dennoch ganz tüchtige Bursche und besonders in Sicilien wird man beim Anblick der von ihnen hinterlassenen Denkmäler mehr wie irgendwo daran erinnert. Im VII. Jahrhundert schon ziehen sie zu Schiff von Norwegen aus und erscheinen in Gallien. Karl der Große muß sich sein ganzes Leben lang mit ihnen herumbalgen und wenn er sie für immer verjagt zu haben meint, erscheinen sie doch immer wieder und immer in verstärkter Zahl, so daß der greise Held noch in seinen letzten Tagen mit banger Sorge für die Zukunft des von ihm gegründeten Reiches erfüllt wird. In der That dringen sie, kaum ein Jahrhundert später, die Seine herauf und belagern Paris. Eudas, der Sohn Robert des Starken, drängt sie bis Neustrien zurück, aber hier klammern sie sich am Boden fest, und Karl der Einfältige muß sich mit ihrem Anführer Rollo in Güte vergleichen. Der Vertrag ist noch kaum geschlossen, so erbauen sie schon die Kathedralen von Bayeux, Caen und Avranches. Das übrige Gallien hat noch keine ausgebildete Sprache und behilft sich noch mit einem Kauderwälsch lateinischer,

teutonischer nnd romanischer Worte, da haben sie schon ihre Trouveres; die Romanzen von Rou und Sain-Maur erscheinen hundertundzwanzig Jahre früher als die ersten provençalischen Dichtungen. Wilhelm der Bastard hat schon 1066 seinen Dichter Taillefer, der ihn überall begleitet und dem er die homerische Aufgabe stellt, eine Eroberung zu besingen, die erst noch vor sich gehen soll. Kaum ist England in Folge einer einzigen Schlacht erobert, so verschwinden auch schon Sprache, Sitten, Künste der Ueberwundenen, um denen der Sieger Platz zu machen; die ganze frühere Bevölkerung verschwindet für immer von dem eroberten Boden.

Aber während diese Dinge die nördliche Hälfte von Europa mit Staunen und Grausen erfüllen, ereignen sich unten im Süden noch erstaunlichere Dinge; etwa vierzig Normannen verirren sich auf ihrer Heimkehr aus Jerusalem, wohin sie einen Kreuzzug ganz auf eigene Faust unternommen hatten, landen zu Salerno und helfen den Lombarden die Sarrazenen verjagen. Serguis, Herzog von Neapel, bewilligt ihnen zum Lohn für diesen Dienst ein Streifchen Land zwischen Neapel und Capua; sie bauen eine Veste und Ranulph, ihr Führer, nennt sich Graf von Aversa. Sie haben einen Fuß in Italien, mehr brauchen sie nicht; 1035 erscheint Tankred von Hauteville mit seinen Söhnen an der Küste von Neapel. Zwei Jahre darauf stehen sie dem morgenländischen Kaiser bei, die Sarrazenen in Sicilien zu bekämpfen; sie nennen sich Herzöge von Calabrien, bemächtigen sich Apuliens für ihre Rechnung, und schwanken einen Augenblick zwischen den

beiden grossen Partheien, die Italien spalten, endlich ent, scheiden sie sich für die Guelphen. Kaum vom Papst in ihrem Besitze bestätigt, unterstützen sie ihn zum Dank dafür in dem Kampf mit den Kaisern des Abendlandes. Und alles dies geschieht in einem Zeitraume von kaum fünfundzwanzig Jahren, von 1035 bis 1060! —

Jetzt kommt Roger, genannt der grosse Graf. Ihm genügt es nicht Graf von Apulien und Herzog von Calabrien zu heissen; er schreitet über die Meerenge, erobert 1061 Messina, und 1072 Palermo; innerhalb elf Jahren hat er die Macht der Sarrazenen vernichtet. Er will aber nicht nur Eroberer wie Alexander, Gesetzgeber wie Justinian sein, er will auch die geistliche Macht mit der weltlichen in sich vereinen; er läßt sich 1098 zum Legaten des Papstes ernennen, stirbt 1101 und hinterläßt seinen Erben einen Titel, den die Könige von Neapel noch bis heute führen.

Ihm folgt sein erst fünfjähriger Sohn, Roger II., der die Titel eines Grafen von Sicilien und Calabrien, Herzogs von Apulien und Fürsten von Salerno 1130 in den eines Königs von Sicilien vereinigt. Im Jahre 1146 bis 1148 erobert und plündert er Malta, Tripolis, Korfu, Theben, Corinth, Euböa, von wo er die Seidenraupe und den Maulbeerbaum mit heimbringt und 1154 stirbt. Seinen Nachfolger, Wilhelm den Bösen, haben wir eben im Dom von Montreale im engen, letzten Hause gesehen; sein Sohn, Wilhelm der Gute, der Friedfertige, der Dichter, der Künstler, ist der letzte legitime Erbe des grossen Grafen. Tankred, ein Bastard Rogers, stirbt nach

fünfjähriger, ruhmloser Herrschaft, als der letzte normännische König. Mit Heinrich VI., der Constanze, die Tochter Rogers geheirathet hat, fällt der Königsthron von Sicilien den Hohenstauffen anheim.

Auf dem Heimwege nach Palermo besuchten wir noch das Lustschloß Favorite, den Lieblingsaufenthalt Carolinens und Ferdinands während ihres langen, gezwungenen Aufenthaltes in Sicilien. Von hier aus bewog Lady Hamilton Nelson, die Capitulation von Neapel zu brechen; um einer Liebesnacht willen opferte der Seeheld sein gegebenes Wort und zwanzigtausend Patrioten mußten seine Untreue gegen Emma Lyonna, seine Londner Geliebte, mit ihrem Kopfe bezahlen.

Die Favorite ist übrigens nichts Anderes als ein Caprice in der Manier des Pelagonischen Narrenpalastes, nur mit dem Unterschiede, daß hier alles chinesisch ist, Inneres, Aeußeres, Meublement, Garten; überall Kioske, Pagoden, Brückchen, Glöckchen, und alles im abscheulichsten Geschmacke der Zeit Ludwigs XV.

Bei unserer Ankunft in Palermo fanden wir unsere ganze Schiffsmannschaft, die uns an der Thür des Hotels erwartete. Der Speronaro war am nämlichen Morgen nach glücklicher Fahrt im Hafen von Palermo eingelaufen, mit einem Vorrath von köstlichem Marsala am Bord, der an Ort und Stelle gekauft war. Wohl oder übel mußten wir uns von den wackeren Burschen die Hände küssen lassen, und unsere Abfahrt ward auf nächsten Montag festgesetzt.

VI.

Der äolische Archipel.

Abfahrt von Palermo. — Alcindi. — Lipari. — Ein Kinderbegräbniß. — Das gastfreie Kloster. — Il Signor Governatore. — Jadin als moderner Titan.

Am bestimmten Tag, zur festgesetzten Stunde, fanden wir alle unsere Leute am Hafen bereit; dreißig Schritte vom Quai schaukelte sich unser kleiner Speronaro kokett und zierlich zwischen alle den großen Schiffen, wie ein Schmetterling zwischen einem Flug Schwäne. Die Jolle erwartete uns und in fünf Minuten befand ich mich mit Jadin und Mylord wieder am Bord.

Ich muß offen gestehen, daß es mir ein kindisches Vergnügen gewährte, wieder in Mitte unsrer guten, wackeren Matrosen zu sein, das frisch gescheuerte, blendendweiße Verdeck des Speronaro wieder unter meinen Füßen zu haben. Ich steckte den Kopf in unsere Kabine, unsere

Lager waren bereit und rein überzogen; nach so vielen Betttüchern von etwas zweideutiger Reinlichkeit gewährte mir der Anblick dieser schneeweißen Wäsche eine wahre Augenweide, und wenig fehlte, so hätte ich mich gleich lang darauf ausgestreckt, um die erquickende Frische zu genießen. Wer die Romagna, Calabrien und Sicilien durchreist ist, der wird mich vollkommen verstehen.

Kaum waren wir eingeschifft, so glitt unser Speronaro, von vier kräftigen Ruderern bewegt, wie ein fröhliches Kind zwischen alle den großen ernsten Schiffen hindurch, dem Meere zu. Bald waren wir im freien Wasser und konnten nun Palermo, das in seiner ganzen Pracht und Herrlichkeit vor uns lag, noch einen letzten Abschiedsblick zuwerfen; noch einmal schweifte unser Auge über diese Häusermasse, diese Dome und Kuppeln, diese Hunderte von Villas unter, Orangen, Palmen und immergrünen Eichen, dahin; noch einmal überblickten wir die ganze goldene Muschel, von Montreale bis zum Meere, vom Monte Pellegrino bis zum Vorgebirge Lafarano — adio Palermo felice! möge Dein Name sich bewahrheiten, so lange dieser blaue Himmel Dich bedeckt, so lange diese Azurwogen Deine Füße bespülen — Lebewohl!

Ein frisches Lüftchen hatte es uns möglich gemacht, die Segel zu hissen und schnell aus dem Hafen zu kommen. Kaum nach einem Stündchen schlief aber die erquickende Brise wieder ein und nöthigte unsere Leute, wieder die Riemen zur Hand zu nehmen. Der Tag war herrlich, Himmel und Meer wie von einer Farbe gewoben, ein leiser Zephyr milderte die Sonnengluth bedeutend. Wir

ließen einen Teppich auf das Dach unserer Kabine breiten, um diesen poetischen Horizont so lange wie möglich im Gesicht zubehalten, zündeten unsere Chibouks an und streckten uns gemächlich aus.

Auf Reisen, zumal zur See, erlebt man Stunden und Tage, wo man träumt ohne zu denken, wo die Erinnerung an die entfernte Heimath, an die abwesenden Freunde wie leichte Nebelwölkchen am fernen Horizonte auftaucht, alle Minuten eine andere Gestalt annimmt, sich verflüchtigt, um einer anderen Platz zu machen, und so immer fort in unendlicher Abwechselung. Die Stunden fliehen dahin, ohne daß man ihren Flügelschlag fühlt noch deren Rauschen hört; der Abend kommt heran, man weiß nicht wie, ein dunkler Schleier breitet sich über den Osten, während von Westen die goldfunkelnde Fluth den letzten Abschiedsgruß der Sonne zu uns herüber trägt, diese Hälfte des Himmelszeltes prangt noch in allen Farben des Prisma, vom dunkelsten Purpurviolett bis zum hellsten Goldgrün, während an der anderen ein Sternlein nach dem andern schon sein Lämpchen anzündet; der Steuermann erhebt sich, ohne das Steuer aus der Hand zu lassen, und im Augenblicke, wo die Sonne im feuchten Bette versinkt, schallt das melodische Ave Maria über die weite Fläche dahin. Hier und da tauchen silberne Blitze aus dem Wasser auf, es sind springende Fische, die sich emporschnellen, wie gelockt von den frommen Klängen! —

Wie gewöhnlich erhob sich mit dem aufgehenden Monde auch der Wind; an dem warmen Hauch erkannten wir den Sirocco. Der Kapitain ersuchte uns in unsere Kabine zu

kriechen; wir gehorchten, aber unter der Bedingung, daß die Mannschaft ihren gewohnten Gesang fortsetze, der mehr, wie irgend Etwas auf der Welt, geeignet ist, uns in sanftem Schlaf zu wiegen.

Wie oft während meiner Reise hörte ich diese Gesänge im Schlaf, und lauschte ihnen Stundenlang, ohne ganz wieder einzuschlafen noch ganz zu erwachen; vielleicht würde ich sie, wenn ich sie anderwärts oder unter andern Umständen gehört, kaum beachtet haben, aber so des Nachts, mitten auf dem Meer, athmeten sie eine sanfte Melancholie, wie ich sie seitdem an keinem Musikstücke gefunden habe.

Während der Nacht war der Wind heftiger geworden und hatte uns nordwärts bis dicht an die Insel Alcindi getrieben; mit Anbruch des Tages gesellte sich der Greco zum Sirocco und machte es uns unmöglich, die Insel zu doubliren. Da Alcindi weder Hafen noch Rhede hat, um mit dem Speronaro zu landen, so ließen wir beilegen und uns mit der Jolle ans Land bringen, was der heftigen Klippenbrandung wegen nicht ohne Schwierigkeiten war.

Alcindi ist das alte Ericodes Strabo's und soll zu seiner Zeit die bedeutendste der äolischen Inseln gewesen sein; seit dem ist es aber durch seine vulkanische Beschaffenheit verwüstet, verzehrt und in einzelne Felsengruppen zerspalten worden, so daß man kaum etwas Traurigeres, Trostloseres sehen kann, als dieses unglückliche Eiland; es liegt da wie ein seit der Schöpfung vergessenes Stück Erde, noch im chaotischen Zustande. Nicht Weg noch Steg ist

ringsum zu gewahren; der Fuß muß sich in die Vertiefungen klammern, die der Regen und die Fluth in der Lava ausgewaschen haben; kein Baum, kein Busch, kein Streifchen grünes Land, wohin auch das Auge schweift, nur hier und da in den Felsenspalten ein kümmerlicher Dornenstrauch; es ist das leibhafte Urbild von Dantes Höllenpfad.

Und doch leben auf dieser fürchterlichen Lavaklippe in elenden Hütten hundertundfünfzig bis zweihundert Fischer; einer dieser Unglücklichen kehrte eben mit seiner Barke heim, wir kauften ihm seine ganze Ladung für drei Carlins, etwas über einen Franken, ab.

Wer in der großen Welt und in einem gewissen Wohlstand lebt, der kann die Existenz solcher Leute nicht begreifen. Welche Macht hat sie hierher auf diesen erloschenen Vulkan gebannt? Welcher Grund kann sie abhalten, diesen elenden Aufenthalt zu verlassen? Es giebt wohl kaum einen Winkel Italiens, der nicht wohnlicher wäre.

Kann man diesen von Feuer, Luft und Meer verzehrten Trümmerhaufen eine Heimath nennen? Daß man hier geboren werden kann, ist begreiflich; wie man aber nach erlangter Freiheit sich zu bewegen, und ohne anderen Besitz als eine Barke, die uns zugleich das Mittel zum Fortkommnen bietet, hier noch bleiben kann, um sein Dasein auf die kümmerlichste Weise zu fristen, das vermag der Verstand nicht zu ergründen und ich bin überzeugt, das werden diese Unglücklichen sich selbst nicht erklären können!

Wir beeilten uns, wieder an Bord zu kommen; aber

fast den ganzen Tag mußten wir zwischen Lipari und Vulcano laviren, ohne weder eines noch das andere erreichen zu können, fortwährend den Flammenbusch des Stromboli am Horizonte in Sicht. Endlich, nach achtstündigem Kampfe gelang es uns, mit Hülfe der Ruder in den Hafen von Lipari einzulaufen, wo wir Anker warfen.

Es war drei Uhr Nachmittags.

Lipari, mit seinem festen Schlosse auf hohen Felsen, seinen am Ufer hin zerstreuten Häusern, gewährt einen höchst pittoresken Anblick. Wir hatten übrigens, in Folge der Schwierigkeiten, die man unserer Landung entgegensetzte, die schönste Muße uns daran zu erlaben. Wir waren so unvorsichtig gewesen, dem ersten Hafenbeamten zu gestehen, daß wir nicht auf Fischfang hierhergekommen wären, und da der gute Mann durchaus nicht begreifen konnte, wie man wegen irgend etwas Anderem Lipari besuchen könne, wollte er uns nicht einlaufen lassen. Erst nachdem wir unsere Pässe durchs Gitter gesteckt, die man aus Furcht vor der Cholera mit einer langen Zange anfaßte, aber dann mit bloßen Fingern entfaltete, und man sich überzeugt hatte, daß wir weder von Tunis noch Alexandrien, sondern direkt von Palermo kämen, gestattete man uns, den Fuß aus Land zu setzen.

Das war freilich ein großer Abstand gegen die Gastfreundschaft des weiland berühmten Königs Aeolus, denn der Leser wird sich erinnern, daß Lipari nichts Anderes ist als das alte Aeolien, wo Ulysses landete, als er dem Polyphem entwischt war.

Aristoteles erwähnt und beschreibt auch noch das Grab-

mal des alten gastfreien Königs und Windgottes, und in der That hat man erst gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts eine Art von Monument auf Lipari entdeckt, was wohl jenes von Aristoteles beschriebene Grab des Aeolus sein könnte. Es ist eine Art von achteckigem Mauerwerk auf einer Unterlage von Basaltpfeilern; jede Ecke desselben ist einer kleinen Schlucht zugewendet, in gleichen Zwischenräumen durchlöchert und in diesen Löchern stecken Röhren von gebranntem Thon; die Vibration der Luft in diesen Röhren verursacht jene wunderbaren Töne und Klänge, nach denen man seitdem alle derartigen künstlichen oder natürlichen Instrumente Aeolsharfen benannt hat.

Vor allen Dingen handelte es sich aber für uns um eine Herberge; aber vergebens durchstreiften wir die Stadt von einem Ende zum anderen, um ein Gasthaus aufzufinden; ein solches war in der ehemaligen Residenz des Aeolus zur Zeit eine unbekannte Sache.

Wir standen da, Jadin, Mylord und meine Wenigkeit, und sahen uns eben höchst verlegen an, als wir an der Thüre eines Hauses eine ziemliche Anzahl Leute jeden Alters und Geschlechts bemerkten; wir drängten uns durch den Haufen und sahen den Leichnam eines Kindes von sechs bis acht Jahren auf einer ärmlichen Bahre. Die Familie des kleinen Todten schien übrigens nicht sonderlich von dem Verlust affizirt zu sein, denn eine alte Großmutter schäfterte emsig in der Wirthschaft umher und ein anderes Kind von fünf oder sechs Jahren wälzte sich zwischen einigen Schweinchen spielend am Boden herum. Nur die Mutter saß am Fußende der Bahre, allein sie weinte

nicht, sondern sie sprach zu dem todten Kinde, und zwar mit einer Zungengeläufigkeit, wie sie mir noch kaum vorgekommen; natürlich konnte ich wenig oder gar nichts davon verstehen, ich frug einen Nachbar, was denn dieser seltsame Sermon zu bedeuten habe und er war so gefällig mir zu dolmetschen, die Frau gebe dem Kinde Aufträge an den, vor einem Jahre gestorbenen Vater und an den vor vier Jahren gestorbenen Großvater mit. Diese Aufträge waren mitunter sehr kurioser Art, denn unter Anderem sollte das Kind dem Urheber seiner Tage vermelden: die Wittwe stehe im Begriffe sich wieder zu verheirathen, und die alte Sau habe sechs Ferkel geworfen, die so schön wären wie die lieben Engelein.

In diesem Augenblicke traten zwei Franziskanermönche heran, um die Leiche fortzutragen. Mutter und Großmutter küßten das todte Kind noch einmal zum Abschiede, dann zerrte die erstere das holde Brüderchen von seinem vierfüßigen Spielkameraden weg, um ein Gleiches zu thun, was flennend und mit Sträuben geschah; endlich ward ein zerrissenes Bettuch über die Leiche gebreitet und dieselbe fortgetrageu. Kaum war die Bahre außer dem Hause, als die Mutter und Großmutter unter gleichgültigen Gesprächen das Bettchen des Verstorbenen frisch zurecht machten, um die letzte Spur des Geschehenen zu verwischen.

Mechanisch folgten wir der kleinen Leiche, die die Franziskaner in die zu ihrem Kloster gehörige Kirche trugen; wir waren das einzige Trauergefolge. Einer der Mönche sprach in aller Geschwindigkeit die Todtengebete,

segnete die Leiche ein, dann ward ein großer Stein von einer Art von gemeinschaftlicher Grube gehoben, in die man die Leiche ohne weiteres warf. Wie man uns sagte ist diese Procedur hier allgemein und monatlich wird zweimal eine Lage ungelöschter Kalk über die Leichen geschüttet.

Wir besahen uns eben die kleine, gar nicht übel gebaute Kirche, als einer der Franziskaner zu uns herantrat und uns bescheiden fragte: ob wir Engländer, Franzosen oder Deutsche wären? Wir sagten, wir wären Franzosen und gute Katholiken, was den Mann sehr freute; ein Wort gab das andere und so theilten wir ihm denn auch unsere Verlegenheit in Betreff eines Unterkommens für die Nacht mit. Er bot uns sogleich höchst gastfrei Herberge im Kloster selbst an, was wir dankbar und um so unbedenklicher annahmen, da wir vernahmen, daß der gute Franziskaner selbst der Klosterprior war.

Unser Wirth führte uns durch eine Seitenthüre über den Klosterhof nach dem Gastzimmer, das freilich nichts Anderes als eine etwas größere Zelle mit zwei Lagerstellen von Maisstroh war; aber die Matrazzen waren mit sauberen Betttüchern bedeckt, und Wände wie Fußboden äußerst reinlich, was man wohl mit Recht als eine Seltenheit in einem sicilianischen Kloster ansehen kann. Das Fenster war nach Morgen gelegen und bot einen malerischen Anblick der Gebirge von Calabrien und der Küste von Sicilien, vom Vorgebirge Pelaro bis zur Schylla dar; im Hintergrund erhob sich zwischen Panaria und den Formiculi der rauchende Gipfel des Stromboli; zu unseren Füßen breitete sich die Stadt mit ihren platten, weißüber-

tünchten Dächern aus, was dem ganzen Bilde einen orientalischen Charakter verlieh.

Der Prior hatte uns kaum verlassen, als ein dienender Bruder eintrat, um uns zu fragen, ob wir in Gesellschaft der frommen Väter oder in unserem Zimmer zu speisen wünschten. Natürlich entschieden wir uns sogleich für erstere, um uns wenigstens auf diese Art für die gastfreie Aufnahme erkenntlich zu zeigen. Die Mahlzeit sollte erst um sieben Uhr statt finden, es war jetzt kaum vier, wir hatten demnach vollauf Zeit, uns erst ein wenig umzusehen.

Die Insel Lipari, von der der ganze umliegende Archipel den Namen führt, hat sechs Stunden im Umkreis, achtzehntausend Einwohner und ist der Sitz eines Bisthums so wie die Residenz eines Gouverneurs.

Ereignisse sind, wie man begreifen wird, etwas höchst Seltenes in der äolischen Hauptstadt; in langer Vorzeit geschehene Dinge werden hier immer noch als jüngst Erlebtes erzählt, wie zum Beispiel der Ueberfall des berühmten Piraten Hariadan Barbarossa, zu Zeiten Kaiser Karl des Fünften, der mit einem einzigen Handstreich die gesammte Einwohnerschaft, Männer, Weiber, Kinder, einfing und als Sklaven fortschleppte. Der Kaiser sandte eine spanische Colonie ab, um die Insel wieder zu bevölkern, nebst Ingenieuren, zum Erbauen einer festen Citadelle, und einer Garnison, um diese zu vertheidigen. Die jetzigen Liparioten sind demnach spanische Abkömmlinge jener Colonie, denn von Hariadans Gefangenen sah man nie etwas wieder.

Unsere Ankunft war ein wichtiges Ereigniß für diese guten Leute, denn außer englischen und französischen Matrosen, die hier zuweilen eine Ladung Wein oder sonst etwas einnehmen, sind Fremde höchst selten auf der Insel. Wir waren daher der Gegenstand der allgemeinen Neugierde; ein ganzer Schwarm von Leuten jeden Alters und Geschlechts blieb überall gaffend auf der Straße stehen, wo wir uns nur sehen ließen.

Am Ausgange der Stadt erhebt sich ein ziemlicher Hügel, den wir bestiegen, um das ganze Panorama zu überblicken; wir standen kaum fünf Minuten da, als ein Mann in mittlern Jahren an uns herantrat, der uns die ganze Zeit über in der augenscheinlichen Absicht, uns anzureden, gefolgt war; es war der Herr Gouverneur von Lipari und aller umliegenden Inseln. Anfangs erschrak ich etwas vor diesem pomphaften Titel, denn ich reiste ja unter usurpirtem Namen und hatte mich, so zu sagen, als Contrebande ins Gebiet Sr. neapolitanischen Majestät eingeschwärzt; bald aber beruhigte mich die außerordentliche Höflichkeit des guten Mannes wieder; ihm war es ja nur darum zu thun, einige Neuigkeiten von der übrigen Welt zu erfahren, mit der er in höchst spärlicher Verbindung stand, und uns zum Mittagessen für den anderen Tag einzuladen. Er war in seinem Gott vergnügt, daß wir ihm allerhand von dem erzählen konnten, was so beiläufig in Italien, Frankreich und anderen Ländern der Erde vorgehe und dachte nicht im entferntesten daran, uns durch Ausübung seiner Amtsobliegenheiten zu molestiren.

Auch wir baten ihn um einige Auskunft über sein Gouvernement; aber das Wichtigste und Interessanteste, was er davon wußte, war jene Aeolsharfe, von der schon Aristoteles sprach, und die Schwitzbäder, die bereits Diodor von Sicilien erwähnte. Die letzten Reisenden, die vor uns die Insel besucht, waren Spallanzoni und Dolomieu, seligen Angedenkens. Unsere Ankunft war ein wahrer Glücksfall für den wackeren Mann, der sich, im Gegensatz zum König Aeolus, in seinem Reiche zum Sterben langweilte. Er brachte den größten Theil des Tages auf der Terrasse seines Hauses mit dem Fernglas vor dem Auge zu; er hatte uns landen sehen und sich sofort aufgemacht, um uns zu kapern, versteht sich, in der freundlichsten und friedlichsten Weise von der Welt.

Einen Augenblick hatte er unsere Spur verloren während unseres Verweilens in der Kirche und im Kloster, jetzt aber hatte er uns glücklich erwischt und erklärte rund heraus, daß er uns nicht wieder loslasse. Im Grunde konnten wir damit eben so zufrieden sein wie er; wir stellten uns ihm daher für die Dauer unseres Aufenthaltes zur Verfügung, natürlich mit Ausnahme der Zeit für unser Abendessen im Kloster, und der benöthigten Schlafzeit, so wie unter der Bedingung, daß er uns stehenden Fußes auf den Gipfel des Capo-Bianco, und morgen auf einem Abstecher nach Vulcano Gesellschaft leiste. Der Vertrag ward von seiner Seite mit wahrer Herzensfreude angenommen und geschlossen.

Der Berg war dicht hinter uns, also, rechts umkehrt und vorwärts marsch. Der Gipfel war ziemlich

steil und mit ungeheuren, grauweißen Felsblöcken bedeckt, von denen er den Namen Capo-Bianco führt. An einer besonders steilen Stelle wollte ich mich auf einen solchen Felsblock stützen, um mich emporzuschwingen, als zu meinem Erstaunen die ganze colossale Masse dem Drucke nachgiebt, schwankt, in die Tiefe hinabrollt, gerade auf Jadin zu, der sich unterwegs aufgehalten hatte und etwa hundert Schritte zurück war. An ein Ausweichen war nicht zu denken, mein Entsetzen so furchtbar, daß ich im Moment mit eiskaltem Schweiß übergossen war, die Pulse stocken mir, ich sehe Jadin todtenbleich werden, mechanisch die Arme dem wohl fünf bis sechs pariser Fuß im Durchmesser haltenden Felsblock entgegenstrecken und — leicht wie einen Ball auffangen, aufmerksam betrachten und dann eben so leicht über seine Schultern wegwerfen. Der Gouverneur hatte meinen Schreck gesehen und mußte sich den Bauch halten vor Lachen.

Auch ich faßte nun das nächste Felsstück etwas schärfer ins Auge und bemerkte nun erst, daß es — Bimsstein war. Der ganze Berggipfel, auf dem wir standen, war von derselben Masse und der Gouverneur versicherte uns, in Hinsicht auf die specifische Schwere würden wir Drei den ganzen Berg sehr bequem an einem Tage von einem Ende der Insel bis zum anderen transportiren können.

Ich gestehe, daß diese Entdeckung meinen alten Schulrespekt vor den Titanen bedeutend herabstimmte, und nicht eher werde ich sie wieder darin rehabilitiren, bis ich mich selbst überzeugt haben werde, daß der Ossa und der Pelion nicht ebenfalls aus Bimsstein bestehen.

Vom Gipfel des Capo-Bianco genossen wir den Ueberblick des ganzen Archipel; aber so schön auch die Ansicht dessen war, was um uns herum lag, so trostlos und öde war das Bild, das sich uns in der Vogelperspektive darbot; ganz Lipari ist nur ein Haufen Steine und Geröll, selbst die Häuser glichen, von hier aus gesehen, nur einem wirren Durcheinander von Steinklumpen; kaum drei oder vier grüne Fleckchen auf der Insel gewähren dem Auge einen erquickenden Ruhepunkt. Jetzt begriff ich die Langeweile und Verzweiflung unseres armen Gouverneurs, der um einen kümmerlichen Jahrgehalt von kaum zweitausend Franken, seine Vaterstadt Neapel, diesen Gottesgarten Italiens, mit solch elenden Aufenthalt hatte vertauschen müssen.

Das schöne wie das häßliche Panorama hatte uns nichts desto weniger lange gefesselt; es war sechs Uhr und wir hatten daher eben nur noch Zeit, rasch hinabzusteigen, um die guten Mönche nicht auf uns warten zu lassen; es schlug eben sieben Uhr, als wir an der Klosterpforte anlangten, bis wohin uns der Gouverneur begleitete und uns das Versprechen abnahm, ihn noch am selben Abend in seinem Hause zu besuchen.

Ein Glück war es, daß wir, um nicht mit den Liparioten Händel zu bekommen, unsern Mylord an die Leine genommen hatten, denn bei unserm Eintritt ins Refektorium fanden wir außer den Mönchen noch eine respektable Katzengesellschaft von fünfzehn bis zwanzig Stück vor. Der Leser mag sich vorstellen, welch ein schau-

derhaftes Blutbad Mylord, im Besitze seiner Freiheit, unter ihnen angerichtet haben würde.

Die Gemeine bestand aus zwölf Mönchen; wir bekamen die Ehrenplätze dem Herrn Prior gegenüber. Obgleich es Dienstag, also kein gebotener Fasttag war, aßen die Mönche doch nichts wie Fisch und Gemüse; uns ward dagegen Rindfleisch und als Braten eine Art wilder Tauben von sehr zartem Geschmack servirt, die sehr zahlreich auf der Insel sein sollte. Nach dem Essen ward das Gratias gesagt, worauf die Mönche sich entfernen wollten, aber auf ein Zeichen des Priors setzten sie sich wieder und es wurden einige Flaschen des köstlichen Malvasir von Lipari aufgetragen, der beste Wein, den ich je in meinem Leben getrunken habe und den unser Herrgott der armen Insel als Ersatz für so manche andere Entbehrungen geschenkt zu haben scheint. Er wird auf dem Klostergebiete selbst erbaut und gepreßt.

Nach beendeter Abendtafel frugen wir, wie lange das Kloster geöffnet bleibe, um uns mit dem Nachhausekommen darnach zu richten.

Der Prior war so artig uns zu erwiedern, wir möchten uns durchaus nicht geniren, er werde Sorge tragen, daß wir zu jeder Stunde der Nacht eingelassen würden.

Der Gouverneur erwartete uns in seinem Hause, von den Liparioten aus Höflichkeit das Schloß genannt, mit sehnlicher Ungeduld; er stellte uns seiner Frau vor, einer runden, behaglichen Neapolitanerin. Seine gesammte Nachkommenschaft bestand in einem sechsjährigen Posaunenengel.

Kaum hatten wir auf einer allerliebsten, reich mit Blumen garnirten Terrasse Platz genommen, von der aus man das Meer überblickt, als Caffee und Cigarren gebracht wurden. Der Erstere war auf türkische Weise bereitet, das heißt nicht gebrannt und gemahlen, sondern geröstet und gestoßen, und nur gekocht, nicht filterirt, übrigens nicht sehr stark, aber vortrefflich. Auch die Täßchen waren klein, wie die türkischen, so daß ich deren bequem ein halbes Dutzend hinabschlürfen konnte, da ich den Caffee auf diese Art ungemein liebe. Die Cigarren hatten mir dagegen ein etwas ketzerisches Ansehen, was Jadin jedoch nicht abhielt mit dem Gouverneur um die Wette zu qualmen.

Für mich ist und bleibt es ein wahrhaft himmlischer, ewig neuer Genuß, von solcher Terrasse aus die Sonne in solch prachtvollem Meere untersinken zu sehen, den schnellen, glänzenden Farbenwechsel dieses südlichen Abendhimmels zu beobachten, und dazu dieser erquickende Greco. Ich ließ in meiner Verzückung einige beglückwünschende Worte gegen den Gouverneur über diesen lieblichen Aufenthalt fallen; aber da kam ich schön an. Seufzend erwiederte er mir, seit fünfzehn Jahren schon genieße er allabendlich zur selben Stunde dasselbe Schauspiel, ließe sich von demselben Greco abkühlen — worauf ich freilich zugeben mußte, daß das etwas langweilig sein könnte.

Wir blieben bis gegen zehn Uhr sitzen, mußten dann ins Haus treten, wo wir ein erleuchtetes Billardzimmer fanden, auf dem der Gouverneur aus Desparation zuweilen sogar mit seiner Gattin eine Partie spielt; wir

segnete die Leiche ein, dann ward ein großer Stein von einer Art von gemeinschaftlicher Grube gehoben, in die man die Leiche ohne weiteres warf. Wie man uns sagte ist diese Procedur hier allgemein und monatlich wird zweimal eine Lage ungelöschter Kalk über die Leichen geschüttet.

Wir besahen uns eben die kleine, gar nicht übel gebaute Kirche, als einer der Franziskaner zu uns herantrat und uns bescheiden fragte: ob wir Engländer, Franzosen oder Deutsche wären? Wir sagten, wir wären Franzosen und gute Katholiken, was den Mann sehr freute; ein Wort gab das andere und so theilten wir ihm denn auch unsere Verlegenheit in Betreff eines Unterkommens für die Nacht mit. Er bot uns sogleich höchst gastfrei Herberge im Kloster selbst an, was wir dankbar und um so unbedenklicher annahmen, da wir vernahmen, daß der gute Franziskaner selbst der Klosterprior war.

Unser Wirth führte uns durch eine Seitenthüre über den Klosterhof nach dem Gastzimmer, das freilich nichts Anderes als eine etwas größere Zelle mit zwei Lagerstellen von Maisstroh war; aber die Matrazzen waren mit sauberen Betttüchern bedeckt, und Wände wie Fußboden äußerst reinlich, was man wohl mit Recht als eine Seltenheit in einem sicilianischen Kloster ansehen kann. Das Fenster war nach Morgen gelegen und bot einen malerischen Anblick der Gebirge von Calabrien und der Küste von Sicilien, vom Vorgebirge Pelaro bis zur Scylla dar; im Hintergrund erhob sich zwischen Panaria und den Formiculi der rauchende Gipfel des Stromboli; zu unseren Füßen breitete sich die Stadt mit ihren platten, weißüber-

tünchten Dächern aus, was dem ganzen Bilde einen orientalischen Charakter verlieh.

Der Prior hatte uns kaum verlassen, als ein dienender Bruder eintrat, um uns zu fragen, ob wir in Gesellschaft der frommen Väter oder in unserem Zimmer zu speisen wünschten. Natürlich entschieden wir uns sogleich für erstere, um uns wenigstens auf diese Art für die gastfreie Aufnahme erkenntlich zu zeigen. Die Mahlzeit sollte erst um sieben Uhr statt finden, es war jetzt kaum vier, wir hatten demnach vollauf Zeit, uns erst ein wenig umzusehen.

Die Insel Lipari, von der der ganze umliegende Archipel den Namen führt, hat sechs Stunden im Umkreis, achtzehntausend Einwohner und ist der Sitz eines Bisthums so wie die Residenz eines Gouverneurs.

Ereignisse sind, wie man begreifen wird, etwas höchst Seltenes in der äolischen Hauptstadt; in langer Vorzeit geschehene Dinge werden hier immer noch als jüngst Erlebtes erzählt, wie zum Beispiel der Ueberfall des berühmten Piraten Hariadan Barbarossa, zu Zeiten Kaiser Karl des Fünften, der mit einem einzigen Handstreich die gesammte Einwohnerschaft, Männer, Weiber, Kinder, einfing und als Sklaven fortschleppte. Der Kaiser sandte eine spanische Colonie ab, um die Insel wieder zu bevölkern, nebst Ingenieuren, zum Erbauen einer festen Citadelle, und einer Garnison, um diese zu vertheidigen. Die jetzigen Liparioten sind demnach spanische Abkömmlinge jener Colonie, denn von Hariadans Gefangenen sah man nie etwas wieder.

Unsere Ankunft war ein wichtiges Ereigniß für diese guten Leute, denn außer englischen und französischen Matrosen, die hier zuweilen eine Ladung Wein oder sonst etwas einnehmen, sind Fremde höchst selten auf der Insel. Wir waren daher der Gegenstand der allgemeinen Neugierde; ein ganzer Schwarm von Leuten jeden Alters und Geschlechts blieb überall gaffend auf der Straße stehen, wo wir uns nur sehen ließen.

Am Ausgange der Stadt erhebt sich ein ziemlicher Hügel, den wir bestiegen, um das ganze Panorama zu überblicken; wir standen kaum fünf Minuten da, als ein Mann in mittlern Jahren an uns herantrat, der uns die ganze Zeit über in der augenscheinlichen Absicht, uns anzureden, gefolgt war; es war der Herr Gouverneur von Lipari und aller umliegenden Inseln. Anfangs erschrak ich etwas vor diesem pomphaften Titel, denn ich reiste ja unter usurpirtem Namen und hatte mich, so zu sagen, als Contrebande ins Gebiet Sr. neapolitanischen Majestät eingeschwärzt; bald aber beruhigte mich die außerordentliche Höflichkeit des guten Mannes wieder; ihm war es ja nur darum zu thun, einige Neuigkeiten von der übrigen Welt zu erfahren, mit der er in höchst spärlicher Verbindung stand, und uns zum Mittagessen für den anderen Tag einzuladen. Er war in seinem Gott vergnügt, daß wir ihm allerhand von dem erzählen konnten, was so beiläufig in Italien, Frankreich und anderen Ländern der Erde vorgehe und dachte nicht im entferntesten daran, uns durch Ausübung seiner Amtsobliegenheiten zu molestiren.

Auch wir baten ihn um einige Auskunft über sein Gouvernement; aber das Wichtigste und Interessanteste, was er davon wußte, war jene Aeolsharfe, von der schon Aristoteles sprach, und die Schwitzbäder, die bereits Diodor von Sicilien erwähnte. Die letzten Reisenden, die vor uns die Insel besucht, waren Spallanzoni und Dolomieu, seligen Angedenkens. Unsere Ankunft war ein wahrer Glücksfall für den wackeren Mann, der sich, im Gegensatz zum König Aeolus, in seinem Reiche zum Sterben langweilte. Er brachte den größten Theil des Tages auf der Terrasse seines Hauses mit dem Fernglas vor dem Auge zu; er hatte uns landen sehen und sich sofort aufgemacht, um uns zu kapern, versteht sich, in der freundlichsten und friedlichsten Weise von der Welt.

Einen Augenblick hatte er unsere Spur verloren während unseres Verweilens in der Kirche und im Kloster, jetzt aber hatte er uns glücklich erwischt und erklärte rund heraus, daß er uns nicht wieder loslasse. Im Grunde konnten wir damit eben so zufrieden sein wie er; wir stellten uns ihm daher für die Dauer unseres Aufenthaltes zur Verfügung, natürlich mit Ausnahme der Zeit für unser Abendessen im Kloster, und der benöthigten Schlafzeit, so wie unter der Bedingung, daß er uns stehenden Fußes auf den Gipfel des Capo-Bianco, und morgen auf einem Abstecher nach Vulcano Gesellschaft leiste. Der Vertrag ward von seiner Seite mit wahrer Herzensfreude angenommen und geschlossen.

Der Berg war dicht hinter uns, also, rechts umkehrt und vorwärts marsch. Der Gipfel war ziemlich

steil und mit ungeheuren, grauweißen Felsblöcken bedeckt, von denen er den Namen Capo-Bianco führt. An einer besonders steilen Stelle wollte ich mich auf einen solchen Felsblock stützen, um mich emporzuschwingen, als zu meinem Erstaunen die ganze colossale Masse dem Drucke nachgiebt, schwankt, in die Tiefe hinabrollt, gerade auf Jadin zu, der sich unterwegs aufgehalten hatte und etwa hundert Schritte zurück war. An ein Ausweichen war nicht zu denken, mein Entsetzen so furchtbar, daß ich im Moment mit eiskaltem Schweiß übergossen war, die Pulse stocken mir, ich sehe Jadin todtenbleich werden, mechanisch die Arme dem wohl fünf bis sechs pariser Fuß im Durchmesser haltenden Felsblock entgegenstrecken und — leicht wie einen Ball auffangen, aufmerksam betrachten und dann eben so leicht über seine Schultern wegwerfen. Der Gouverneur hatte meinen Schreck gesehen und mußte sich den Bauch halten vor Lachen.

Auch ich faßte nun das nächste Felsstück etwas schärfer ins Auge und bemerkte nun erst, daß es — Bimsstein war. Der ganze Berggipfel, auf dem wir standen, war von derselben Masse und der Gouverneur versicherte uns, in Hinsicht auf die specifische Schwere würden wir Drei den ganzen Berg sehr bequem an einem Tage von einem Ende der Insel bis zum anderen transportiren können.

Ich gestehe, daß diese Entdeckung meinen alten Schulrespekt vor den Titanen bedeutend herabstimmte, und nicht eher werde ich sie wieder darin rehabilitiren, bis ich mich selbst überzeugt haben werde, daß der Ossa und der Pelion nicht ebenfalls aus Bimsstein bestehen.

Vom Gipfel des Capo-Bianco genossen wir den Ueberblick des ganzen Archipel; aber so schön auch die Ansicht dessen war, was um uns herum lag, so trostlos und öde war das Bild, das sich uns in der Vogelperspektive darbot; ganz Lipari ist nur ein Haufen Steine und Geröll, selbst die Häuser glichen, von hier aus gesehen, nur einem wirren Durcheinander von Steinklumpen; kaum drei oder vier grüne Fleckchen auf der Insel gewähren dem Auge einen erquickenden Ruhepunkt. Jetzt begriff ich die Langeweile und Verzweiflung unseres armen Gouverneurs, der um einen kümmerlichen Jahrgehalt von kaum zweitausend Franken, seine Vaterstadt Neapel, diesen Gottesgarten Italiens, mit solch elenden Aufenthalt hatte vertauschen müssen.

Das schöne wie das häßliche Panorama hatte uns nichts desto weniger lange gefesselt; es war sechs Uhr und wir hatten daher eben nur noch Zeit, rasch hinabzusteigen, um die guten Mönche nicht auf uns warten zu lassen; es schlug eben sieben Uhr, als wir an der Klosterpforte anlangten, bis wohin uns der Gouverneur begleitete und uns das Versprechen abnahm, ihn noch am selben Abend in seinem Hause zu besuchen.

Ein Glück war es, daß wir, um nicht mit den Liparioten Händel zu bekommen, unsern Mylord an die Leine genommen hatten, denn bei unserm Eintritt ins Refektorium fanden wir außer den Mönchen noch eine respektable Katzengesellschaft von fünfzehn bis zwanzig Stück vor. Der Leser mag sich vorstellen, welch ein schau-

derhaftes Blutbad Mylord, im Besitze seiner Freiheit, unter ihnen angerichtet haben würde.

Die Gemeine bestand aus zwölf Mönchen; wir bekamen die Ehrenplätze dem Herrn Prior gegenüber. Obgleich es Dienstag, also kein gebotener Fasttag war, aßen die Mönche doch nichts wie Fisch und Gemüse; uns ward dagegen Rindfleisch und als Braten eine Art wilder Tauben von sehr zartem Geschmack servirt, die sehr zahlreich auf der Insel sein sollte. Nach dem Essen ward das Gratias gesagt, worauf die Mönche sich entfernen wollten, aber auf ein Zeichen des Priors setzten sie sich wieder und es wurden einige Flaschen des köstlichen Malvasir von Lipari aufgetragen, der beste Wein, den ich je in meinem Leben getrunken habe und den unser Herrgott der armen Insel als Ersatz für so manche andere Entbehrungen geschenkt zu haben scheint. Er wird auf dem Klostergebiete selbst erbaut und gepreßt.

Nach beendeter Abendtafel frugen wir, wie lange das Kloster geöffnet bleibe, um uns mit dem Nachhausekommen darnach zu richten.

Der Prior war so artig uns zu erwiedern, wir möchten uns durchaus nicht geniren, er werde Sorge tragen, daß wir zu jeder Stunde der Nacht eingelassen würden.

Der Gouverneur erwartete uns in seinem Hause, von den Liparioten aus Höflichkeit das Schloß genannt, mit sehnlicher Ungeduld; er stellte uns seiner Frau vor, einer runden, behaglichen Neapolitanerin. Seine gesammte Nachkommenschaft bestand in einem sechsjährigen Posaunenengel.

Kaum hatten wir auf einer allerliebsten, reich mit Blumen garnirten Terrasse Platz genommen, von der aus man das Meer überblickt, als Caffee und Cigarren gebracht wurden. Der Erstere war auf türkische Weise bereitet, das heißt nicht gebrannt und gemahlen, sondern geröstet und gestoßen, und nur gekocht, nicht filterirt, übrigens nicht sehr stark, aber vortrefflich. Auch die Täßchen waren klein, wie die türkischen, so daß ich deren bequem ein halbes Dutzend hinabschlürfen konnte, da ich den Caffee auf diese Art ungemein liebe. Die Cigarren hatten mir dagegen ein etwas ketzerisches Ansehen, was Jadin jedoch nicht abhielt mit dem Gouverneur um die Wette zu qualmen.

Für mich ist und bleibt es ein wahrhaft himmlischer, ewig neuer Genuß, von solcher Terrasse aus die Sonne in solch prachtvollem Meere untersinken zu sehen, den schnellen, glänzenden Farbenwechsel dieses südlichen Abendhimmels zu beobachten, und dazu dieser erquickende Greco. Ich ließ in meiner Verzückung einige beglückwünschende Worte gegen den Gouverneur über diesen lieblichen Aufenthalt fallen; aber da kam ich schön an. Seufzend erwiederte er mir, seit fünfzehn Jahren schon genieße er alls abendlich zur selben Stunde dasselbe Schauspiel, ließe sich von demselben Greco abkühlen — worauf ich freilich zugeben mußte, daß das etwas langweilig sein könnte.

Wir blieben bis gegen zehn Uhr sitzen, mußten dann ins Haus treten, wo wir ein erleuchtetes Billardzimmer fanden, auf dem der Gouverneur aus Desparation zuweilen sogar mit seiner Gattin eine Partie spielt; wir

konnten also natürlich seine Einladung nicht ablehnen. Nach Beendigung derselben nöthigte uns die Frau vom Hause in den Speisesalon, wo eine niedliche Collation von Backwerk und Früchten uns erwartete; alles ward mit solcher Herzlichkeit und Liebenswürdigkeit angeboten, daß wir uns willig gehen ließen.

Endlich nach Mitternacht fiel es dem Gouverneur mit Schrecken ein, daß wir ja todtmüde sein müßten; er bat uns tausendmal um Entschuldigung und versicherte uns, seit zwölf Jahren sei er nicht so spät zu Bett gegangen, und in seinem ganzen Leben habe er noch keinen so angenehmen Abend verlebt. Um denselben möglichst zu verlängern geleitete er uns trotz aller Deprecationen in höchsteigener Person in die Stadt hinab und schied erst als die Klosterpforte aufgeschlossen ward.

Schon sechs Uhr am andern Morgen stand er mit höchst trübseligem Gesicht an meinem Bett; ein unabweisbares Dienstgeschäft hinderte ihn, uns nach Vulcano zu begleiten. Er stellte uns dagegen sein eigenes Boot und vier Ruderer zur Verfügung und überbrachte uns einen Brief an den Sohn des Generals Nunziante, der an der Spitze der Schwefelminen von Vulcano stand.

Wir nahmen Boot und Brief dankbar an, stärkten uns an einer Collation, die der Bruder Küchenmeister uns in aller Frühe bereitet hatte und stiefelten dann zum Hafen hinab, vom Gouverneur und, wie es sich von selbst versteht, von einem Schwarm neugieriger Liparioten begleitet. Punkt vier Uhr versprachen wir zurück zu sein.

VII.

Vulcano.

Warme Quellen im Meere. — Mylord in Verwunderung. — Schwefelminen. — Sträflinge. — Uneigennützigkeit der Franziskaner. — Abschiedsfeierlichkeiten.

Obgleich der Meeresarm, der Lipari von Vulcano scheidet, über drei Miglien breit ist, legten unsere geschickten Ruderer diesen Raum doch in nicht ganz vierzig Minuten zurück.

Vulcano, das Virgil, so zu sagen, ein Filial des Aetna und die Werkstätte Vulcans nennt, zeigt sich noch heutigen Tages dieser Benennung würdig, obschon ein Zeitraum von bald zwei tausend Jährchen seine Hitze bedeutend gemäßigt haben mag; was ihm vielleicht jetzt an Feuer abgeht, ersetzt es durch Rauch und Qualm. Es gleicht dem Trümmerrestchen einer verbrannten Welt, das inmitten des kochenden, schäumenden, brodelnden Meeres

fortglimmt und nicht verlöschen will. Selbst der Malerei würde es unmöglich sein, einen deutlichen Begriff von dieser krampfhaft zuckenden, dampfenden, glühenden Insel zu geben.

Wir wußten bei ihrem Anblick in der That kaum, ob das Ganze nicht eine Traumerscheinug sei, die im Augenblicke verschwinden würde, wo unser Fuß sie berührte.

Aber es war Wirklichkeit und wir betraten glücklich das Ufer.

Unsere erste Sorge war, uns bei einigen Männern, die unsere Landung herbeigelockt hatte, nach den Söhnen des Generals Nunziante zu erkundigen. Einer der Leute erbot sich, uns nach ihrem Hause, dem einzigen auf der Insel, zu führen, während ein Anderer vorausſprang, um uns anzumelden.

Nur einer der Brüder war im Augenblick zugegen, ein schöner junger Mann von höchstens dreiundzwanzig Jahren, der uns, sogar noch bevor ich ihm meinen wirklichen Namen genannt, mit liebenswürdiger Artigkeit begrüßte. Er wartete nur auf die Heimkehr seines Bruders, um sich zum Frühstück zu setzen, an dem wir, trotz unserer Versicherung, daß die Franziskaner von Lipari bereits reichlich für die Füllung unserer Mägen gesorgt hätten, durchaus Theil nehmen mußten. Ein Seekrebs, so groß und appetitlich, wie ich ihn noch nie gesehen, übte ganz besonders seine Verführungskunst an mir. Auf meine Frage erfuhr ich, daß diese Prachtstücke besonders im Umkreis der Insel Panaria zu finden wären, was ich mir gewissenhaft in mein Album notirte, um diese Insel nicht vor-

beizufahren, ohne uns mit einem Vorrath dieser köstlichen Leckerbissen zu versehen.

Während dem Frühstück kam auch der jüngere Bruder an, der kaum achtzehn Jahre alt war und seinem älteren Bruder an feiner Bildung und Freundlichkeit nichts nachgab. Beide leben hier allein und einsam, der Beaufsichtigung der Schwefelminen obliegend, deren Ertrag ihrem Vater gehört, inmitten dieser fürchterlichen Bevölkerung, denn hier erst erfuhren wir, daß die Insel, mit Ausnahme dieser beiden Brüder, nur von Sträflingen bewohnt sei. Sie hatten sich freiwillig zu diesem traurigen Posten erboten, um den maßlosen Betrügereien des früheren Faktors ein Ende zu machen, bis es ihrem Vater gelungen sein würde, einen ehrlichen Mann für dies Amt zu aquiriren. Wir wünschten ihnen von Herzen eine baldige Erlösung und daß eine etwaige längere Dauer dieser Prüfungszeit ihrem liebenswürdigen Humor nicht größeren Eintrag thun möge als bisher, die elegante Welt würde wirklich einen bedeutenden Verlust dadurch erleiden.

Nach beendigtem Frühstück machten wir uns zur Besichtigung der Merkwürdigkeiten auf, versteht sich, im Geleite unserer jungen Wirthe. Die erste war ein kleiner unterseeischer Vulkan, dicht am Ufer, der das Meer in einem Umkreis von etwa 20 Metres bis zu 85 Grad Hitze erwärmte. Es war dies ihr Eiersiedetopf, und um uns zu überzeugen, mußte einer der Sträflinge schnell ein kleines Körbchen und zwei Eier aus dem Hause herbeiholen. Das Körbchen ward an einem Faden ins Wasser gelassen, sank durch das Gewicht der Eier zur Hälfte ein, nach drei

Minuten wieder aufgezogen und die Eier waren gesotten. Eines davon ward vorsichtig erbrochen, es sah höchst appetitlich aus; nichts desto weniger bot ich es einem der Sträflinge an, der es auf einen Schluck verzehrte, zum großen Mißbehagen Mylords, der ein großer Eierliebhaber war, und die ganze Procedur mit gespannter Aufmerksamkeit beobachtet hatte. Um ihn zu entschädigen wollte ich ihm das zweite Ei geben, als Jadin noch bemerkte, daß es gesprungen und daß Seewasser eingesickert sei; aus Besorgniß, es könne vielleicht schädliche Bestandtheile enthalten, warf er es ins Meer. Mylord, der ein famoser Aporteur war, deutete natürlich den Wurf nach seiner Weise und war mit einem Satze nach. Man kann sich die Verwunderung des armen Hundes denken; die Theorie der Vulkane war ihm ja völlig unbekannt; er hatte ein kühles Bad mit Eiergenuß verhofft, und befand sich da nun plötzlich in einem Siedetopf von 85 Grad. Er stieß einen furchtbaren Schrei aus, ließ Ei Ei sein und schwamm aus Leibeskräften ans Ufer zurück, uns mit Augen anglotzend, die deutlicher wie alle Worte sein schmerzliches Erstaunen ausdrückten.

Kam war er am Lande, so faßt ihn Jadin in seine Arme und rennt so rasch er kann etwa fünfzig Schritte davon, um ihn durch ein kaltes Bad wieder abzukühlen; aber ein gebranntes Kind scheut das Feuer und ein gesottener Hund natürlich das Wasser. Es entspann sich ein heftiges Ringen, und zum ersten Male in seinem Leben unterstand sich der treue Mylord, gegen seinen hohen Herrn und Gebieter die Zähne zu fletschen; kaum aber war er

im kalten Wasser, als er auch schon die wohlthätige Absicht Jadins erkannte und, sei es nun aus Reue ob des begangenen Frevels, sei es aus Furcht vor der verdienten Züchtigung, trotz alles Lockens nicht wieder heraus wollte.

Da weiter keine Gefahr dabei war, so ließen wir ihn denn nach Herzenslust plantschen und wandten uns dem Innern der Insel zu; kaum hatten wir uns aber etwa hundert Schritte vom Ufer entfernt, als auch er, eine zweite Aphrodite, rasch dem Bade entstieg und uns nachkam; aber so oft wir uns nach ihm umsahen, blieb er halten, setzte sich nieder und schielte uns mistrauisch an.

Wir begannen nun den Vulkan zu ersteigen; bei jedem Tritte erdröhnte der Boden unter unseren Füßen, als ob wir über Catacomben weggingen; man kann sich keinen Begriff von der Anstrengung einer solchen Kletterparthie, um elf Uhr Vormittag auf glühenden Boden unter sengender Sonne machen. Unser Pfad führte an dem Rande eines erloschenen Kraters hin, an einer Menge größerer oder kleinerer Felsenhöhlen vorbei; einige dieser Höhlen waren mit Thüren, ja einige sogar mit Fenstern versehen, andere wieder glichen den Schlupfwinkeln wilder Thiere; es waren die Wohnstätten der Sträflinge. Etwa vierhundert Menschen hockten hier in dem Felsen, und je nachdem sie mehr oder weniger industriell, gebildet oder roh, waren, versuchten sie es, ihre Höhlen wohnlicher zu machen oder ließen sie in ihrem natürlichen Zustande.

Endlich nach etwa anderthalbstündigem Steigen hatten wir den Rand des eigentlichen Kraters erreicht, in dessen Tiefe wir zwischen Rauch und Dunst eine emsig

beschäftigte Menschenmenge erblickten. Die äußere Form dieser ungeheuren Grube ist oval und kann in ihrem längsten Durchmesser tausend Schritte lang sein; ein Schlangenpfad führt ziemlich bequem hinab, so daß er mit Karren und Hunden befahren werden kann.

Wir brauchten über eine Viertelstunde, um hinab zu gelangen und je tiefer wir kamen, je unerträglicher ward die vereint wirkende Hitze der Sonnenstrahlen und der Ausdünstung des Bodens; unten angelangt mußten wir einige Zeit anhalten, um nur Athem schöpfen zu können.

Wir sahen uns nach Mylord um und gewahrten ihn oben am Rande des Kraters, ganz gemüthlich auf seinem Hintertheile sitzend und uns nachblickend, als wollte er sagen: Lauft ihr nur immer zu, mich sollt ihr nicht wieder entführen.

Nach Verlauf von zehn Minuten fingen wir an, uns ein wenig an die fürchterliche Atmosphäre zu gewöhnen; Schwefeldämpfe steigen rings umher aus zahllosen kleinen Felsspalten empor; auf dem Grunde einiger derselben gewahrt man die rothglühende Masse. Von Zeit zu Zeit mußten wir uns, zwölf bis fünfzehn Schritte weiter zurück, hinter einen großen Lavablock flüchten, um nur etwas reinere Luft zu athmen; die Arbeiter hingegen schienen sich vollkommen akklimatisirt zu haben, selbst die beiden Nunziantes hatten sich schon so an diese Schwefelatmosphäre, die uns ganz unerträglich schien, gewöhnt, daß sie oft zu ganzen Stunden in diesem Abgrunde weilten, ohne die mindeste Unbequemlichkeit zu spüren.

Man kann sich kaum einen seltsameren Anblick vor-

stellen als den dieser unglücklichen Sträflinge; je nach den verschiedenen Erdschichten, in denen sie arbeiteten, hatten sie allmählich deren Farbe angenommen; Einige waren gelb wie die Kanarienvögel, Einige roth wie die Huronen, Andere eingepudert wie Müller, wieder Andere endlich braun wie Mulatten. Beim Anblick dieser grotesken Maskerade vermag man schwerlich den Gedanken zu fassen, daß alle diese Leute wegen eines Mordes, eines Diebstahles oder sonst eines Verbrechens hier sind. Ganz besonders interessirte uns ein allerliebster Kanarienvogel von höchstens vierzehn Jahren, mit einem so sanften Gesicht wie ein unschuldiges Mädchen; wir frugen, was er wohl verbrochen habe, und erfuhren zu unserm Staunen, daß er schon vor zwei Jahren, also kaum zwölf Jahre alt, einen Bedienten der Fürstin Cattolica mit einem Messerstich ermordet hatte. Er war auf zehn Jahre hier, hatte also noch eine hoffungsvolle Zukunft vor sich.

Eines war uns unbegreiflich: die Ruhe und Sicherheit der beiden Nunziantes, die so ganz allein, ohne allen Schutz, unter diesem Gesindel lebten. Ich äußerte mich darüber, aber der ältere Bruder meinte lachend: die Gesellschaft führe bessere Polizei unter sich, als die sogenannte civilisirte drüben auf dem Festlande, und wenn wir nur einige Tage hier weilen wollten, so würden wir die sonderbare Entdeckung machen, daß man ein Mörder, ein Dieb, ein Erzbösewicht, und dennoch ein seelenguter Kerl sein könne. Bei der Mehrzahl seiner Heerde sei dies auch wirklich der Fall, und diese verleihe hinreichenden Schutz gegen etwaige räudige Schaafe. Zudem wüßten sie Alle

recht gut, daß an ein Entkommen bei gänzlichem Mangel an Fahrzeugen nicht zu denken sei, und daß eine Verkürzung oder Verlängerung ihrer Strafzeit lediglich von ihrem Verhalten abhänge. Das tröstete mich ungemein in Betreff der beiden Nunziantes, indeß war es mir doch lieb, daß ich nicht nöthig hatte, hier psychologische Studien machen zu müssen.

Nachdem wir die Musterung der Menschen beendet, wandten wir unsere Aufmerksamkeit wieder dem Boden zu; je näher wir dem Mittelpunkte des Kraters kamen, je schwankender und unsicherer ward er, und bebte unter unseren Füßen wie die Oberfläche eines Morastes. Wir warfen einen schweren Stein vor uns hin, der langsam in dem glühenden Schlamm versank, was wir als einen Wink zu schleuniger Umkehr erkannten und gehorsam befolgten.

Nach einer guten halben Stunde kletterten wir wieder empor. Am Rande des Kraters verließ uns der älteste Nunziante, um für uns einen Empfehlungsbrief nach Calabrien zu schreiben; der andere begleitete uns zu einer merkwürdigen Grotte, an der Südseite der Insel, deren Besuch unser Freund, der Gouverneur von Lipari, uns zur unerläßlichen Pflicht gemacht hatte, eine Pönitenz, die er uns wohl hätte erlassen können, denn der Eingang war so eng, daß wir erst fünfzehn bis zwanzig Schritte auf allen Vieren und endlich gar auf dem Bauche kriechen mußten. Und wir waren sogar genöthigt dreimal wieder rückwärts zu kriechen, um frischen Vorrath gesunder Lebensluft zu schöpfen. Mylord war klüger wie wir; er

setzte sich wieder nieder und betrachtete verwundert unser wundersames Thun.

Endlich aber drangen wir doch durch; Nunziante zündete eine Harzfackel an, wir befanden uns in einer geräumigen Grotte, deren Wände und Decke mit allerhand seltsamen Crystallisationen von Ammoniac und Soda überzogen waren; im Hintergrunde kochte und brodelte ein kleiner Teich; ein Thermometer, den Nunziante hineintauchte, zeigt eine Temperatur von 74 Grad an.

Ich war froh, als ich wieder aus dem Schwitzbade heraus war und das liebe Sonnenlicht wiedersah. Kaum zehn Minuten hatten wir uns drinnen aufgehalten und ich war wie aus dem Wasser gezogen.

Wir gelangten auf einem Fußpfade längs des Meeres wieder an unsern Einschiffungsplatz; hier erwartete uns der ältere Nunziante mit zwei Empfehlungsbriefen an Freunde in Calabrien, die uns später gute Dienste leisteten. Wir nahmen herzlichen Abschied von den beiden trefflichen Jünglingen, denen ich stets ein dankbares Andenken bewahren werde.

Als wir Lipari nahe genug waren, um die Gegenstände unterscheiden zu können, sahen wir unsern Gouverneur mit dem Fernglas am Auge auf seinem Observationsposten stehen, sobald er uns ausgespürt hatte, mit einem weißen Tuche wedeln, das Glas schnell zusammenschieben und von der Terrasse verschwinden, allem Vermuthen nach, um uns entgegen zu eilen. Wir hatten uns nicht geirrt, denn als wir in den Hafen einliefen, stand er richtig am Ufer und streckte uns beim Aussteigen

beide Hände entgegen. Es versteht sich von selbst, daß diesmal von keiner Patente noch sonstigen Paßschwierigkeiten die Rede war.

Es war erst halb vier und ich hatte daher noch Zeit, den guten Franziskanern meinen Dank abzustatten und die Rechnung mit ihnen abzumachen. Ich ließ Jadin immer mit unserm Gouverneur herausgsteigen und ging ins Kloster.

Ich traf den Superior, der mir ganz wehmüthig vorwarf, ich hätte ohne Zweifel seine Küche zu schlecht befunden, weil ich die Einladung des Gouverneurs angenommen. Ich versicherte, daß dies in keiner Weise der Fall sei und daß selbst bei einem verwöhnteren Gaumen als dem meinen seine herzliche Gastfreundschaft jeden möglichen Mangel vollkommen aufgewogen haben würde, um wieviel mehr müßte ich mich daher, sowohl für die gute Bewirthung, wie für die Art, wie sie uns zu Theil geworden, zu Danke verpflichtet fühlen; übrigens hätten wir ohne offenbare Unartigkeit doch unmöglich die Einladung des Gouverneurs ausschlagen können. Der gute Mann sah das ein, aber beinahe wäre er ernstlich böse geworden, als ich nur ein Wort von Bezahlung fallen ließ; ich mußte davon abstehen, wollte ich ihn nicht kränken, und so blieb mir denn nichts übrig, als beim Herausgehen aus der Klosterpforte einige Piaster in den Almosenstock fallen zu lassen.

Immer werde ich mich mit Vergnügen dieses kleinen, armen Klosters mit seinem schönen Palmbaum und seinem orientalischen Ansehen erinnern; es hatte Jadin so frap-

pirt, daß er früh um fünf Uhr aufgestanden war, während ich noch fest schlief, um es zu zeichnen.

Als ich beim Gouverneur ankam, fand ich die Tafel schon servirt und die Familie bereit sich zu setzen. Der brave Mann hatte, um uns würdig zu beköstigen, Erde und Meer in Contribution gesetzt. Eine ganze Liniencompagnie hätte sich an den Delicatessen sättigen können. Ich machte ihm in aller Freundlichkeit Vorwürfe, daß er wegen uns unbedeutenden Fremdlingen so große Umstände gemacht habe; er aber meinte, er verdanke uns die angenehmsten Stunden, die er seit langen Jahren genossen und demgemäß wären wir ihm keine Fremdlinge, sondern er werde unserer zeitlebens als seiner besten Freunde gedenken. Ich gab ihm Kompliment für Kompliment zurück.

Ich hatte die Abfahrtstunde auf sechs Uhr festgesetzt, um am anderen Abend noch vor der Polizeistunde den Hafen von Stromboli zu erreichen; aber die ausnehmende Artigkeit unseres Wirthes machte es uns rein unmöglich, unsern Aufbruch vor sieben Uhr zu bewerkstelligen. Beim Abschiede weinte er fast und nahm uns noch das Versprechen ab, daß wir von der See aus noch dann und wann nach der Terrasse zurücksehen möchten, er werde von fern noch einmal Abschied von uns nehmen.

Die ganze Familie begleitete uns an den Hafen hinab. Der Hafencommissair wollte uns Schwierigkeiten machen das schon geschlossene Gitter noch einmal zu öffnen; aber die Gegenwart des Gouverneurs und seine Erklärung, daß er es sei, der uns so lange aufgehalten, brachten ihn schnell zum Schweigen.

Wir waren schon auf dem Speronaro und eben sollte der Anker gelichtet werden, als wir noch einen Franziskanermönch herzukeuchen sahen, der uns schon von weitem aus Leibeskräften zuwinkte. Wir schickten Pietro mit der Jolle ans Land, um zu erfahren, was der gute Mönch wolle. Der Bruder Pförtner hatte gesehen, wie ich die Piaster in den Almosenstock gethan und dem Prior sogleich Meldung davon gemacht; der Prior aber, wahrscheinlich in der Meinung, ich habe seine Gastfreundschaft viel zu theuer bezahlt, schickte uns noch ein Fäßchen von jenem köstlichen Muscatwein von Lipari an Bord, der uns den Abend vorher so trefflich gemundet hatte.

Der Anker war gelichtet, wir winkten dem Gouverneur und seiner Familie noch einen Abschiedsgruß zu, und in fünf Minuten hatten uns die kräftigen Arme unserer Matrosen aus dem Hafen gerudert.

Eine Viertelstunde darauf nahm das Ave Maria unsere Aufmerksamkeit in Anspruch; es war uns bereits zur anderen Natur geworden, an diesem frommen Gebrauch unserer Mannschaft Theil zu nehmen, und zwar nicht blos pro forma. Diese einfache, kindlich fromme Andacht kann und muß auf alle fühlende Seelen einen mächtigen Zauber üben.

Nach beendetem Ave Maria wandten wir unsere Blicke wieder nach der Insel zurück, aber eben war die Sonne hinter Capo-Bianco untergangen und breitete ihren blendenden Gluthenmantel weit aus, auf dem sich ganz Lipari nur wie eine schwarze Masse loshob, so daß wir trotz aller Anstrengung durchaus keinen einzelnen Gegenstand

unterscheiden konnten. Daß der Gouverneur aber mit dem Tuche wehend wieder auf der Terrasse stand, konnten wir mit Bestimmtheit annehmen, und so thaten wir denn auch auf gut Glück unser Möglichstes, um die Honneurs in gleicher Weise zu erwidern.

Endlich als es völlig dunkel geworden war, was in diesem Himmelsstrich sehr schnell geschieht, flammte ein Licht nach dem andern auf der Terrasse auf, bis ein förmliches Leuchtfeuer daraus geworden war; ich glaube, der wackere Mann hatte alle Kerzen und Lampen requirirt, die nur in seinem Gouvernement aufzutreiben waren. Da wir den Wind entgegen hatten, so konnten wir uns nur langsam durch Rudern fortbewegen, und noch waren wir keine Stunde auf dem Meere, als plötzlich eine Rakete zum Himmel emporsteigt, dann wieder eine, und noch eine, und wahrhaftig ein ganzes Feuerwerk, mit Leuchtkugeln, Sonnen, Feuerrädern, und wer weiß was sonst noch alles. Offen gestehe ich, daß mir selbst das glänzendste Pariser Feuerwerk nicht halb so vieles Vergnügen gewährte, wie dieser Scheidegruß unseres gastfreien Gouverneurs.

Um nicht ganz in der Artigkeit zurückzubleiben, lud ich in Büchse und Flinte so viel sie nur vertragen konnten, und feuerte mit Jadin eine Miniatursalve ab.

Wir diskutirten eben noch über die Möglichkeit, ob man es wohl von der Insel bemerkt haben könnte, als plötzlich noch ein Blitz durch die Nacht zuckte, und fast eine Minute darauf ein schwacher Knall über die kräuseln-

den Wellen daherrauschte. Dann ward alles wieder still wie zuvor.

Nach so anstrengendem Tagewerk wird uns der Leser wohl gütigst erlauben, in unsere Kabine zu kriechen und hart und fest einzuschlafen.

VIII.

Stromboli.

Lisca-Bianca. Basiluzzo. — Ergiebige Jagd. — Zu spät! — Pas de deux par distance. — Nächtliche Eruption. — Besteigung des Stromboli. — Mylord abermals in Verwunderung.

Beim Erwachen befanden wir uns Panaria gegenüber, kaum zehn Miglien von Lipari entfernt, denn die ganze Nacht hatten wir conträren Wind gehabt, so daß unsere Leute sich hatten im Rudern ablösen müssen. Da das Meer übrigens vollkommen ruhig war, so befahl ich dem Capitain, beizulegen und einen tüchtigen Fischzug zu halten, vor allen Dingen aber auf die deliciösen Hummer zu vigiliren, die ich von Vulcano her noch in so frischem Andenken hatte. Pietro und Philippo mußten die Jolle aussetzen und uns auf eines der zahllosen kleinen Inselchen rudern, die zwischen Panaria und Stromboli zerstreut liegen. Die, auf der wir landeten, hieß Lisca-Bianca.

Während Jadin sein Zeichnengeräth auskramte und seine Camera-Clara aufstellte, um ein Hauptpanorama der ganzen Inselgruppe aufzunehmen, nahm ich meine Flinte und strich in Begleitung Pietros auf Jagd-Abenteuer umher; aber meine ganze Beute beschränkte sich auf zwei Seevögel, eine Art Becassinen, die ich mit einer Doublette erlegte.

Pietro, der auf allen diesen Klippen wie zu Hause war, führte mich dann zu der einzigen Merkwürdigkeit, die auf dieser vorhanden war. Es ist eine Quelle von schwefelhaltigen Hydrogengas, das sich in einer kleinen Bucht in zahllosen Blasen aus dem Meere entwickelt. Pietro sammelte davon in einer mitgenommenen Flasche, die er so hermetisch wie möglich verschloß und versprach mir nach unserer Rückkehr una gran' curiosità molto curiosa zu zeigen. Er ist mir aber seine curiosità noch bis heutigen Tag schuldig geblieben.

Nachdem Jadin seine Arbeit beendet, ruderten wir wieder an Bord zurück. Unser Arena hatte meine Empfehlung in allzu buchstäblichem Sinn genommen, denn das ganze Verdeck wimmelte von Hummern und Seekrebsen aller Art, so daß man in der That nicht wußte wohin man den Fuß setzen sollte. Ich ließ mit dem Schiffsbesen Appell blasen und die Scheerengesellschaft zur Musterung sammeln; es waren ihrer zweiundvierzig Stück.

Ich machte Arena Vorwürfe, daß er mich mit diesem Krebsproviant ruiniren wolle, er aber versicherte mir, was ich davon nicht möge, wolle er auf eigne Rechnung behalten, einen billigeren Handel habe er noch nie gemacht. In

der That hatte er einem Fischer von Panaria seine ganze Bootladung in Bausch und Bogen für 12 Lire abgekauft; das Stück dieser Prachtkrebse kam also noch nicht einmal 6 Sous. In Paris würde man mit Vergnügen soviel Franken zahlen, wenn sie nämlich in solcher Qualität nur zu haben wären.

Unser Ausflug nach Lisca-Bianca hatte uns barbarischen Appetit gemacht; ich befahl daher Giovanni, die vier Senioren der Hummergesellschaft in den Kessel zu stecken, was hinreichend zum Frühstück für uns und die ganze Mannschaft war, und ließ sechs Flaschen Wein aus der Cantine heraufholen. Zum Dessert gab uns Pietro wie gewöhnlich eine Tarantella zum Besten, nach einem Hummerfrühstück ohne Zweifel ein treffliches Digestivmittel.

Der Anblick meiner beiden Becassinen erinnerte Arena daran, daß die Insel Basiluzzo wegen ihres Reichthums an Wild aller Art, besonders an wilden Kaninchen berühmt sei. Da ich lange schon keine regelrechte Jagd gehalten und wir nichts zu versäumen hatten, so ward beschlossen, genannter Insel gegenüber beizulegen und einige Stunden diesem Vergnügen zu widmen.

Gesagt, gethan. Gegen drei Uhr lagen wir in einer hübschen kleinen Bucht, acht bis zehn Häuserchen gegenüber, die das Plateau der Insel krönen, deren Umfang übrigens kaum eine Stunde beträgt. Um mich nicht etwa in schlimme Händel mit den Einwohnern zu verwickeln, ließ ich erst durch Pietro um die Erlaubniß anfragen, unter ihren Kaninchen eine kleine Ravage anrichten zu dür-

sen. Die Antwort lautete: sie würden mir es Dank wissen, wenn ich sie durch eine tüchtige Massacre vor dem Unglück bewahrte, ihr weniges Gemüse von den Bestien auffressen zu sehen, da sie selbst nicht eine Flinte auf der ganzen Insel hätten.

Besser konnten wir es gar nicht wünschen und wir begannen sofort unsere Jagd. In der That hatte uns Arena nicht zu viel gesagt, denn die Kaninchen kribbelten uns förmlich zwischen den Beinen herum; in weniger als einer halben Stunde hatten wir deren einige Dutzend erlegt, wir konnten kaum geschwind genug laden. Leider war der ganze Boden von diesen Thieren durchwühlt und bei jedem Schusse fuhren ihrer fünf oder sechs in die Baue. Wieviel wir erlegten weiß ich selbst nicht; wir nahmen deren acht mit an Bord, die uns die saftigsten Braten verhießen, und überließen die ganze übrige Jagdbeute den Insulanern.

Nachdem wir auf diese Weise zwei Stunden verloren, oder auch gewonnen, wie man es nehmen will, leuchtete uns freilich ein, daß wir Stromboli nicht vor Schluß des Hafens erreichen würden, trotzdem eine günstige Brise von Sicilien herüber auffrischte, die sich aber bald in einen so heftigen Greco verwandelte, daß unsere Mannschaft die kaum erst gehißten Segel einreffen und wieder zu den Riemen greifen mußte.

Je näher wir Stromboli kamen, je deutlicher konnten wir selbst noch in großer Entfernung bei dieser klaren, durchsichtigen Luft alle Einzelheiten erkennen. Es ist ein großer Berg in Form eines Heuschobers, auf dem wieder

ein kleinerer sitzt; aus diesem steigt fortwährend Rauch empor und von Zeit zu Zeit Flammen. Bei zunehmender Dunkelheit erscheint diese Flammensäule, die in einem Lavaregen wieder herabfällt, immer mächtiger und imposanter.

Nach sieben Uhr hatten wir Stromboli erreicht; da aber der Hafen an der Morgenseite liegt und wir von Abend kamen, so mußten wir die halbe Insel umschiffen. Bei dieser Fahrt kamen wir denn auch an der Stelle vorbei, wo die Lava sich in einer Breite von zwanzig Schritten am Gipfel und hundertfünfzig am Fuß, vom Krater bis ins Meer ergießt. Auf dieser ganzen Bahn ist keine Spur von Vegetation zu sehen, alles mit Lava und Asche bedeckt.

Arena hatte richtig prophezeit, wir kamen zu spät; der Hafen war schon seit einer halben Stunde geschlossen und alle unsere Bemühungen, um noch Einlaß zu erlangen, waren vergebens.

Trotz dem war die ganze Einwohnerschaft ans Ufer geeilt; unser Speronaro war ein häufiger Gast und alle Matrosen genau auf der Insel gekannt; vier bis sechs Mal des Jahres pflegte Arena, wenn er eben keine andere Fahrten hatte, hier Pannolina zu laden.

Kaum auf Stimmweite herangekommen, entspann sich auch schon eine lebhafte Unterhaltung herüber und hinüber; Fragen, Antworten, Scherze und Witze, und in einem Kauderwälsch, von dem selbst der Teufel nichts verstehen konnte; nur das ward uns klar, daß die Unterhaltung eine sehr freundschaftliche war. Pietro schien

ganz besonders lebhafte Theilnahme für ein hübsches, junges Mädchen zu haben, die ihrerseits eben so wenig beflissen schien, die Erwiederung dieser Theilnahme zu verbergen. Eine Unterhaltung ohne Gesticulationen ist in Italien ganz undenkbar, hier aber wurden die Gesticulationen immer lebhafter und theilten sich dem ganzen Körper mit; Pietro fing an auf einem Bein zu balanciren, dann auf dem anderen, dann zu zucken, die Zuckungen gingen in Sprünge, Sätze, Drehungen über, alle diese Bewegungen wurden von dem Mädchen drüben so genau wiederholt, als ob ein magnetischer Draht sie mit Pietro verbände; Antonio fing an die Lippen zu spitzen und kaum ertönte die beliebte Weise, als auch schon die schönste Tarantella von der Welt fertig war, die nicht eher endete, bis beide Tänzer par distance erschöpft niedersanken, Pietro natürlich aufs Verdeck, und das Mädchen auf Gottes Erdboden. Ein originelleres und komischeres pas de deux ist mir noch nicht vorgekommen.

Nach beendigtem Ballet ersuchte ich Arena, da wir nun doch einmal die Nacht am Bord zubringen mußten, wenigstens einen Ankerplatz zu wählen, der uns einen Blick auf den Vulkan verstattete, um die nächtliche Eruption nicht zu versäumen. Auf ein Commandowort hatte plötzlich alle Land- und Seeconversation ein Ende, die Leute griffen zu den Riemen, und eine Viertelstunde darauf schaukelte sich der Speronaro auf seinem Anker, etwa achtzig Schritte dem westlichen Vorsprunge des Berges gegenüber.

Der Stromboli war es, in dem Aeolus luctantes ven-

tos tempestatesque sonoras eingesperrt hielt. Zu Zeiten des Sängers der Aeneide mag der Stromboli, damals Strongylus, freilich noch nicht gewesen sein was er jetzt, aber gewiß präparirte er schon zu jener Zeit in seinem Schooße jene periodischen Eruptionen, die ihn seitdem zu dem höflichsten aller Vulkane der Erde gemacht haben; bei ihm weiß man doch, woran man sich zu halten hat; er macht es nicht wie z. B. der Vesuv, der Aetna, welche Herren die Reisenden oft zwei, drei Jahre und noch länger warten lassen, bis es ihnen beliebt eine lumpige Eruption von sich zu geben. Es mag dies vielleicht seinen Grund in der hierarchischen Stellung haben, die jene Exzellenzen gegen das andere, nicht Feuerspeiende Berggesindel einnehmen und welche ihnen das Vorrecht giebt, ganz nach Bequemlichkeit die Aristokraten zu spielen; um so mehr muß man es aber dem bescheidnen Stromboli Dank wissen, daß er sich niemals über seine sociale Stellung erhoben und es eingesehen hat, daß er nur eine Taschenausgabe eines Vulkans ist, den man nicht der Beachtung werth finden würde, wenn er es sich einfallen ließe den Vornehmen à la Vesuv und Aetna spielen zu wollen. Er hält sich wie ein schlichter Bürgersmann an eine regelmäßige Diät, speit stets zu gewissen Stunden, und sucht durch Quantität zu ersetzen, was ihm an Qualität abgeht.

Er ließ uns auch nicht lange warten; kaum eine halbe Stunde befanden wir uns auf der Ausschau, als sich ein dumpfes Geräusch hören ließ, dem ein Geknalle folgte, als würden zwanzig schwere Geschütze zugleich losgebrannt, und plötzlich stieg eine hohe Flammensäule in die Luft aus

vor, die im Prachtvollsten Brillantregen wieder herabfiel; ein Theil dieses Regens fiel in den Krater selbst zurück, der andere Theil rieselte rothglühend den Berghang herab und erlosch brausend und zischend im Meere. Nach einem halben Stündchen, oft schon nach zehn Minuten, erneuerte sich das Phänomen, und so fort die ganze Nacht hindurch.

Jadin und ich, wir konnten uns kaum von diesem furchtbar schönem Schauspiele trennen; zuweilen war der Donner so gewaltig, daß die ganze Insel davon zu erbeben schien. Selbst Mylord gerieth in einen Zustand von Exaltation, der unbeschreiblich komisch war; er wollte durchaus über Bord springen, um die brennenden Lavastücken zu apportiren, die oft kaum zwanzig Schritte vor uns zischend ins Meer fielen, so daß wir ihn an die Leine binden mußten. Unsere Mannschaft dagegen, die an dies Schauspiel schon gewöhnt war, frug, ob wir noch etwas bedürften, und verfügte sich auf unsere verneinende Antwort ins Zwischendeck hinab, wo sie bald hart und fest einschlief, ohne sich weder durch die Flammenblitze, noch das Gebrüll des Donners nur im mindesten stören zu lassen.

Bis nach zwei Uhr Morgens blieben wir in dem großartigen Anblick versunken, gegen den alle künstliche Feuerwerke der Welt nur eine kindische Spielerei sind, bis uns endlich die Müdigkeit auch in unsere Kabine trieb. Mylord wäre durch nichts zu bewegen gewesen unser Beispiel zu befolgen; er raste und tobte an seiner Leine, als wolle er den Lärmen des Vulkans überbieten.

Am anderen Morgen weckte uns das Aufwinden des Ankers aus dem Schlafe; wir fuhren rasch aufs Ver-

deck, da lag wohl der Berg noch vor uns, noch währte der unterirdische Donner fort, aber mit dem Tageslicht war auch die schöne Phantasmagorie verschwunden, statt der Flammengarbe sahen wir nur grauröthe Rauchsäulen aufsteigen.

Nach Verlauf einer Viertelstunde waren wir wieder am Eingang des Hafens und außer der unvermeidlichen Patenta setzte man uns diesmal weiter keine Schwierigkeiten entgegen. Pietro und Giovanni landeten mit uns, um uns bei der Bergpartie zu begleiten.

Wir traten — zwar nicht in ein Gasthaus, denn deren giebt es auf Stromboli nicht, — sondern bei einem Anverwandten unseres Kapitains ein, den Giovanni um die Erlaubniß bat, für uns ein Frühstück bereiten zu dürfen, wozu wir das Material mitgenommen hatten. Der Mann war äußerst gefällig und zuvorkommend und bedauerte nichts mehr, als daß seine Vorrathskammer zu schlecht bestellt sei, um so vornehmen Gästen damit dienen zu können; doch tischte er uns zum Dessert Feigen und Weintrauben auf, so schön ich sie nur je gesehen habe.

Während des Frühstücks hatte Pietro zwei Strombolioten aufgetrieben die, für einen halben Piaster jeder, unsere Führer zum Krater sein wollten.

Wir brachen rasch auf, um nicht in die allzugroße Mittagshitze zu kommen.

Der Gipfel des Stromboli erhebt sich zwar nur dreizehn- bis vierzehnhundert Fuß über den Meeresspiegel, aber die Abdachung des Berges ist so steil, daß man ihn nur im Zickzack besteigen kann. Anfangs war der Weg

ziemlich gangbar und angenehm zwischen Weinpflanzungen hin, die den Haupthandelsartikel der Insel bilden; die wundervollsten Trauben hingen uns so zu sagen bis zum Munde herab und jeder konnte nach Belieben deren essen so viel er wollte. Aber einmal aus der Weinregion heraus, gab es weder Weg noch Steg mehr; wir mußten auf gut Glück rechts und links klettern, oft sogar auf Händen und Füßen. Und noch war das Hinansteigen nichts gegen das Herabkommen, und als ich mich einmal zufällig umsah, ergriff mich ein heftiger Schwindel, so daß ich mich niederlegen mußte. Zu meinem Troste sagten mir die Führer, daß sie uns herunterwärts einen anderen Weg führen würden.

Nach dieser halsbrecherischen Partie ging es wieder ein Viertelstündchen leidlich; dann aber kamen wir an eine Stelle, die mir rein unmöglich zu ersteigen schien; es war ein scharfer Felsrücken, der so steil ins Meer verlief, daß ein einziger Fehltritt unfehlbar unser Tod gewesen wäre. Selbst Jadin, der sonst wie eine Gemse klettert und nichts von Schwindel weiß, blieb bedenklich stehen und frug, ob denn nirgend anders hinaufzukommen sei? Durchaus nicht — wir mußten daran.

Doch machte sich die Sache noch besser, als wir dachten, denn bei näherer Besichtigung fand sichs, daß der Felsgrat mit Asche bedeckt war, in die wir bis über die Kniee sanken, also konnten wir wenigstens nicht ausrutschen; immer blieb der Pfad aber noch schmal und steil genug, daß ein Seiltänzer gewiß seine Balancirstange bedurft hätte. Unsere Führer und die wackeren Matrosen, die

in weit gefährlicherer Position nebenher wateten, dienten uns statt derselben und so gelangten wir glücklich hinüber. Als wir uns umsahen, gewahrten wir Mylord noch jenseits des Grats sitzend, gewiß nicht aus Furcht vor Schwindel oder Herabstürzen, sondern ohne Zweifel weil er beim ersten Schritte über die heiße Asche erschrocken war, die uns natürlich weniger incommodirte als ihn in bloßen Füßen. Endlich da er sah, daß wir fürbaß stiegen, faßte er einen herzhaften Entschluß und passirte die bedenkliche Stelle im Galopp.

Von da an hatten wir weiter keine besonderen Fährlichkeiten zu überwinden und befanden uns bald auf einer Art von Hochebene, in deren Mitte der Krater liegt. Wir hatten uns vor den Wind gestellt, um so nahe wie möglich herantreten zu können.

Der Krater des Stromboli bildet einen regelmäßigen, kolossalen Trichter, dessen Schlund eben jetzt mit einen Hügel von Steinen und Lava bedeckt war. Der Berg erbebte erst einige Minuten, als wolle er neue Kräfte sammeln, plötzlich beginnt die Kanonade, die Steine werden von einer Rauchsäule mehrere hundert Fuß über den obersten Rand des Kraters emporgeschleudert, rollen aber größtentheils an den Wänden des Trichters wieder herab auf die Oeffnung und bilden so eine Art Klappe darüber, bis eine neue Eruption sie wieder wegschleudert. Von unserm Standpunkt aus gesehen, das heißt von oben herab, ist das Schauspiel furchtbar schön; man fühlt die convulsivischen Anstrengungen des Vulkans unter seinen Füßen, jeden Augenblick denkt man, der Boden müsse bersten und

uns verschlingen und dann folgt die Explosion, einem riesenhaften Baum von Rauch und Flammen gleichend, der seine Lavablätter abschüttelt.

Während wir noch in Bewunderung versunken da standen, sprang plötzlich der Wind um; die aufschießende Rauchsäule begann zu wanken, wie ein Koloß, der umfallen will; ehe wir uns dessen versahen waren wir in Qualm eingehüllt und hier und da prasselten Lavastücken neben uns nieder. Es war daher die höchste Zeit, uns auf eine andere, weniger gefährliche Stelle zu verfügen, was wir denn auch raschen Schrittes thaten, mit Ausnahme Pietros, der erst noch seine Stummelpfeife an einem Stücke glühender Lava anzündete und uns nach dieser ächtfranzösischen Fanfaronnade gemächlich nachkam. Die größte Mühe hatten wir, um Mylord vom Apportiren dieser glühenden Steinchen abzuhalten.

Unser jetziger Standpunkt war, so lange der Wind nicht abermals umsprang, noch günstiger als der vorige, denn wir befanden uns kaum dreißig Schritte entfernt und etwa fünfzig Fuß über der Krateröffnung. Der freie Raum um uns her versicherte uns, daß die Steine alle weiter hinter uns niederfielen, und nur beim Zurückrollen derselben mußten wir Achtung geben. Von hier aus sahen wir das Arbeiten dieser geheimnißvollen Werkstätte der Natur noch viel deutlicher und die Flammen fast ununterbrochen ausströmen. Des Nachts besonders muß dieses Schauspiel unvergleichlich sein.

Ueber zwei Stunden hatte uns der Anblick gefesselt und es war endlich Zeit an den Rückweg zu denken, was

von meiner Seite, ich gestehe es offen, nur mit Bangen geschah; denn hatten uns gleich unsere Leute gesagt, daß wir kaum ein Dritttheil der Zeit dazu gebrauchen würden, die das Ersteigen gekostet, so wußte ich auch aus Erfahrung, daß in solchen Fällen das Hinunterkommen weit gefährlicher ist als das Hinaufkommen, und nach dem, was wir eben durchgemacht, konnte ich mir die Sache nicht schlimm genug vorstellen. Indeß alles Bedenken half nichts, wir mußten hindurch. Nach etwa viertelstündigem Marsche in glühender Sonnenhitze gelangten wir an ein Aschenfeld, das so steil bis an den Meeresrand abfiel, daß eben nur die weiche Beschaffenheit des Bodens uns vorm Hinabstürzen erhalten konnte, und an ein langsames Gehen war bei dieser Steilheit nicht einmal zu denken. Also in Gottes Namen denn, vorwärts. Mylord sprang in weiten Bogensätzen vor uns her, was sehr vergnüglich aussah; aber bald belehrte uns die Gluth, die selbst durch unsere Stiefelsoh'len drang, über die Veranlassung zu diesen Saltos mortales. Der arme Kerl dauerte uns, Jadin rief ihn an, er blieb zwar halten, aber immer tänzelnd und hüpfend, weil er die Pfoten nicht auf der heißen Asche ruhen lassen konnte. Endlich erreichten wir ihn und Jadin nahm ihn auf den Arm. Das unglückliche Geschöpf war in einem jämmerlichen Zustande, die Augen mit Blut unterlaufen, die heiße Zunge hing ihm zum Maule heraus, die Haut war roth wie Siegellack; er seufzte und stöhnte und sah uns kläglich an, als wollte er sagen: was ihr verrückten Menschen bei solcher Marter für Vergnügen findet, kann mein Hundeverstand nicht begreifen.

Und wieder ging es vorwärts; aber auch wir waren erschöpft von der Hitze und Anstrengung. Seitwärts gewahrten wir ein überhängendes Felsenstück, das ein Atom von Schatten warf und durch seine Neigung ein Stücklein Boden vor der Asche bewahrt hatte. Wir mußten dort einige Minuten Schutz suchen, während einer unserer Führer sich aufmachte, um uns aus einer Quelle, die da herum sein sollte, einen Labetrunk zu holen.

Nach einer Viertelstunde sahen wir ihn zurückkommen; er hatte die Quelle zwar ziemlich versiegt gefunden, dennoch war es ihm gelungen, in meinem Lederbecher eine Mischung von lauem Wasser, Sand und Schlamm zu sammeln. Während dem Gehen hatte sich der Sand zu Boden gesetzt, so daß Jadin und ich doch wenigstens einige Schlucke Wasser schlürfen konnten. Mylord delectirte sich am Bodensatze.

Es half aber alles nichts, wir mußten uns wieder aufmachen, und zwar laufend, denn unsere Leute sehnten sich eben so sehr wie wir das Ende dieser Aschenwüste zu erreichen, zumal die Matrosen, die barfuß gingen und bis über die Waden herauf förmlich gesotten waren.

Endlich gelangten wir ans Ufer dieses neumodischen Sees von Sodoma, und eine freundliche Oase von Weinreben, Granatbäumen und Oliven nahm uns in ihren Schatten auf. Wir konnten nicht weiter und warfen uns ermattet auf den Rasen nieder; einer unserer Führer brachte uns eine ganze Ladung Weintrauben und Feigen. Das war ganz schön und herrlich für uns, aber ein frischer Trunk Wasser für unseren armen Mylord wäre mir doch

besonders lieb gewesen; eben sahen wir uns sorglich nach einer Quelle um, als wir bemerkten, daß Mylord sich die weggeworfenen Schalen unserer Feigen trefflich schmecken ließ; wir theilten demnach unsere Früchte brüderlich mit ihm, und wenn er je auf den Einfall kommen sollte, wie weiland Hoffmanns Kater Murr, seine Memoiren zu schreiben, so zweifle ich nicht, daß dieses Feigen- und Weintraubenfrühstück ihm Veranlassung zu den geistreichsten Bemerkungen geben würde. Wer weiß, ob ich ihm nicht einmal meine Feder anbiete, um seine Ansichten und Meinungen über die verschiedenen Länder und Völker, die er besucht, vom hündischen Standpunkt aus betrachtet, zu verdolmetschen.

Was meine eigenen Reisebeobachtungen betrifft, so kann ich als Resultat der heutigen Ascension die höchst gelehrte Bemerkung nicht unterdrücken, daß die Vulkane höchst sonderliche Käutze sind, die ihre Besucher auf die verschiedenste Weise empfangen; auf dem Aetna wären wir beinahe erfroren, und der Stromboli entließ uns halb geröstet. Mich soll keiner wieder verlocken, selbst nicht der Vesuv.

IX.

Die eingetroffene Prophezeiung.

Zwei Monate hatten wir nun schon Sicilien und seinen umliegenden Inseln gewidmet, es war die höchste Zeit, nun endlich auch einmal an Kalabrien zu denken. Unsere Abfahrt ward auf morgen früh festgesetzt und wir sagten dies Arena, den wir nach unserer Rückkehr ins Dorf bei seinem Anverwandten trafen, wo er mit uns die Nacht zubrachte.

Als wir andern Tags bei guter Zeit an Bord kamen, fanden wir Nunzio auf seinem gewöhnlichen Posten am Steuerruder, obschon er eigentlich jetzt nichts da zu thun hatte, da das Schiff noch auf seinem Anker lag. Bei unserem Kommen reckte er den Kopf über die Kabine und winkte dem Kapitain, als ob er ihm etwas Wichtiges mitzutheilen hätte. Arena, der die allgemeine Achtung der Mannschaft vor dem alten Burschen theilte, ging sogleich zu ihm.

Die Conferenz dauerte etwa zehn Minuten, während welcher die Matrosen auf einem Trupp abseits standen, die Köpfe zusammensteckten und ernsthaft zischelten. Wir achteten natürlich weiter nicht darauf.

Nach Beendigung jener Conferenz kam Arena zu uns.

„Bestehen Eccellenza immer noch darauf, morgen abzufahren?“ frug er mich.

„Versteht sich, es müßte denn sein, der Stromboli wollte mir morgen einen Gegenbesuch abstatten und zu uns herabkommen. Warum fragen Sie, lieber Kapitain?“

„Je nun, der Alte sagt, das Wetter werde sich ändern; wir würden kontrairen Wind bekommen und nicht aus dem Kanal können.“

„Teufel, das wäre fatal! Ist das aber auch gewiß? — Denn ich für mein Theil bemerke auch nicht die mindeste Veränderung in der Atmosphäre.“

„Oho!“ sagte Pietro, der an uns heran getreten war, „wenn es der Alte gesagt hat, dann ist es so gewiß wie ein Evangelium. Hat er es gesagt, Kapitain?“

„Er hat es gesagt,“ antwortete Arena sehr ernst.

„Na, dann ist's richtig. Hatte mir gleich gedacht, daß irgend etwas los wäre, wie ich an Bord kam, denn der Alte schnitt ein ordentliches Gensdarmengesicht. Sagt' ich's Euch nicht, Ihr dort?“ wendete er sich an seine Kameraden.

Und alle bestätigten Pietros Worte mit ernstem Kopfnicken.

„Aber,“ frug ich weiter, „aber pflegt denn dieser liebenswürdige Wind lange anzuhalten?“

„Je nun, nachdem es kommt, acht Tage, zehn Tage, vierzehn Tage, einmal länger, einmal kürzer.“

„Und so lange könnte man nicht aus der Meerenge?“

„Ganz unmöglich.“

„Und bis wann haben wir ihn zu erwarten?“

„Heda, Alter!“ rief Arena.

„Hier!“ antwortete Nunzio, über die Kabine wegschauend.

„Bis wann wird der Wind umspringen?“

Der Alte drehte sich um seine eigene Achse, besah sich jedes kleine Wölkchen am Himmel, und sprach:

„Diesen Abend zwischen acht und neun Uhr, kurz nach Sonnenuntergang.“

„Also diesen Abend zwischen acht und neun Uhr,“ wiederholte der Kapitain mit einer Ruhe und Sicherheit, als ob es eine Prophezeiung des Nostradamus wäre.

„Aber ich sollte meinen,“ fuhr ich fort, „wenn wir uns beeilten, so hätten wir doch noch immer Zeit, um wenigstens aus der Meerenge zu kommen; wir würden dann doch auf offener See sein, und wenn wir nur Pizzo erreichen, so will ich ganz zufrieden sein.“

„Wenn Sie durchaus wollen, Excellenza,“ antwortete der Steuermann direkt, „so wollen wir unser Möglichstes thun.“

„Ja, ja, ich wünsche es sehr.“

„Nun denn,“ rief der Kapitain, „Hallah! an die Posten!“

Und ohne weitere Gegenbemerkungen machte sich jeder

augenblicklich an seine Arbeit, der Anker ward aufgewunden, der Speronaro legte sich mit dem Bugspriet nach Cap Belore um, und begann sich mit Hülfe von vier Ruderern vorwärts zu bewegen. An einen Gebrauch der Segel war nicht zu denken, da sich kein Lüftchen regte.

Trotz dieses pünktlichen Gehorsams war es ersichtlich, daß die ganze Mannschaft ihn nur mit Widerwillen leistete; wir achteten aber weiter nicht darauf und trösteten uns mit der Hoffnung, daß Vater Nunzio dies eine Mal doch unrichtig prophezeit haben könne.

Während dem hatten unsere Leute sich, ohne daß wir es gewahr wurden, allmälig immer mehr nach der Sicilianischen Küste herüber gehalten, so daß wir uns gegen vier Uhr Nachmittags, als wir eben unsere Siesta beendet, zu unserer Verwunderung etwa eine Viertelmeile dem Dorfe Della Pace gegenüber sahen. Ich erkannte nun wohl, oder glaubte vielmehr den eigentlichen Grund des Vorwandes zu erkennen, warum sie angeblich nicht gegen die Strömung fortkommen könnten, und gab stillschweigend nach; ja, ich that noch mehr, ich erlaubte ihnen sogar, da wegen der leidigen Patente nicht gelandet werden durfte, wenigstens so nahe wie möglich ans Land heranzulegen. Wer hätte auch den wackeren Jungen grollen können? — Und nicht lange währte es, so strömten alle Verwandte und Bekannte, Männer, Frauen, Kinder aus den Häusern hervor und nun ging es an ein Rufen, Schreien und Fragen, herüber und hinüber, bis unser Kapitain selbst zuerst daran dachte, daß wir eben nicht viel Zeit zu verlieren hatten, und das Commando zum Rudern erschallen

ließ. Hüte und Tücher wurden noch einmal zum Abschiede geschwenkt und wieder ging es dann vorwärts.

Immer noch war gänzliche Windstille, die Luft so bleiern und schwer geworden, daß mich eine förmliche Schlafsucht befiel, der ich nicht zu widerstehen vermochte; vielleicht auch, daß mir die gestrige Kletterpartie noch in den Gliedern lag, genug, ich kroch wieder in meine Kabine zurück und ließ Jadin, seinen Chibouc rauchend, allein auf dem Verdeck zurück.

Wie lange ich in einer Art von Todtenschlaf gelegen, weiß ich nicht; plötzlich aber war es mir, als ob draußen irgend etwas Ungewöhnliches vorfallen müsse; ich werde völlig munter, höre das Getrampel der Matrosen, die über meine Kabine hineilen und vernehme den wohlbekannten Ruf: Burrasca! burrasca!

Um zu wissen was denn eigentlich draußen vorgehe, versuchte ich es, mich auf den Knieen emporzurichten, was bei dem heftigen Schwanken des Schiffes nicht leicht war, und rutschte nun an die Hinterthüre meiner Kabine, die nach dem Steuermansraum hinausging. Ich ward sehr bald aufgeklärt; denn im Augenblick, als ich die Thüre öffnete, fiel es einer Sturzwoge eben ein, mir einen Besuch in meinem Domicil abstatten zu wollen, und brach sich mit solcher Gewalt an meiner Brust, daß ich, mit Schaum und Wasser bedeckt, drei Fuß rückwärts flog. Ich haspelte mich auf, denn die ganze Kabine war überschwemmt, und rief Jadin zu Hülfe.

Dieser eilte denn auch mit einer Laterne und dem Schiffsjungen herbei, während Vater Nunzio, der die

Augen überall hatte, schnell die Thüre zustieß, damit es nicht etwa einer zweiten Woge einfalle, der ersten Gesellschaft zu leisten. Zum Glücke waren unsere Matrazen von Leder, so daß die Nässe nicht so leicht durchdringen konnte; wir rollten sie zusammen, banden sie auf Böcken fest, hingen die Decken und Betttücher an den Kleiderhaken auf, überließen dem Schiffsjungen die Sorge, die zwei Zoll hohe Sündfluth, in der wir herumpatschten, mit einem Riesenschwamme aufzuwischen, und krochen aufs Verdeck hinaus.

Es war stockfinstere Nacht und die Böö war richtig zur selben Stunde aufgesprungen, wie Nunzio es prophezeit hatte, und stand uns gerade entgegen. Da wir aber so ziemlich aus der Meerenge heraus waren, so fingen wir an zu laviren, in der Hoffnung so vollends ins Freie zu gelangen; aber die See ging furchtbar hoch und bei jedem Umlegen neigte sich der Speronaro so stark, daß die Raaen ins Wasser tauchten. Und trotz dieser steilen Neigung des Verdecks rannten unsere Leute mit einer Geschwindigkeit und Sicherheit von vorn nach hinten und von hinten nach vorn, daß wir, die wir uns nur mühsam an einer Stelle anklammern konnten, es nicht zu fassen vermochten. Von Zeit zu Zeit ertönte Nunzios Avertissement: burrasca! dazwischen, und ward von allen wiederholt; wie durch Zaubermacht verschwand jedes Stückchen Leinwand, der Speronaro ward mit dem Bugspriet in den Wind gelegt und so wartete man den neuen Angriff ab. Und die Böö kam herangebraust, mit Regenschauern untermischt, fuhr pfeifend durch das segellose

Tauwerk und warf den Speronaro wie eine Nußschaale in die Höhe. Beim falben Schein der Blitze sahen wir, je nachdem uns die Böö von der einen oder anderen Seite faßte, bald die Küste von Sicilien, bald die von Kalabrien. Uebrigens nahm sich unser kleines Schifflein vortrefflich und that sein Möglichstes, um gegen Sturm, Regen und Fluth Stand zu halten.

Drei bis vier Stunden schon hatte dieser hartnäckige Kampf gewährt, und ich muß es zum Ruhme unserer Mannschaft sagen, daß diese ganze Zeit über nicht die leiseste Klage, kein Murren von ihrer Seite laut ward. Endlich frug ich, wieviel Wegs wir seit diesem mühseligen Laviren zurückgelegt hätten. „Etwa eine halbe Meile," antwortete Nunzio ruhig. Ich frug weiter, wie lang diese Burrasca nach seinem Dafürhalten wohl noch dauern könne. „Je nachdem, vierzig, achtundvierzig, sechzig Stunden." Trotz meiner Unerfahrenheit in der Nautik konnte ich mir diesem nach also selbst berechnen, daß wir mit aller Anstrengung in vierundzwanzig Stunden etwa drei Meilen vorwärts kommen könnten.

So geringer Gewinn lohnte freilich nicht so schwere Arbeit; die armen Bursche thaten mir leid und ich erklärte Arena zu meiner Beschämung, daß ich nichts dagegen habe, wenn er den Kampf aufgebe und wieder umkehre.

Kaum war dieser vernünftige Entschluß der Mannschaft bekannt, als der Speronaro sich wie durch Zauberei um sich selbst schwenkte, in der Dunkelheit sah ich das Focksegel und noch ein lateinisches Segel sich entfalten und dahin schoß unser Schifflein wie ein muthiger Renner.

Einige Zeit darauf meldete uns der Schiffsjunge, daß unsere Kabine wieder völlig trocken sei und unsere Betten uns an ihrer gewöhnlichen Stelle erwarteten. Wir ließen uns das nicht zweimal sagen, streckten uns auf die Matrazzen aus und schliefen mit dem behaglichen Gefühle eines Sünders ein, der seine Sünden aufrichtig bekannt und Verzeihung dafür erlangt hat.

Wir erwachten vor Anker, genau an derselben Stelle, an der wir gestern die Sonne hatten untergehen sehen, nur statt auf der Sicilianischen, auf der Kalabresischen Seite der Meerenge, dem Dorfe della Pace ziemlich gegenüber. Das pünktliche Eintreffen von Nunzio's Prophezeiung hatte meinen Respekt vor dem alten Knaben natürlich um ein Bedeutendes vermehrt und ich bat ihn um seine Meinung in Betreff dessen, was nun zu thun sei. Seine Antwort klang nicht sehr tröstlich. Er meinte, seit einigen Tagen schon wäre das Wetter in völliger Confusion; es wäre irgend Etwas in der Luft, das er nicht recht begriffe, kurz, das Resultat von Nunzio's atmosphärischen Beobachtungen war: daß wir für wenigstens eine Woche San Giovanni gegenüber festgenagelt wären, und daß er ernstlich riethe, von jeder Wiederholung unseres noch glücklich abgelaufenen Versuches abzustehen, wenn anders wir nicht sammt dem Speronaro hier das Ende unseres Lebenslaufes finden wollten.

Unser Entschluß war schnell gefaßt; wir erklärten dem Kapitain, daß wir dem Winde sechs Tage Zeit verstatten wollten, sich von Norden nach Südwesten zu bekehren, und wenn dann noch keine Besserung erfolgt, ganz ruhig

zu Lande, die Flinte über die Schulter, über Berg und Thal, zu Fuß oder zu Maulesel, je nachdem es sich fügen werde, zu wandern; endlich einmal müsse der Wind doch zur Vernunft kommen und unser Speronaro uns dann zu Pizzo wieder an Bord nehmen können.

Ein bestimmter Entschluß, sei er auch einem früheren ganz entgegen, versetzt uns doch stets in eine behaglichere Stimmung. Kaum war der unsere gefaßt, als wir Anstalten zu einem interimistischen Feldlager trafen. An ein nur erträgliches Unterkommen war in San Giovanni nicht zu denken; unser trefflicher Arena schlug uns daher vor, den ganzen Speronaro ans Land zu schaffen, da der fatale Nord selbst hier in der Meerenge, und zumal auf dem Anker liegend, eine sehr unangenehme Schaukelpartie in Aussicht stelle. Ein Aufenthalt zu Schiff auf dem Lande, das war doch wenigstens etwas Neues für uns. Sofort wurden Anstalten getroffen, einige Leute aus der Umgegend requirirt und nach Verlauf einer guten Stunde lag die gute Santa-Maria-di-Pie-di-Grotta auf dem Sande, rechts und links durch handfeste Stützen aufrecht gehalten, und Backbord mit einer Leiter versehen, um bequem vom Verdeck auf das feste Land zu kommen; außerdem ward noch das große Segel über die hintere Hälfte des Verdecks gespannt, um einen vor Regen und Sonnengluth schützenden Aufenthalt zum Lesen und Arbeiten zu haben.

Wir waren auf diese Weise mit einem Comfort eingerichtet, den wir in San-Giovanni unbedingt hätten entbehren müssen.

Die Zeit, die wir hier gezwungen zubringen mußten, sollte uns nicht eine verlorene sein; Jadin benutzte sie, um seine, zu bedeutender Anzahl angewachsenen Skizzen zu ordnen, und ich, um mein Drama Paul Jones zu beenden.

Nachdem alles in Ordnung gebracht, bat mich Arena um Erlaubniß, so lange der Nordwind anhalten würde, sich mit der Mannschaft in sein Dorf della Pace begeben zu dürfen; zwei Matrosen sollten zu unserer Bedienung bei uns bleiben, und sich alle vierundzwanzig Stunden ablösen. Es versteht sich, daß ich sehr gern meine Einwilligung dazu gab.

Der fatale Nordwind hielt, wie Nunzio es prophezeit hatte, beharrlich aus; doch war das Wetter, nachdem die Burrasca sich ausgetobt, wieder schön geworden. Wir hatten Vollmond; bald nach Sonnenuntergang stieg er hinter den Gebirgen von Kalabrien empor, die ganze Meerenge war dann wie mit einem Silberguß überzogen und Messina erschien in der Ferne wie ein magisches Gebilde. Nie habe ich wieder mit solchem Wohlbehagen gearbeitet, als während dieser himmlischen Sicilianischen Nächte.

Aber so ist der Mensch nun, auch das Schönste und Herrlichste wird ihm am Ende langweilig; sechs Tage hielt der Nordwind schon unverändert an, unsere Arbeiten waren beendet, und so beschlossen wir denn, am Morgen des siebenten unsere Wanderung anzutreten; wir ließen den Kapitain zu uns bitten, um sich über das Weitere mit uns zu besprechen. Er kam auch sogleich, und alle seine Leute mit ihm; die wackeren Bursche hatten Abschied

von uns nehmen wollen, und leicht konnte es ja auf Nimmerwiedersehen sein; gegen drei Uhr sah ich sie alle in der Schaluppe angerudert kommen. Ich gab Giovanni Auftrag, an Lebensmitteln herbeizuschaffen, was nur aufzutreiben wäre, und Filippo, der die Wache mit ihm hatte, eine große Tafel auf dem Verdeck aufzuschlagen. Um das Dessert brauchte ich nicht zu sorgen, denn ich wußte schon, daß Arena, jedesmal wenn er aus seinem Dorfe kam, eine ganze Bootladung der herrlichsten Südfrüchte mitbrachte.

Giovanni hatte alles mögliche gethan, um seiner Funktion zu guter Letzt noch Ehre zu machen. Nach beendetem Diner, bei dem wir einen Theil der Bevölkerung von San-Giovanni zu Zuschauern hatten, wurde die Tafel weggeräumt und Anstalten zu einer Tarantella getroffen; das schlug nun in Pietros Departement, und der Schlaukopf hatte auch schon alles vorbedacht, denn als ich den Wunsch äußerte, ob denn nicht ein paar Musikanten aufzutreiben sein würden, ließen sich bereits von fern die Klänge eines Flageolets und einer Viola vernehmen; alle Weiber und Mädchen des Dorfes zogen hinter den Musikanten. Ja, um das Fest vollständig zu machen, hatte Arena wie durch Zauberei eine eben so glänzende wie geschmackvolle Illumination des ganzen Speronaro ins Werk zu setzen gewußt.

Ich trug Arena auf, was er von Bekannten unter den Zuschauern fände, zum Balle einzuladen, und im Augenblicke hatten wir zwanzig Tänzer und Tänzerinnen am Bord; die Musikanten wurden auf das Dach unserer

Kabine installirt, im Vordertheil des Schiffes ein mit Flaschen und Gläsern wohlversehnes Büffet errichtet, und somit war der Rout in schönster Ordnung.

Die Tarantella war Pietros Triumph; keiner der Kalabresischen Tänzer wagte es auch nur, ihm hierin den Preis streitig zu machen; man munkelte zwar allerhand von einem gewissen Agnolo, der allein im Stande sei die Ehre Kalabriens gegen ganz Sicilien aufrecht zu erhalten, allein was half es, er war jetzt nicht da, zum großen Leidwesen der Kalabresen, so wie zu ihrer Verwunderung, denn besagter Agnolo sollte auch die Eigenschaft besitzen, einen Ball auf zehn Meilen in der Runde schon vierundzwanzig Stunden voraus zu wittern, wie Nunzio eine Burrasca. Uebrigens mußte doch etwas Wahres an Agnolos Tanzberühmtheit sein, denn nach einiger Zeit neigte sich Arena zn meinem Ohre und flüsterte:

„Ohne Pietros Talent zu nahe treten zu wollen, muß ich Ihnen doch gestehen, daß Agnolos Abwesenheit ein Glück für ihn ist.“

Kaum waren diese Worte gesprochen, als sich ein Jubelgeschrei vernehmen ließ und der Zuschauerkreis sich öffnete, um einem bildschönen Burschen von zwanzig bis zweiundzwanzig Jahren in sonntäglicher Kleidung Platz zu machen; dieser bildschöne Junge war Agnolo, und eben die Sorge für seine Toilette hatte ihn so lange aufgehalten.

Es war augenscheinlich, daß dieser Ankömmling unsern Leuten nicht eben sehr angenehm war, zumal Pietro, der

in Gefahr schwebte, den wohlerworbenen Ruhm mit einem Anderen theilen zu müssen, wo nicht gar von ihm ausgestochen zu werden. Indeß war hier nichts zu machen, als den Gesetzen der Gastfreundschaft Folge zu leisten; Arena trat an den Rand des Speronars und lud Agnolo, der zehn Schritt davon mit eingeschlagenen Armen und herausfordernder Miene dastand, höflich ein, an dem Feste Theil zu nehmen. Agnolo dankte mit höflichem Anstande und ohne die Leiter zu benutzen, die auf der anderen Seite des Schiffes war, schwang er sich leicht und graziös wie ein Equilibrist aufs Verdeck. Es war, wie man sich in der Coulissensprache ausdrückt, ein effektvoller Auftritt, der auch seine Wirkung nicht verfehlte, denn ein schallender Applaus empfing ihn.

Und nun entspann sich ein wahrhaft choregraphischer Wettkampf zwischen Pietro und Agnolo. Ich meinte Pietros Künste vollkommen zu kennen, aber heute erschienen sie mir erst in ihrer vollen Glorie; diese Sprünge und Capriolen, diese Drehungen und Windungen, dieses Wirbeln war wirklich fabelhaft; und alles was Pietro machte, ward auf der Stelle von Agnolo wiederholt, als ob er sein Doppelgänger wäre, nur, ich muß es gestehen, mit etwas mehr Methode; Pietro war der glückliche Naturalist, in seiner ganzen primitiven Reinheit, Agnolo der Repräsentant der höheren Civilisation; Pietro führte seine Pas mit sichtlichem Aufwande von Geist und Körperkraft aus, der Kopf improvisirte, was die Füße ausführten; dasselbe that Agnolo, scheinbar mit nicht geringerer Begeisterung, die aber stets durch Besonnenheit in den Schranken ge-

halten wurde, was meiner Ansicht nach eben der höchste Triumph der Kunst ist. Die Folge davon war, daß Pietro nach einiger Zeit erschöpft und keuchend auf seine kreuzweis untergeschlagenen Beine niedersank, während Agnolo noch frisch und kräftig dastand. Nichts destoweniger erhielt auch er seinen verdienten Antheil an dem allgemeinen Beifall, in den Kalabresen wie Sicilianer ausbrachen, Erstere vielleicht nur aus Höflichkeit.

Agnolo ließ dem keuchenden Pietro einige Augenblicke Zeit, um sich zu erholen, als er aber sah, daß sein erschöpfter Gegner einer längeren Ruhe bedürfe, bestellte er eine neue Tarantella und fing sie allein an. Diesmal war Agnolo, der nun keine Concurrenz zu bestehen hatte, ganz er selbst, das heißt, ein wahrhaft schöner Tänzer, vielleicht nicht für die Pariser Salons, sondern in dem Sinne, wie man es in Sicilien, Kalabrien und Spanien verlangt: alle Figuren, alle Pas der Tarantella wurden durchgemacht, obschon er ohne vis-à-vis war; der Gürtel, der Hut, der Blumenstraus, alles ward zum Requisit eines förmlichen Tanzdramas, das sich, vom ersten, fast gleichgültigen Begegnen der fingirten Tänzerin, durch alle Phasen des Liebeskampfes, bis zum höchsten Gipfel des Entzückens steigerte.

Auf die Gefahr hin, die Eigenliebe unseres armen Pietro zu verletzen, konnten wir uns nicht enthalten in den enthusiastischen Beifall der übrigen Zuschauer einzustimmen, als plötzlich, erst von Einzelnen, dann von der ganzen auf dem Verdeck wie am Ufer versammelten Menge der Ruf erscholl: „Der Schneidertanz!“ Agnolo wendete

sich mit fragender Geberde an uns, die wir die Festgeber waren, worauf ich natürlich meine Bitten mit denen der Menge vereinte, und ihn nur ersuchte, erst ein wenig zu verschnaufen. Agnolo machte ein zierliches Kompliment gegen uns und das übrige Publikum, worauf die Musikanten ein höchst bizarres Ritornell begannen, das augenblicklich von Gelächter und stürmischem Applaus der Menge begrüßt ward.

Während dieses Ritornells frug ich den Kapitain, was es denn eigentlich mit diesem Schneidertanz für eine Bewandniß habe.

„Ach das ist so eine Teufelsgeschichte, wie man deren zu Dutzenden bei uns zu Lande, besonders in Kalabrien hat. Kein Wunder, denn es giebt ja so viel Hexengesindel in Kalabrien.“

„Was hat aber dieser Tanz mit dem Teufel zu thun?“

„Nun, da ist in Catanzaro so ein Schuft von Schneider, Meister Terenz mit Namen, der hat dem Teufel ein paar Hosen gratis gemacht, unter der Bedingung, daß er ihm seine Frau holen solle — das arme Weib! der Teufel hat sie richtig geholt.“

„Warum nicht gar!“

„Auf meine Ehre.“

„Und wie denn das?“

„Er hat ihr was vorgezeigt. Nie im ganzen Leben hat man wieder etwas von ihr gehört.“

„Sie spaßen!“

„Nein, nein, mein vollkommener Ernst. Der Kerl

ist noch am Leben, und wenn Sie vielleicht durch Catanzaro kommen, so können Sie ihn selbst sehen."

„Wen? den Teufel?"

„Nein doch, den Schuft von Schneider. Es ist noch keine zehn Jahre her, daß es geschah, das weiß die ganze Welt. Uebrigens ist das ja ganz natürlich, denn, wie ich Ihnen schon sagte, in Kalabrien wimmelts von Hexen und Zauberern."

„Lieber Kapitain, Sie müssen mir späterhin die Geschichte erzählen."

„Ich weiß sie nicht einmal ordentlich, und zu dem, ich spreche nicht gern von solchen Geschichten, wo der Teufel drinn vorkommt, da ich leider Gottes in meiner eigenen Verwandtschaft so etwas von Hexengeschichte erlebt habe. Da Sie aber jetzt Kalabrien durchreisen werden, und der Himmel gebe nur, daß Ihnen nicht irgend so ein Spuk widerfährt, so können Sie selbst den Ersten, Besten nach der Geschichte von Meister Terenz fragen. Jedes Kind weiß sie."

„Glauben Sie?"

„Wie ich Ihnen sage."

Ich nahm mein Taschenbuch und notirte mir mit großen Buchstaben:

„Die Geschichte von Meister Terenz dem Schneider zu Catanzaro nicht zu vergessen, der dem Teufel ein paar Hosen gratis machte, damit er seine Frau holen solle."

Während dem hatte die Vorstellung begonnen; nach einer Tanzweise, die noch bizarrer war, wie das Ritornell,

fing Agnolo ein Solo nach seiner eigenen Composition an — denn Agnolo war nicht allein Tänzer, er war auch Compositeur — einen Solotanz, sage ich, von dem man sich gar keine Vorstellung machen kann, und der zuverlässig selbst auf einer Pariser Bühne außerordentlichen Succeß haben würde, besonders wenn man Tänzer, Musikanten, Zuschauer und Alles von hier mitnehmen könnte. Da ich leider nur ein sehr unvollständiges Balletprogramm erhalten hatte, konnte ich natürlich auch den Faden der Handlung nicht so genau verfolgen, doch schien sie mir höchst interessant und complizirt. Agnolo machte wiederholte Gesten, als ob er mit der Nadel fuchtelte, seine Hosen aus- und anzöge, in der Hast ein Glas Wein nach dem anderen tränke; aber alles das schien mir nur episodisch, gleichsam die Exposition; das Drama selbst blieb mir noch ziemlich dunkel. Agnolos Tanz ward immer lebhafter, seine Bewegungen immer drolliger, phantastischer, man sah, daß er sich alle Mühe gab zu widerstehen, aber von der diabolischen Musik immer mehr fortgerissen ward; die Musikanten strengten sich nicht weniger an wie die Tänzer, die Zuschauer jubelten, trampelten mit den Beinen, Agnolo zappelte, wirbelte, als ob er viermal so viel Gelenke hätte wie jeder andere Mensch, und schnitt dabei ein so furchtbar jämmerliches Gesicht, daß Jadin und ich in das allgemeine Gelächter mit einstimmen mußten, als ich plötzlich bemerke, daß Nunzio sich durch die Menge drängt und Arena mit finsterer Miene einige Worte ins Ohr flüstert. Auch der Kapitain machte ein bedenkliches Gesicht.

„Was hat denn der Alte?“ frug ich Arena.

„Er meint, Eccellenza, es ginge irgend etwas Außerordentliches in der Luft vor, und statt solche Teufelstänze mit anzusehen, an denen der liebe Gott ein Aergerniß nehmen müsse, würden wir besser thun zu beten.“

„Aber was soll denn in der Luft vorgehen? Es ist ja ganz windstill.“

„Jesus, Maria!“ schrie der Kapitain, statt meine Frage zu beantworten, laut auf.

Und ein allgemeiner Aufschrei knüpfte sich an den des Kapitains; das Schiff schwankte, als ob es auf offner See wäre, eine der Seitenstützen fiel zu Boden, der Speronaro schlug um, so komplett, wie nur je eine Mallepost, und Tänzer, Musikanten, Zuschauer rollten bunt durcheinander auf den Ufersand hin.

Es gab nun einen Augenblick des Entsetzens und der Confusion, der nicht zu beschreiben ist. Jedes raffte sich auf, die ganze Menge stob auseinander, dahin, dorthin, Keines wußte aber wohin. Mich hatte der gewaltige Purzelbaum um meine ganze Topographie gebracht, und ich glaube ich wäre geradezu ins Meer gelaufen, wenn mich nicht eine kräftige Hand erfaßt und wieder ins Gleichgewicht gebracht hätte. Ich drehte mich um, es war unser Steuermann.

„Wo wollen Sie denn hin, Eccellenza?“ frug er mich

„Meiner Treu, Steuermann, ich weiß es selbst nicht. Wollt Ihr mich irgend wohin steuern, so ist mirs recht; ich gehe mit Euch.“

„Wir können jetzt nirgend hin gehen, Eccellenza, und das Beste, was wir thun können, ist, die Sache ganz ruhig abzuwarten."

„Teufel noch einmal!" rief Jadin, der sich eben auch herzu krabbelte, und den eingeschluckten Sand ausspuckte, „das war ja eine verwünschte Capriole!"

„Haben Sie Schaden genommen?" frug ich besorgt.

„Nicht den mindesten. Ich fiel auf Mylord, den ich beinahe todt gedrückt hätte. Komm her, du braves Thier, hast Deinem Herrn das Leben gerettet!"

Mylord wedelte vor Freude über seine gute That, mit dem Schwanze.

„Was, in aller Welt, ist denn aber nur vorgefallen?" rief ich.

„Vorgefallen ist gar nichts, aber umgefallen desto mehr," antwortete Jadin; „die Stockfische haben die Stütze nicht fest genug eingestemmt, und da hat es der Speronaro gemacht wie Mylord, wenn er sich die Flöhe abschüttelt, das ist die ganze Geschichte."

„Sagen Sie vielmehr, die Erde hat sich geschüttelt," sprach Nunzio.

„Wie denn so?"

„Hören Sie denn nicht, was die Fliehenden dort schreien?"

In der That horchte ich jetzt erst auf den Lärmen unserer auseinandergestiebten Gesellschaft und vernahm nun deutlich den Ruf:

„Terre moto! terre moto!"

„Was soll das heißen? Wäre es wirklich ein Erdbeben?“ frug ich.

„Natürlich, ein ganz wirkliches.“

„Auf Ehre?“ rief Jadin.

„Auf Ehre!“ antwortete Nunzio.

„Nun denn, Steuermann, schlagt ein! Das freut mich außerordentlich!“

„Was?“

„Daß ich endlich auch ein Erdbeben erlebt habe; Element! Denkt Ihr denn, Alter, in unserm Vaterlande hat man so was alle Sonntage? Also, merk Dir's, Mylord, Du hast nun Stürme erlebt, Vulkane erlebt, Erdbeben erlebt, alles hast Du nun erlebt, und Du darfst nun auch stolz sein!“

Mylord hörte seinem Herrn so aufmerksam zu, daß ich lachen mußte.

„Ja, ja, lachen Sie nur,“ brummte Nunzio. „Ihr Herren Franzosen pflegt über alles zu lachen; wer weiß aber, ob in diesem Augenblicke nicht halb Kalabrien drunter und drüber gestürzt ist. Der Schaden wäre freilich nicht gar groß, aber wenn gleich Kalabresen, bleiben es doch immer Menschen.“

„Wahrhaftig?“ rief ich verwundert. „Ihr meint, daß so ein bischen Erdbeben —“

„Der Stoß ging von Norden nach Süden, und, sehen Sie, Eccellenza, wir sind hier gerade am äußersten Ende des Stiefels, darum haben wir auch des Wenigste davon bekommen; aber nach Miastra und Cosenza zu muß

es eine gute Omeletta*) gegeben haben. Und wahrscheinlich sind wir noch nicht am Ende."

„Wahrhaftig!" rief Sadin wieder; „Ihr meint, daß wir noch Etwas bekommen werden? Charmant! da muß man sich eine Pfeife anmachen, um die Sache ordentlich zu genießen."

Und in Erwartung eines zweiten Erdstoßes, fing er an in aller Gemüthlichkeit zu schmauchen.

Aber wir warteten vergebens, es kam kein zweiter Erdstoß, und nach Verlauf einer Viertelstunde war unsere gesammte Mannschaft, die sich im ersten Schrecken nach allen Seiten hin zerstreut hatte, wieder um uns versammelt; Niemand hatte Schaden genommen, mit Ausnahme Pietros, der sich die Hand verstaucht hatte, und Filippos, der eine tüchtige Brausche an der Stirn davon trug.

„Nun," rief Arena endlich, „wie steht es, Nunzio? Was haben wir jetzt zu thun?"

„Weiter nichts," antwortete der Steuermann, „als unsere arme Santa-Maria wieder auf ihren Kiel bringen; ich glaube, für jetzt ist es vorbei."

„Vorwärts also, meine Jungen, Hand ans Werk!" rief der Kapitain, und zu uns gewendet setzte er hinzu: „Wenn die gnädigen Excellenzen etwa die Güte haben wollten —?"

„Was denn, Kapitain?" frug ich.

---

*) Ein Eierkuchen; gebräuchlicher Ausdruck in Italien, wenn etwas zerbrochen ist.

„Ein wenig mit zuzugreifen; ich glaube, wir werden ihrer nicht zu viel sein, um den Speronaro aufzurichten, denn Pietro hat sich die Pfote verstaucht, und diese faulen Kalabresen sind nur zum Essen, Trinken und Schlafen auf der Welt, von Arbeit wollen sie nichts wissen. Sehen Sie, das ganze Gesindel ist davongelaufen.“

Wir machten uns rüstig ans Werk, und obgleich wir auf unsere eigenen Kräfte verwiesen waren, gelang es doch mit Hülfe eines höchst klugen Mechanismus, den Nunzio erfunden hatte, unser gutes Schifflein wieder in verticale Stellung zu bringen; die Stützen wurden wieder fest eingestemmt, die Leiter angelegt, und nach einer Stunde war alles wieder in so guter Ordnung wie vorher.

Die Nacht verstrich ohne weiteren Unfall.

X.

Meister Terenz und der Teufel.

Am andern Morgen um sechs Uhr sahen wir den Führer mit den Maulthieren ankommen, die wir für uns hatten bestellen lassen. Wir erfuhren, daß außer einigen herabgefallenen Schornsteinen, weiter kein Schaden vom Erdbeben im Orte angerichtet worden war.

Wir trafen nun unsere Verabredung mit dem Kapitain. Drei Tage brauchten wir zu Lande bis Pizzo; wenn sich der Wind änderte, konnte der Speronaro in zwölf Stunden hingelangen; es ward demnach bestimmt, daß der zuerst Angekommene von uns auf den anderen warten solle; würde er aber zwei Tage nach unserer Ankunft zu Pizzo immer noch vom widrigen Winde zurückgehalten, so wollten wir ihm brieflich einen anderen Ort des Zusammentreffens hinterlassen.

Auf besondern Rath Arenas steckten wir, nebst unsern Pässen, jeder nur sechs bis acht Napoleons in die

Börse, ließen unser übriges Geld mit dem Gepäck in seinem Gewahrsam, bestiegen unsere Maulthiere und brachen auf, von den Segenswünschen unserer braven Matrosen begleitet.

Bis Scylla ging die Reise verwünscht langsam, da der Führer statt der bestellten und bedungenen drei Maulthiere deren nur zwei mitgebracht hatte, also zu Fuß nebenher gehen mußte; auch war uns die Gegend bereits bekannt und bot nichts Neues oder Interessantes dar. In Scylla erklärte der Führer gar, wir müßten hier so lange warten, bis die Maulthiere abgefüttert wären, denn sie hätten heute noch nichts gefressen; zugleich deutete er an, daß dies auf unsere Kosten geschehen werde, was ganz gegen die in Italien übliche Regel war, da die Verpflegung jederzeit Sache des Vetturino oder Maulthiertreibers ist. Es gab natürlich einen Streit, denn ich erkannte sofort die Nothwendigkeit, sich von dem Kerl nicht ins Bockshorn jagen zu lassen. Er behauptete, es stünde nichts von Verpflegung in unserem Contrakte; ich machte ihm dagegen bemerklich, daß ich mich zur Bezahlung von täglich drei Piaster, er zur Stellung von drei Maulthieren verpflichtet hätte; er möge also den Betrag des abwesenden dritten Maulthieres für die Verpflegung der beiden vorhandenen rechnen, wo nicht, so werde ich mich an die Gensdarmerie wenden. Mein entschlossener Ton, vielleicht auch der Anblick unserer Waffen, imponirte dem Kerl und endlich fügte er sich in meinen Vorschlag.

Um nicht unnöthig in dem langweiligen Neste die Zeit zu verbringen, besuchte ich mit Jadin das auf dem äußer-

sten Felsenvorsprung erbaute, jetzt aber fast zerfallene Fort Scylla. Trotz seines verfallenen Zustandes überzeugte ich mich, daß es nicht, wie unsere Sicilianer behaupten wollten, von Mürat erbaut, sondern von älterem Ursprunge sein müsse; wahrscheinlich legte schon Karl von Anjou diese Werke an.

Es war am 7. Februar 1808, als einige Voltigeurkompagnien des 23. und 67. französischen Linienregiments mit gefälltem Bajonnet in die kleine Stadt Scylla drangen und einen starken Insurgentenhaufen daraus vertrieben; das Fort aber hatte eine zahlreiche englische Garnison und war gut mit Geschütz versehen.

Die Franzosen mußten nun mit unsäglicher Mühe auf einem höher gelegenen Felsen eine Batterie errichten. Am 12. war sie zu Stande gebracht und Tags darauf begann man, nachdem die Engländer vergebens zur Uebergabe aufgefordert worden waren, Bresche zu schießen. Mehre Tage währte das Feuern fort; aber in der Nacht vom 16. zum 17. war eine Flotille kleiner Fahrzeuge von der Sicilianischen Küste abgesegelt und glücklich und unbemerkt bis an den Fuß des Felsens gelangt. Mit Anbruch des Tages bemerkten die Belagerer, daß ihr Feuer nicht mehr erwiedert ward und zu gleicher Zeit die Flotille ganz mit Rothröcken angefüllt sei; das schien ihnen unbegreiflich, da der hohe Felsen auf der Seeseite mauersteil abfiel und der einzige Zugang zum Fort auf der Landseite lag — wie in aller Welt waren die Engländer da hinabgekommen? Ohne Zaudern stürzen sich die Franzosen aufs Fort zu, erklettern die Werke und bemächtigen sich

des Ortes, ohne den mindesten Widerstand zu finden. Da erklärte sich das Räthsel: eine schmale, in den Felsen gehauene Treppe führte steil zum Meere hinab. Eben setzte sich auch die Flotille in Bewegung; zum Unglück war aber den Fliehenden der Wind nicht günstig und sie mußten zu den Rudern greifen. Die Franzosen eröffneten nun ein lebhaftes Feuer aus den Kanonen des Forts auf die Spitze der Flotille und zielten so gut, daß sie die zwei vordersten Boote in den Grund schossen; die übrigen fürchteten ein gleiches Schicksal, und so mußten sie sich denn wohl oder übel den Siegern ergeben. Außer den Gefangenen und den Booten erbeuteten die Franzosen noch neunzehn Kanonen, zwei Mörser, zwei Haubitzen, eine Caronade und einen großen Vorrath an Munition und Proviant.

Die Einnahme von Scylla machte dem Feldzuge ein Ende und setzte Joachim Napoleon in den vollständigen Besitz seines Reiches; Scylla war der letzte Punkt gewesen, auf dem König Ferdinand in Kalabrien noch gefußt hatte. Ich gestehe, daß ich nicht ohne Vergnügen hier, an der äußersten Spitze der italienischen Halbinsel, auf diesem klassischen Punkte des alten Griechenreiches, die Spuren französischer Kugeln betrachtete.

Die zum Füttern der Maulthiere bewilligte Frist war abgelaufen; wir hatten unserm Führer jenseits der Stadt auf der Straße Rendezvous gegeben und waren noch nicht lange dort angelangt, als wir ihn mit den Maulthieren angetrabt kommen sahen. Als ich mich in den Sattel schwang, bemerkte ich, daß Jemand die Hand an den

Satteltaschen gehabt hatte; im ersten Augenblicke dachte ich, meine doppelläufigen Pistolen wären gestohlen, aber ich fand sie richtig an ihrer Stelle. Der Führer entschuldigte sich mit der Neugierde seines Stalljungen; wahrscheinlich hatte er sich aber selbst überzeugen wollen, ob sie geladen wären, um irgend Jemand, den das besonders interessiren mochte, einen warnenden Wink zu geben. Wir waren übrigens zu gut auf den zweideutigen Ruf der Bevölkerung, in deren Mitte wir uns befanden, vorbereitet, um uns so leicht überrumpeln zu lassen; wir waren bis an die Zähne bewaffnet, legten unsere Waffen nie ab, und dies sowohl, als der furchtbare Anblick Mylords, sicherte uns hinlänglich vor jedem feindseligen Unternehmen. Da ich aber unserm Führer gleich beim ersten Anblick nicht getraut hatte, so benutzte ich denn die Gelegenheit, um ihm mit aller Ruhe zu versichern, daß, im Falle eines Angriffes, eine der sieben Kugeln, die wir in Bereitschaft hatten, für ihn bestimmt sei, welche Erklärung die beabsichtigte Wirkung nicht verfehlte.

Gegen drei Uhr Nachmittags erreichten wir Bagnaria. Der Führer schlug uns vor, hier einen Halt zu machen und zu essen. Der Vorschlag war zu vernünftig, um abgelehnt zu werden, wir traten daher in eine Art von Wirthshaus und bestellten so schnell wie möglich das Essen. Aber es verlief eine halbe Stunde, und noch zeigten sich nicht die mindesten Anstalten zum Decken; ich verfügte mich also in die Küche, um die Sache selbst zu betreiben, erfuhr aber zu meiner Verwunderung vom Wirth, daß er uns unfehlbar schon bedient haben würde, wenn er nicht

vom Führer vernommen, die Eccellenzas würden die Nacht in seinem Hotel zubringen, und so hätte das Diner ja keine große Eile. Da wir erst sieben Miglien zurückgelegt hatten, so fand ich den Scherz etwas übel angebracht und erklärte dem Herrn der Locanda daher kurzweg: wenn er uns nicht sofort zu essen schaffe, würden wir ohne Mahlzeit weiterreisen; was um so thunlicher sei, als wir zur Noth selbst mit einigen Lebensmitteln versehen wären; er möge also nur dem Führer notifiziren, sich und seine Maulthiere zur sofortigen Weiterreise bereit zu machen.

Der erste Theil des Befehls ward gewissenhaft vollzogen; in fünf Minuten darauf saßen wir bei Tisch. Nicht so war es aber mit dem zweiten, denn als wir nach eingenommener kümmerlicher Mahlzeit hinunterkamen, verkündete man uns, da unser Führer ausgegangen und zur Zeit noch nicht zurückgekehrt sei, habe man ihm unsern Befehl nicht mittheilen können, und demgemäß wären unsere Maulthiere auch noch nicht bereit. Unser Entschluß war rasch gefaßt; wir verlangten die Rechnung, bezahlten sie, gingen in den Stall, sattelten selbst unsere Maulthiere, stiegen auf und trugen dem Wirth auf, unserm Führer zu sagen, wenn er seine Beine etwas schnell in Bewegung setze, würde er uns wohl bald auf dem Wege nach Palma einholen; zu fehlen war nicht, da wir die breite Landstraße vor uns hatten.

Wir waren kaum aus der Stadt, als unser Kalabrese nachgekeucht kam und einen gewaltigen Spektakel anfing; ich glaube er wäre nicht bös gewesen, uns mit einem Haufen seiner uns umstehenden Landsleute in schlimme



Händel zu verwickeln. Zu seinem Aerger war aber das Recht zu augenscheinlich auf unserer Seite; wir hatten heute nur sieben Miglien zurückgelegt und das konnte doch nicht füglich für eine volle Etape gelten; wir hatten noch drei bis vier Stunden Tageslicht vor uns und nur sechs Miglien bis Palma, also galt keine Widerrede. Er versuchte es nun, uns Furcht einzujagen und versicherte, vor Einbruch der Nacht könnten wir Palma nicht erreichen, und gerade dort herum sei es höchst gefährlich, so spät noch auf der Landstraße zu sein. Zur Bestätigung seiner Behauptung machte er uns auf vier Gensd'armen aufmerksam, die weit vor uns herzogen und fünf oder sechs Gefangene eskortirten; diese Gefangenen aber waren, wie der Führer schwor, nichts mehr und nichts weniger als Banditen, die man Tags zuvor auf derselben Landstraße eingefangen hatte, auf die wir uns eben wagen wollten, und die nun ans Gericht nach Cosenza abgeliefert werden sollten. Ich machte ihm hierauf begreiflich, wenn die Banditen eingefangen wären, so könnten wir um so sicherer unseren Marsch fortsetzen, und für den Fall, daß Einige von jener Gesellschaft sich etwa noch dort herum auf freien Füßen herumtrieben, so wäre dies gerade ein Grund unsere Schritte zu beschleunigen, um den Herren Gens'darmen die Beihülfe unserer Waffen zur Vereitelung eines jeden Befreiungsversuches anzubieten, indem wir uns stark genug fühlten, allenfalls einem halben Dutzend Banditen allein die Spitze zu bieten. Auf diese Weise würden wir ein gut organisirtes Armeecorps bilden, die Gensd'armen die Infanterie, wir die Kavale-

rie, — worauf wir unsere Maulthiere in kurzen Trab setzten und der unglückliche Führer uns stöhnend folgte.

Ich habe diese Details in guter Absicht angeführt, zu Nutz und Frommen derjenigen Reisenden, die dieß glückselige Kalabrien besuchen wollen. Zweierlei ist unumgänglich nöthig zu beachten, erstens, vor allen Dingen ein ausführlicher, schriftlicher Contrakt, sei es mit dem Betturino, sei es mit dem Maulthiertreiber, und zweitens, festes Bestehen auf allen Bedingungen desselben, niemals sich einschüchtern zu lassen. Es kommt nur auf einen Kampf von einem oder zwei Tagen an, sieht dann der Betturino, daß er es mit Leuten zu thun hat, die Haare auf den Zähnen haben, so wird er geschmeidig wie ein Handschuh; wo nicht, so ist man verloren, jede Stunde bringt neue Schwierigkeiten, jeder Schritt neue Widersetzlichkeiten hervor und der Reisende kann noch von Glück sagen, wenn er eine Tour, zu der drei Tage genügt hätten, in acht Tagen zurücklegt, und tausend Franken ausgiebt, wo dreihundert hinreichend waren.

Nach zehn Minuten hatten wir unsere Gensd'armen eingeholt; der Brigadier erkannte uns sogleich wieder und begrüßte uns sehr artig, er hatte uns schon in San Giovanni mehrmals gesehen, wenn er Sicherheitspatrouillen an der Küste machte und war von uns traktirt worden. Es hätte nur eines Wortes von mir bedruft, um unsern Maulthiertreiber mit einem der Spitzbuben, der einzeln ging, zusammenkoppeln zu lassen; ich that es natürlich nicht, gab aber doch dem Burschen einen Wink, damit er wisse, woran er sich in Zukunft zu halten habe.

Nachdem ich mich eine Weile freundschaftlich mit dem Brigadier unterhalten, einem alten Soldaten, der noch unter Mürat gedient und ein großer Verehrer des piccolo caporale war, versuchte ich es, einige der Gefangenen zum Schwatzen zu bringen. Aber das waren lauter grundehrliche Leute, die durchaus nicht wußten, was die Gerichte nur von ihnen wollten; es wäre pure Ungerechtigkeit, daß man sie in ihrem harmlosen Gewerbe störte und um Nichts und wieder Nichts nach Cosenza schleppe, wo die Behörden, wie sie fest überzeugt waren, sie noch würden um Entschludigung bitten und mit einem exemplarischen Sittenzeugniß heimschicken müsse. Kurz, es waren liebe Leute, denen ein Blinder die Ehrlichkeit an der Stirn ansehen konnte.

Ich ritt wieder vor zum Brigadier und wollte mir von dem Auskunft holen, aber er wußte weiter nichts Spezielles, als daß sie alle fünf wegen Raub mit bewaffneter Hand, und zwei von ihnen sogar wegen Mord verhaftet worden waren. Mir genügte das vollkommen.

Aber auf die Länge ward mir der Marsch denn doch zu langsam und langweilig; ich gab Jadin einen Wink, Jadin erwiederte ihn bejahend, und wir setzten unsere Maulthiere in Trab. Der Führer wollte es da wieder anfangen, wo er es am Thore von Bagnaria gelassen; ich bat aber meinen braven Brigadier, dem Burschen einige Wörtchen Moral ins Ohr zu flüstern, was denn augenblicklich den gewünschten Erfolg hatte.

So kamen wir gegen sieben Uhr Abends ohne Ban-

ditenabenteuer, noch neue Schwierigkeiten von Seiten des Führers in Palma an.

Die Merkwürdigkeiten einer Kalabresischen Stadt sind sehr bald besehen. Außer den unvergänglichen Tempeln von Pästum, hat kein architektonisches Moument, von Cap Palinuro bis zum Cap Spartimento, in Kalabrien ordentlich Wurzel schlagen können. Die Menschenkinder haben es zwar zu verschiedenen Epochen damit versucht, aber es scheint, der liebe Gott will es nun einmal nicht; von Zeit zu Zeit erfaßt er Kalabrien mit beiden Händen und schüttelt es tüchtig durcheinander, und manchmal haben nur wenige Minuten genügt, um die ganze Landzunge, will sagen einen Strich von siebenzig Stunden Länge und dreißig bis vierzig Stunden Breite, eine veränderte Physiognomie zu geben. Wo gestern ein Berg war, oder ein See, da ist heute ein Abgrund, und wo gestern ein Abgrund war, ist heute ein Berg; und wo Städte und Dörfer standen, da steht sehr oft gar Nichts. Was dann noch von Einwohnern übrig bleibt, das haspelt sich auf, und regt und rührt sich, wie ein Ameisenhaufen, den eines Wanderers Fußtritt zerstört hat; der schleppt einen Balken, der räumt Trümmer weg, jener ebnet ein neues Stück Erdreich, und so wachsen Städte und Dörfer wieder empor, nicht besser und nicht schlechter wie die früheren waren, um stehen zu bleiben, bis ein neuer Fieberschauer sie wieder übereinander schüttelt. Daß man sich, bei solchen Aspekten, nicht eben sehr um die Regeln der Architektur kümmert, ist begreiflich, und so kann man denn jede Kalabresische Stadt, in der man

Abends ankommt, schon am anderen Morgen wieder verlassen und darf nicht befürchten Etwas hinter sich zu lassen, was der Mühe des Besehens werth wäre. Anders ist es freilich mit dem Anblick der wildromantischen, höchst pittoresken Landschaft, des malerischen Costüms der Bewohner, der kräftigen Waldungen, der oft wunderbar gestalteten Felsen, und ein Reisender, der mit Maulthieren und einem Zelte versehen das Land von Pästum bis Reggio in drei Tagen durchzieht, ohne eine Stadt zu betreten, wird am Ende mehr davon gesehen haben, als der in Tagereisen von vier oder fünf Stunden nur die große Landstraße verfolgt und in jeder Stadt, jedem Dorfe anhält, um daselbst Nachtquartier zu machen.

Wir ließen es daher unsere erste Sorge sein, uns des besten Zimmers und der reinlichsten Betten im Gasthof zum goldnen Adler zu versichern, in den unser Führer uns wahrscheinlich nur gebracht hatte, um sich an uns zu rächen; dann brachten wir unsere Toilette ein wenig in Ordnung, um einen Brief unseres wackeren Kapitains Arena an einen reichen Kaufmann, Namens Piglia, in Person abzugeben, wie uns Arena auf die Seele gebunden hatte.

Herr Piglia empfing uns auf ächt patriachalische Weise, das heißt, er bot uns sein Haus, seinen Tisch, seine Person und Alles was zu seiner Verfügung stand, offen und freimüthig an. Eine falsche Scham hielt uns ab, von seiner Gastfreundlichkeit Gebrauch zu machen, was uns unser Wirth zum goldnen Adler bitter bereuen ließ; zum Glück gelang es uns nicht, ein Frühstück für den andern

Morgen abzulehnen; ich bemerkte zwar, daß wir Monte-Leone nicht am selben Abend erreichen würden, wenn wir uns zu lange in Palma aufhielten. Herr Piglia entkräftete aber jeden Einwurf durch den Vorschlag, unsern Führer sammt den Maulthieren in aller Frühe bis Gioja vorauszuschicken, bis in welche Stadt uns sein eigener Wagen nachbringen sollte, wo wir Mann wie Thiere wohl ausgeruht antreffen würden, so daß wir gleich weiterreisen könnten. Wir konnten es, ohne geradezu unartig zu sein, nicht ablehnen, und so ward denn das Frühstück auf neun, die Abfahrt auf zehn Uhr festgesetzt.

Eine neue Ueberraschung erwartete uns bei der Heimkehr in den Gasthof; außer den schlechten Aussichten, die uns schon der Zustand unseres Zimmers und unserer Betten für die Nacht verhießen, gab es auch noch einen Hochzeitsball im Hause; ein wahrer Höllenlärm summte uns beim Eintreten entgegen. Mir fiel unser heiteres Abschiedsfest am Bord des Speronaro ein, Agnolos Betttanz mit Pietro, die Geschichte vom Schneider und dem Teufel, und da vor der Hand noch keine Aussicht auf ruhigen Schlaf war, so beschloß ich, diese Zeit wenigstens zur Bereicherung meines Reisealbums zu benutzen und ließ mir den Wirth heraufrufen. Ich frug ihn, ob er vielleicht die Geschichte von Meister Terenz und dem Teufel kenne und mir erzählen wolle. Er versicherte, sie ganz genau zu kennen, doch könne er mir Besseres bieten, als eine mündliche Erzählung, nämlich ein gedrucktes Exemplar derselben, in rührende Reime gebracht und mit einem stupenden Titelkupfer verziert. Damit war uns beiden

gedient, zumal dem Wirthe, der sich nun ungestörter mit seiner Hochzeitsgesellschaft beschäftigen konnte. Ich versprach ihm die exorbitante Summe von einem Carlin, wenn er mir das Opus gleich verschaffen könne, und zwei Minuten darauf war ich in dessen Besitz; auf dem Titel sah man den Teufel, auf der Geige spielend, und Meister Terenz auf seinem Schneidertische tanzend.

Es würde vergebene Mühe sein, das Kalabresische Kauderwälsch in Versen wiedergeben zu wollen; ich müßte befürchten dem Meisterwerke den eigentlichen poetischen Duft zu benehmen und bitte daher den Leser, sich mit einer Uebersetzung in ordinairer schlechter Prosa zu begnügen:

Es war an einem schönen Herbstabende; Meister Terenz, der berühmteste Schneider in Catanzaro, hatte eben einen fürchterlichen Zank mit Signora Judith, seiner zarten Ehehälfte, und zwar wegen einer Schüssel Maccaroni, die sie sich caprizirte auf eine gewisse Weise zu bereiten, während Meister Terenz sie auf eine andere Art bereitet haben wollte. Fünfzehn Jahre war das zärtliche Paar schon verheirathet, und so viel es Tage im Jahre gab, so oft wiederholte sich derselbe Zank, zur nämlichen Abendstunde, über denselben Gegenstand.

Diesmal aber war der Zank besonders heftig gewesen, so daß Signora Judith, im Augenblick, wo sie müde vom Keifen zur Thüre hinaus ging, um ihre Galle durch ein Schlückchen zu beruhigen, und Meister Terenz mit gekreuzten Beinen auf seine Werkstatt niederhockte, um noch ein Stündchen zu arbeiten, daß Signora Judith also von

der Thüre aus einen gewaltigen Zwirnknaul, worin eine Nähnadel stak, nach ihres Gatten Kopf warf, und so gut zielte, und so richtig traf, daß die Nähnadel ihm gerade zwischen den Augenbrauen in die Stirn fuhr und sammt dem Knaul da sitzen blieb. Kein Wunder also, wenn der gute Mann im Uebermaaß des Schmerzes und Zornes seiner geliebten Ehehälfte die Worte nachrief: „Ich wollte dem Teufel wer weiß was geben, wenn er Dich je eher, je lieber holte!“

„Und was würdest Du denn geben, Du Saufaus?“ schrie Signora Judith, die Thüre noch einmal aufreißend.

„Ich würde ihm,“ rief der unglückliche Schneider in höchster Desperation, „ich würde ihm dieses Paar Hosen geben, die ich für Don Girolamo, den hochwürdigen Pfarrer von Simmari verfertige!“

„Unglücklicher!“ schrie Signora Judith und hob das Schlüsselbund mit so drohender Geberde, daß der arme Mann schnell das Gesicht mit beiden Händen bedeckte, „Unglücklicher! statt solche gottlose Reden zu führen, thätest Du besser unserm Herrgott zu danken, daß er Dich mit einer Frau gesegnet hat, die die Geduld und Sanftmuth selbst ist!“

Und zur Bestätigung dieser Rede warf sie die Thür mit einer Gewalt hinter sich zu, die Meister Terenz wenigstens die tröstliche Sicherheit gewährte, durch ein zollstarkes Bret vor dem Wurfgeschoß seiner Gattin geschützt zu sein.

Trotz dem blieb der heldenkühne Schneider noch unverrückt in derselben Positur, die Hände vor dem Gesicht.

Dann, als er nach einigen Minuten nichts mehr hörte, keinen Puff oder Knuff fühlte, wagte er es erst, ein wenig durch die Finger nach der Thür zu schielen, dann eine Hand, und endlich die andere vom Gesicht zu nehmen; sie war wirklich fort, die Thüre zu. Meister Terenz athmete tief auf, denn aus vieljähriger Erfahrung wußte er, daß er nun doch bis zum nächsten Morgen Ruhe hatte, und wendete sich wieder zu seiner Arbeit, die ziemlich vollendet war. Aber wie groß war sein Erstaunen, als er den Kopf umdreht und dicht vor sich einen kleinen alten schwarzgekleideten Mann erblickt, der vor der Werkstatt sitzt, die beiden Ellenbogen auf die Werkstatt und das Kinn in beide Hände gestützt hat, und ihn mit dem freundlichsten Gesicht von der Welt anlacht.

Eine Weile glotzen sich der kleine alte Mann und der Schneider unverwandt an, bis Letzterer endlich das Schweigen unterbricht.

„Perdono, Signor," beginnt Terenz, höflich die Mütze ziehend, „darf ich so frei sein zu fragen, was Sie von mir wünschen?"

„Was ich wünsche?" antwortet der Alte; „das mußt Du ja wissen."

„Ich?"

„Ja, Du."

„Mich soll der Teufel holen, wenn ich das weiß!" erwiedert Terenz.

Und kaum hat er diese Worte gesprochen, da hätte man den alten Herrn sehen sollen; seine Augen blitzten wie Karfunkel, sein Maul spaltete sich feixend bis an die

Ohren, und zugleich hörte man unter der Werkstatt ein Geräusch, als ob Jemand mit einem Besen über den Fußboden wegfegte.

„Nun, hast Du dich besonnen, was ich will?" sprach endlich der Alte.

„Und wenn ich sterben sollte, ich weiß es nicht."

„Nun denn, meine Hosen will ich haben."

„Wie so, Ihre Hosen?"

„Versteht sich."

„Aber Sie haben ja gar keine bei mir bestellt!"

„Thut nichts; Du hast sie mir angeboten und ich acceptire sie.

„Ich!" rief Terenz, ganz starr vor Staunen; „ich hätte Ihnen Hosen angeboten? Welche denn?"

„Die Du da vor Dir hast."

„Diese hier?"

„Ja wohl."

„Nicht möglich; diese gehören ja dem hochwürdigen Don Girolamo, dem Herrn Pfarrer von Simmari!"

„Ja, heißt das, vor einer Viertelstunde gehörten sie Don Girolamo, den ich sehr gut kenne; jetzt aber gehören sie mir."

„Ihnen?" rief Terenz, immer erstaunter.

„Ganz natürlich. Hast Du nicht vor kaum zehn Minuten gesagt, Du würdest diese Hosen darum geben, wenn Du Deine Frau los würdest?"

Trotz des Kalabresischen Klimas überlief Meister Terenz eine Gänsehaut.

„Na, hast Du das gesagt oder nicht?"

Jetzt fing es an in Meister Terenz Gehirn ein wenig zu dämmern. Meister Terenz war sonst in ganz couragöser Bursche, nur seiner Frau gegenüber kroch er zu Kreuze; natürlich, welcher Held vermögte einem ergrimmten Weibe die Spitze zu bieten! Meister Terenz schüttelt sich also, vermuthlich um den letzten Rest von Furcht abzuschütteln, guckt noch einmal schüchtern nach der Thür und spricht — aber nur halblaut:

„Freilich habe ich es gesagt und — meiner Treu! sage es noch einmal.“

„Wohlan denn, ich gehe den Handel ein: für diese Hosen schaffe ich Dir deine Frau vom Halse.“

„Wahrhaftig?“

„Parole d'honneur!“

„Und wenn?“

„Sobald ich diese Hosen an den Beinen habe.“

„Ach Eccellenza!“ rief Meister Terenz gerührt, den kleinen Alten in seine Arme schließend, „erlauben Sie, daß ich Sie umarme!“

„Mit Vergnügen,“ sprach der Alte, und preßte Meister Terenz so kräftig an seine Brust, daß diesem der Athem verging und das Wasser in die Augen trat.

„Nun, was hast Du denn?“ frug der Alte kichernd.

„Ach, Eccellenza entschuldigen,“ keuchte Meister Terenz, „es wurde mir auf einmal so übel, so — so schwarz vor den Augen — ich glaube, es war die Freude über das unverhoffte Glück — ich kann noch gar nicht wieder zu mir kommen.“

„Thut nichts; nur ein Gläschen von diesem Likör, das

wird Dich schon wieder auf die Beine bringen," sprach der Alte, eine Flasche und zwei Gläser aus der Fracktasche ziehend.

„Was ist denn das?" frug Meister Terenz mit offenem Munde und glänzenden Blicken.

„Koste nur," sprach der Alte; „es wird Dir trefflich bekommen."

„Na, meinetwegen, auf Ihr Wort," erwiderte Meister Terenz, ergriff das Glas, setzte es an die Lippe, goß es auf einen Zug hinter und schnalzte mit befriedigter Kennermiene mit der Zunge:

„Brrrr! Delikat — bei allen Teufeln! — „Perdono, Eccellenza!" setzte er schnell begütigend hinzu.

Und wiederum erglühten des Alten Augen wie Karfunkel, wieder statteten seine Mundwinkel den Ohrläppchen Visite ab, wiederum das kuriose Geräusch des Stubenfegens, augenscheinlich drei Zeichen äußerster Befriedigung bei dem kleinen kuriosen Herrn.

Meister Terenz fühlte sich plötzlich, als ob er ein Glas Lebenselixir geleert hätte, so leicht, so munter, so alert.

„Also deßhalb beehren Sie mich mit Ihrem Besuche?" fing er nach einer kleinen Pause wieder an. „O Sie großmüthigste Eccellenza! Und wollen sich mit diesem Paar Hosen begnügen? — Spottbillig, auf Schneiderehre! Und wenn ich Sie recht verstanden habe, wollen Sie meine Frau mit sich nehmen, sobald sie fertig sind?"

„Freilich, darum trödle nicht so lange; frisch an die Arbeit!"

„Erlauben Eccellenza nur, daß ich einfädle — das Einfädeln ist eine ganz verwünschte Sache — ein ehrlicher Schneider verliert damit wenigstens zwei Stunden des Tags — so — nun kann's losgehen!"

Und nun fing Meister Terenz mit solchem Eifer zu nähen an, daß man das Hinundherfliegen der Hand kaum mit den Augen verfolgen konnte. Das Werk nahte mit Riesenschritten seiner Vollendung. Was aber Meister Terenz selbst mehrmals Ausrufungen des Staunens entlockte, war, daß der Faden, trotz der unzähligen Stiche, die mit wirklich zauberhafter Schnelligkeit aufeinander folgten, dennoch immer von gleicher Länge blieb, so daß er, ohne frisch einzufädeln, nicht nur zu den Hosen für den alten Herrn ausreichte, sondern zu Hosen für sämmtliche männliche Einwohner der beiden Sicilien ausgereicht hätte. Meister Terenz dachte sich allerhand dabei und unter anderen auch, daß der kleine alte Herr doch wohl am Ende nicht das sei, was er zu sein scheine, denn plötzlich hielt er mit Nähen inne, als fiele ihm etwas ganz Absonderliches ein, guckte den kleinen alten Herrn erschrocken an und rief: „Alle Wetter noch einmal!"

Dieser merkte wohl, was den Schneider zuckte, denn er schenkte rasch ein zweites Glas voll und rief:

„Wie wäre es mit noch einem Gläschen, lieber Meister? So etwas Gutes kommt Euch so bald nicht wieder vor den Schnabel."

„Meiner Treu, ich glaube es selbst!" rief der couragöse Schneider, ergriff das Glas und trank es, wie das erste, auf einen Schluck aus.

„Ein kapitaler Rosolio!" schnalzte er, sich die Lippen abwischend. „Wo Teufel wird denn das Zeug fabrizirt?"

Und abermals dasselbe Karfunkelglühen und Maulaufreißen des kleinen Alten, mit Accompagnement des Geräusches auf dem Fußboden.

Aber Meister Terenz schien das gar nicht mehr zu geniren, so wunderbar hatte der Likör auf ihn gewirkt; er fuchtelte und stichelte drauf los, daß ihm vor lauter Amtseifer die rothe Kalabresermütze auf dem Kopfe wackelte.

„Du fragst, wo dieser Rosolio fabrizirt wird?" sprach der alte Herr.

„Ja wohl," antwortete Terenz, immer fort nähend.

„Nun denn, er wird an demselben Orte fabrizirt, wohin ich Deine Frau führen will."

Meister Terenz guckte den alten Herrn an und blinzelte mit den Augen, als wollte er sagen: „Aha! verstehe alle Worte!"

Er nähte wieder einige Minuten emsig fort.

„Halt, halt!" rief plötzlich der kleine alte Herr und streckte die Hand nach Terenz' Nähnadel aus. „Was machst Du denn da?"

„Was ich mache?"

„Nun ja, Du nähst ja den Hosenboden zu."

„Natürlich, nähe ich ihn zu."

„Ei bewahre, Du mußt einen Schlitz offen lassen."

„Einen Schlitz? Am Hintertheil?" frug Terenz erstaunt.

„Natürlich; sonst kann ich die Hose gar nicht brauchen."

„Aber, Du meine Güte, das ist ja gar nicht Mode.“

„Mir gleichviel; ist meine eigene Mode.“

„So möcht' ich nur in aller Welt wissen, wozu?“

„Dummkopf! merkst Du denn gar nichts? Wo soll ich denn meinen Schwanz hinthun?“

„Ihren —!“

Terenz riß jetzt das Maul so weit auf, wie früher der Alte, und rutschte vor Staunen eine ganze Elle auf der Werkstatt zurück.

„Ja doch, meinen Schwanz; der muß ja hinten heraushängen; in den Hosen kann ich ihn doch nicht beherbergen.“

„Jetzt geht mir ein Licht auf!“ rief Terenz, der nach und nach wieder zu sich kam; „also Ihr verehrter Herr Schweif war es, der das sonderbare Geräusch auf dem Fußboden verursachte?“

„Freilich; es ist eine üble Gewohnheit von ihm, auf dem Boden hin und herzuwedeln, wenn ich bei guter Laune bin.“

„Aber wenn Sie einen wirklichen Schweif haben, dann sind Sie ja auch der leibhafte —“

„In eigner Person, Tölpel!“ unterbrach ihn der kleine alte Herr barsch. „Brauchst Dich aber nicht vor mir zu fürchten, Dir thue ich nichts. Du bist ein braver Kerl, und zudem, wer hienieden schon so ein fünfzehnjähriges Fegefeuer durchgemacht hat, wie Du, der hat in alle Ewigkeit Ruhe vor mir.“

„Und Eccellenza wollten sich wirklich mit meiner Judith belasten? Dann sehen Sie sich ja vor, daß nicht so-

gar Sie unter den Pantoffel kommen. Sie haben keinen Begriff, was das für ein Weib ist!"

„Unbesorgt; habe selbst ein niedliches Pantoffelchen, das ihr schon Respect einflößen wird."

Und zugleich hob der kleine alte Herr ein Bein, und streckte einen Huf auf die Werkstatt, auf den das größte Maulthier hätte stolz sein können.

„Alle Hagel!" rief Meister Terenz lachend; „da mag Signora Judith ihre Hühneraugen wahren!"

Und hierauf fing er wieder an so eifrig zu nähen, daß die Hosen nach wenigen Minuten fix und fertig waren.

„Wo willst Du denn hin?" frug der kleine alte Herr, als Meister Terenz Anstalt zum Aufstehen machte.

„Ich will nur Feuer im Kamin anmachen; muß doch das Bügeleisen warm machen."

„Wenn es weiter nichts ist, so brauchst Du Dich nicht zu bemühen."

Und der kleine alte Herr zog aus derselben Tasche, aus der er schon die Flasche und die Gläser geholt, einen Blitzstrahl hervor, den er auf ein Reisigbündel warf, das schon im Kamin lag. Im Augenblick prasselte ein lustiges Feuerchen und schon nach einer Minute war das Bügeleisen rothglühend.

„He, he! das ist zuviel des Guten, ich versenge Ihnen ja die Hosen!"

„Ohne Sorge; ich wußte schon vorher, daß sie für mich werden würden, und habe das Zeug darnach machen lassen; was Du für Serge de Berry hieltest, ist weiter nichts wie Asbest."

„Ach ja so! ich vergaß, daß Eccellenza ein Paar feuerfeste Hosen haben müssen," sprach der Schneider und streckte die Beine aus.

„Wo willst Du denn schon wieder hin?" frug der kleine alte Herr.

„Ich muß doch das Bügeleisen holen."

„Nicht nöthig."

„Nicht nöthig? zu mir wird es nicht kommen."

„Warum nicht? Ein Künstler, wie Du, zumal wenn er für solche Kundschaft arbeitet, braucht sich nicht wegen eines lumpigen Bügeleisens zu incommodiren. Warte!"

Der kleine alte Herr zog eine kleine Geige und einen kleinen Fiedelbogen aus der unerschöpflichen Fracktasche, setzte sich in Positur und fing an zu geigen.

Schon beim ersten Strich setzte sich das Bügeleisen in Bewegung, tanzte im Takte bis zur Werkstatt, hopp, hopp, hopp — noch ein kräftiger Accord und — hopp! stand es oben, auf einem mächtigen Hufeisen.

„Alle Tausend!" rief Meister Terenz, „das ist ein Instrumentchen, nach dem es sich prächtig tanzen lassen müßte!"

„Mache nur vor allen Dingen die Hosen fertig, und dann will ich Dir ein Stückchen aufspielen."

Meister Terenz nahm die Hosen zur Hand, wendete sie um, stülpte sie über ein abgerundetes Holz, und fummelte darauf los. Wo nur das Bügeleisen die Nath berührte, war sie verschwunden, als ob die Hose aus dem Ganzen gewebt wäre.

„Na, Eccellenza können sich rühmen," sprach Meister

Terenz, sein Werk hinten und vorn betrachtend, „da ein Paar Hosen zu haben, wie kein Schneider in ganz Kalabrien sie besser machen kann. Allerdings," fuhr er halblaut fort, „allerdings hoffe ich, wenn Eccellenza ein Mann von Wort sind, daß Sie mir dafür einen Dienst leisten werden, der ebenfalls seines Gleichen sucht."

„Sei ohne Sorge," sprach der kleine alte Herr, nahm die Hosen und musterte sie mit einem Wohlgefallen, das Meister Terenzens Eitelkeit nicht wenig kitzelte. Dann stand er auf, steckte seinen Schweif erst vorsichtig durch den Schlitz, und fuhr in die Hosen, was um so leichter von statten ging, als er außer dem Frack und der Weste keine anderen Kleider anhatte. Dann zog er die Gürtelschnalle fest und betrachtete sich selbstgefällig in einem zerbrochenen Spiegel. Die Hosen saßen, als ob Meister Terenz, statt dem würdigen Herrn Pfarrer, dem Teufel selbst Maaß genommen hätte, oder, in der Kunstsprache zu reden, wie angegossen.

„Und nun," sprach der Höllenfürst, nachdem er drei oder vier Plièes nach Art der Tanzmeister versucht hatte, um das neue Kleidungsstück etwas geschmeidig zu machen, „und nun, da Du Dein Wort gelöst hast, ist an mir die Reihe, das meinige zu lösen."

Er nahm nun Geige und Bogen zur Hand und fing einen so flotten und hebenden Cotillon an, daß Meister Terenz gleich beim ersten Takte in die Höhe schnellte, als ob der Engel, der weiland den Propheten Habakuk durch die Lüfte getragen, ihn beim Schopf gefaßt hätte, und fing an mit einer Wuth und einer Kunstfertigkeit auf der

Werkstatt herumzutanzen und zu springen, die er in seinen jungen Jahren nicht besessen hatte — und Meister Terenz war doch seiner Zeit ein famoser Tänzer gewesen. Aber das war noch nicht Alles; das choregraphische Delirium ergriff auch alle anderen Gegenstände, die in der Stube waren: Die Ofenschaufel reichte der Feuerzange die Hand, der Schemel einem Stuhle, die Scherre spreizte die Beine auseinander, das Bügeleisen hoppste eine Ronde um den würdigen Meister, die Nähnadeln und Stecknadeln reckten sich auf die äußersten Spitzen, selbst die Werkstatt fing an ein Solo zu wackeln, und es entstand ein Ballet, wie es die Welt noch nie gesehen. Während dem stand der kleine alte Herr mitten in der Stube, stampfte den Takt mit seinem Klumpfuße, daß die Wände zitterten und die Fensterscheiben klirrten, und kommandirte mit schriller Stimme die allerphantastischsten Touren, die augenblicklich von Meister Terenz und seinem Figurantenpersonal auf das Kunstvollste ausgeführt wurden.

Und immer rascher ward die Melodie, immer toller wirbelte der Tanz; die Feuerzange und Ofenschaufel waren rothglühend, als ob sie aus dem Feuer kämen, um den Schemel und Stuhl flogen die Kälberhaare herum, der Scheere lief das Wasser an den Beinen herab, die Werkstatt keuchte und knackte, die Näh- und Stecknadeln waren in Schweiß gebadet; nur Meister Terenz schien unverwüstlich zu sein. Noch ein letzter Kraftstrich auf der Geige, noch ein letzter Kraftsprung des Schneidermeisters, bei dem er mit dem Kopf an die Decke stieß, daß das ganze Haus dröhnte und — da öffnete sich plötzlich die

Thüre der Schlafstube und Signora Judith stand auf der Schwelle.

Sei es, daß ihr Erscheinen dem gesammten Balletpersonale wie dem Generalmusikdirektor einen panischen Schrecken einjagte, oder daß die allseitigen Kräfte erschöpft waren, genug, die Musik hatte ein Ende, Meister Lorenz knickte auf die Werkstatt zusammen, die Schaufel und die Zange lehnten athemlos an der Kaminecke, die Scheere zog die Beine zusammen, Schemel, Stuhl und Werkstatt stellten sich auf ihren Füßen fest, die Stecknadeln fuhren ins Nadelkissen, und die Nähnadeln in die Nadelbüchse.

Auf den Mordspektakel, der seit einer halben Stunde das Haus erschüttert hatte, folgte eine Todtenstille.

Judith, das arme Weib, ward natürlich starr und bleich vor Zorn und Wuth, als sie sah, wie ihr geliebter Gatte ihren Schlaf sich zu Nutze machte, um einen Ball zu geben. Aber sie war nicht die Frau darnach, einen solchen Eingriff in ihr Hausregiment ruhig zu ertragen; sie ergriff die Feuerzange und schwang sie hoch in der Luft, zum Angriff auf den rebellischen Gatten; er wußte aus langjähriger Erfahrung, was eine solche Demonstration zu bedeuten hatte, und bevor noch der gewichtige Streich gefallen, war er mit einem Satze von der Werkstatt herab, hatte den Teufel beim Schwanz erfaßt und diesen als Barrikade vor sich gezerrt. Signora Judith war tapfer wie weiland Leonidas, sie zählte nicht das Heer ihrer Gegner, sondern stürmte muthig gegen den Feind an und traf mit furchtbarem Schlag das Haupt

des kleinen alten Herrn; kaum aber hatte die Feuerzange dessen Stirn berührt, als ein großes, schwarzes Horn daraus hervorsprang; blind vor Kampfeswuth hatte sie, noch bevor sie diesen Erfolg des Streiches inne ward, schon einen zweiten nach der anderen Seite des Kopfes geführt, der dasselbe zauberhafte Resultat zur Folge hatte. Jetzt erst fängt Signora Judith an zu begreifen, wen sie vor sich hatte, und will in ihre Kammer flüchten; aber ehe sie noch die Schwelle erreicht, setzte der kleine alte Herr die Geige ans Kinn und fing einen so lustigen, hinreißenden, zauberischen Walzer an, daß die arme Judith, so wenig sie auch zum Tanzen aufgelegt war, mit einem Sprunge wieder mitten in der Stube war und wie wahnsinnig zu walzen begann, dabei aber schrie, schimpfte, heulte, sich die Haare ausraufte, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen, während Meister Terenz, wie von der Tarantel gestochen, sich wirbelnd um sich selbst drehte, und Feuerzange, Schaufel, Schere, Bügeleisen, Schemel, Stuhl, Näh- und Stecknadeln das diabolische Ballet wieder von vorn anfingen.

Den kleinen alten Herrn schienen Judiths Sprünge, Drehungen und Zuckungen königlich zu belustigen, denn er lachte, daß ihm der Bauch wackelte; endlich nach etwa zwanzig Minuten schloß er den Walzer mit einem kräftigen Bogenhieb über alle vier Saiten; Judith sank erschöpft zu Boden und Meister Terenz sammt den übrigen Ballgenossen torkelten schwindlich in die Ecken der Stube.

„Herrlich!“ rief der kleine Generalmusikdirektor; „das war aber nur ein kleines Pröbchen. Vor allen Dingen,

lieber Meister, nimm noch einen Schluck auf die Lippe, um Dich vor der Tanzwuth zu schützen, und dann mache mir die Hausthüre weit auf. Ich werde ein Stückchen für Deine Hausehre allein aufspielen und mit ihr den Ball im Freien fortsetzen. Vorwärts also!"

Als Judith diese Worte vernahm, stieß sie einen fürchterlichen Angstschrei aus, raffte sich gewaltsam auf und versuchte abermals zu entfliehen; aber schon wieder kratzte die infernalische Geige, und wieder fing Judith an, wie von einer übernatürlichen Macht getrieben, zu tanzen und zu springen, dabei aber nicht mehr schimpfend und keifend, sondern ihren Mann anflehend, nicht zu dulden, daß Leib und Seele seines Weibes so sündhaft zu Grunde gehe. Aber Meister Terenz war taub gegen Judiths Flehen, wie sie es so oft gegen ihn gewesen war; er machte die Hausthüre weit auf, wie der kleine gehörnte Alte es ihm geheißen hatte. Dieser fing nun selbst an zu tänzeln, so zierlich und gut es ihm seine Hufe erlaubten, Frau Judith hinter ihm drein, zum Hause hinaus. Der Schneider ging ihnen vor die Thüre nach, um zu sehen, wo die Reise hinginge; erst tanzte das Paar durch den Garten, dann links ab in ein kleines Gäßchen, das zum Meere hinabführte und verschwand endlich in der Dunkelheit. Eine Weile hörte Terenz noch die schrillenden Töne der Geige, das verzweiflungsvolle Geschrei Judiths und das höllische Gelächter des Alten. Plötzlich hörte Musik, Lachen und Geschrei auf; ein seltsames Zischen ließ sich vernehmen, als ob man ein glühendes Eisen ins Wasser stecke, ein bläulicher Blitz zuckte durch die Luft und ein abscheulicher

Schwefelgestank verbreitete sich in der ganzen Gegend, bis endlich Alles wieder still und dunkel ward wie zuvor.

Meister Terenz kehrte in sein Häuschen zurück, verschloß die Thüre zweimal und schob auch noch den Riegel vor, brachte Schaufel, Zange, Scheere, Schemel, Stuhl und Nadeln wieder an ihren Ort, legte sich zu Bett und dankte dem lieben Gott und dem guten Teufel zugleich für das Glück, das ihm zu Theil geworden war.

Am andern Morgen, nachdem Meister Terenz so gut geschlafen hatte, wie seit vielen Jahren nicht, stand er auf und ging hinaus, um nachzusehen, welchen Weg seine Ehehälfte vom Alten geführt worden war. Es ward ihm nicht schwer der Spur zu folgen, die des ersteren Hufe erst im Garten, dann im Gäßchen, und endlich im Sande am Ufer des Meeres hinterlassen hatten. Hier aber hörte sie plötzlich auf.

Seitdem ist Meister Terenz der glücklichste und zufriedenste Mensch auf der Welt, arbeitet fleißig, kümmert sich um keinen Menschen, und schließt jeden Abend den kleinen alten Herrn, der ihm in seinem Elende so großmüthige Hülfe geleistet, in sein Gebet ein.

XI.

Kalabrien.

Palma. — Interessante Staffage. — Rosarno. — Monte-Leone. — Pizzo. — Mürats Gefängniß und Grab. — Cosenza. — Castiglione. — Terremoto. — Fabelhafte Erscheinungen. — Die Prozession. — Noth lehrt beten und beten hilft gegen Erdbeben.

Die unappetitliche Herberge und das schlechte Lager trieben uns am anderen Morgen schon frühzeitig auf die Straße; die gesammte Einwohnerschaft schien aber nicht sonderlich viel vom Frühaufstehen zu halten, denn die Straßen waren um sieben Uhr noch öde und leer. Vergebens sahen wir uns nach irgend einem architektonischen Monument um; zwei Kirchen, in die wir traten, waren kaum erst zwanzig Jahre alt und höchst mittelmäßig. Einige Entschädigung gewährte uns ein hochgelegener Punkt der Stadt, von dem aus wir das Meer und ein herrliches Panorama des äolischen Archipels vor uns hatten.

Punkt neun Uhr betraten wir das Haus des gastfreien Signor Piglia, dessen liebenswürdige Einladung wir nicht vergessen hatten. Im Augenblick, als wir uns zum Frühstück setzten, gab er Befehl seinen Wagen anzuspannen. Wir hatten geglaubt, Herr Piglia würde uns glattweg seinem Kutscher anvertrauen; dem war aber nicht so; er selbst wollte uns bis Gioja geleiten. Er gab vor, dort dringende Geschäfte zu haben und so sehr wir auch deprecirten, ließ er sich nicht davon abbringen.

Er hatte übrigens Recht, als er sagte, wir würden die verlorene Zeit wieder einbringen, denn wir legten die sieben oder acht Miglien von Palma nach Gioja in kaum zwei Stunden zurück. Wir fanden unseren Führer und die Maulthiere wohl ausgeruht, was auch nöthig war, denn wir hatten bis Monte-Leone noch eine starke Station vor uns. Wir nahmen daher Abschied von unserm freundlichen Begleiter, bestiegen unsere Maulthiere und trabten fürbaß.

Statt den Weg längs der Küste zu verfolgen, der uns wenig Abwechselung versprach, schlugen wir den, uns zwar als gefährlich geschilderten, aber ungleich interessanteren Weg durch das Gebirge ein. Wir hatten uns schon so vertraut mit allerhand angedrohten Gefahren gemacht, die niemals in Erfüllung gingen, daß wir jeder neuen spotteten. Uebrigens war die Landschaft auch wirklich prachtvoll; ihr Charakter großartiger Wildheit harmonirte trefflich mit den wenigen Figuren, die sie dann und wann belebten. Bald war es ein Arzt, der seine Krankenbesuche zu Pferd abmachte, die Flinte übergehangen, den

Cartouche umgeschnallt; bald ein einzelner Kalabresischer Hirt, malerisch in seinen zerlumpten Mantel drapirt, unbeweglich und hochragend auf einer Felskuppe, wie eine Bildsäule, der uns gleichgültig und ohne Neugierde zu seinen Füßen dahinziehen sah, kräftig wie Alles was frei ist, ruhig wie Alles was stark ist. Dann begegneten wir wieder einer ganzen Familie, aus drei Generationen bestehend, die zugleich auswanderten: die Mutter auf einem Esel sitzend, in einem Arm einen Säugling, im anderen eine alte Guitarre; der Mann, den Esel führend, auf dessen Croupe sich ein Greis stützte. Die jungen Leute marschirten vor ihnen her, einiges Ackergeräth auf den Schultern, und ein halbwüchsiger Bengel zerrte ein Schwein am Stricke, wahrscheinlich als ersten Proviant fürs neue Domicil bestimmt. Die Gesellschaft schien übrigens Eile zu haben. Etwa eine Stunde später begegneten wir einem Landmann, auf einem Maulthiere, der uns ansprach und uns frug, ob wir nicht zufällig einer Spitzbubenbande begegnet wären, die ihm seine troia*) gestohlen hätte. Nach der genauen Beschreibung konnten wir weder die Identität der Diebe noch des Schweines bezweifeln; unser Gewissen erlaubte uns nicht, ihm die verlangte Auskunft vorzuenthalten, worauf der Mann sein Maulthier mit einem kräftigen Stockhieb in Galopp setzte, um die diebischen Auswanderer einzuholen.

Kurz vor Rosarno erblickten wir eine der schönsten Landschaften im Poussin'schen Style, gerade vor uns eine

---

*) Mutterschwein.

auf üppigem Wiesengrunde weidende Heerde Stiere, weiter zurück ein mächtiger Kastanienwald, aus dessen Laubwipfeln ein spitzer Kirchthurm in die blaue Luft emporragte, und finstere, imposante Gebirgsmassen bildeten den Hintergrund. Jadin war so entzückt von dem Bilde, daß er auf einen Halt bestand, um sein Skizzenbuch damit zu bereichern. Einem Jeden, was ihm gebührt; ich hatte nichts dagegen und während Jadin seine Zeichnengeräthschaften auskramte, schlenderte ich mit der Doppelflinte seitab. Eine allerliebste Zeichnung und zwei fette Rebhühner für unser Abendessen waren der Ertrag dieser Ruhestunde.

Als wir Rosarno erreichten, stimmte unser Führer wieder sein altes Lied an und wollte hier übernachten; da aber seine Thiere in Gioja ausgeruht und sich unsern zweiten Halt zu Nutze gemacht hatten, um einen von dort mitgenommenen Sack Hafer zu verschmausen, so stellten wir uns taub und zogen weiter, Mileto zu. Hier aber erreichte sein Lamento den höchsten Gipfel, als er erfuhr, daß wir auch in Mileto nicht bleiben, sondern durchaus noch bis Monte-Leone wollten. Es war schon sechs Uhr vorbei, wir hatten noch zwei gute Wegstunden vor uns, die Sonne neigte sich dem Meere zu, — ausgeplündert und hinterdrein todtgeschlagen zu werden, war das Geringste, was uns bevorstand. Zu seinem größten Unglück gewahrte ich auch auf dem Markte von Mileto eine Art antikes Grabmal, auf dem der Tod der Penthesilea abgebildet war, und verlangte nun als Gegendienst für den vorigen Halt eine Skizze desselben von Jadin, was wie-

der eine halbe Stunde kostete. Der Mann war in Verzweiflung und hielt uns wahrscheinlich für wahnsinnig.

Es begann auch bereits zu dämmern, als wir Mileto kaum im Rücken hatten, und zur Rechtfertigung unseres Führers muß ich gestehen, daß mir selbst etwas sonderbar ums Herz ward, als kaum fünfhundert Schritte weiter der Weg sich plötzlich in eine wilde Felsschlucht hinab und durch einen finstern Kastanienwald zog. Ich warf Jadin einen Blick zu, er gleichzeitig mir, wir verstanden uns ohne Worte und hielten an. Fürs Erste überzeugten wir uns, daß unsere Zündhütchen in Ordnung waren, nahmen dann die Pistolen aus den Satteltaschen und steckten sie in unsere Gürtel, saßen ab, gaben beide Zügel dem Führer in die Hand, der vorweg gehen mußte, während wir zwischen den beiden Maulthieren, unsere Flintenläufe rechts und links über die Sättel gelegt, dicht hinter ihm drein schritten, so daß die Maulthiere gewissermaßen zwei lebendige Schanzen bildeten, im Fall irgend Jemand feindselige Absichten gegen uns gehabt hätte. Aber zur Ehre der guten Kalabresen sei es gesagt, daß uns nichts Leides widerfuhr; wir begegneten dann und wann einzelnen Hirten oder Bauern, die uns stets zuerst auf höchst friedfertige Weise mit ihrem ewigen buon viaggio begrüßten, was nichts desto weniger unserm Führer jedesmal einen kleinen Fieberschauer einjagte.

So erreichten wir Monte-Leone zu Fuß und bei stockfinstrer Nacht; diesmal aber zog der Führer, ohne uns erst zu fragen, seine Maulthiere unter den ersten Thorweg über dem ein Strohwisch baumelte. Da man nicht zehn

Schritte vor sich sehen konnte, blieb uns keine Wahl als ihm zu folgen.

Gott schütze meinen ärgsten Feind davor, in später Abendstunde in Monte-Leone anzukommen, und bei Meister Antonio Adamo übernachten zu müssen!

Hier hörten wir zuerst von dem Erdbeben sprechen, das drei Tage zuvor, wie der Leser sich erinnern wird, so plötzlich unsern Ball unterbrach. Es war ziemlich stark gewesen und einige alte Leute hatten den Anzeichen nach schon gefürchtet, wieder solches Unglück zu erleben wie im Jahre 1783, wo ganz Monte-Leone in wenig Minuten von Grund aus zerstört worden war.

Der nächste Tagesanbruch fand uns bereits auf unseren Maulthieren, die Straße nach Pizzo verfolgend. Als wir eine Berghöhe zu unserer Linken erreicht hatten, lag wiederum das schöne Meer vor uns, und zu unseren Füßen die historisch berühmt gewordene Stadt, das nächste Ziel unserer Wanderung.

Aber vergebens suchten unsere Blicke unsern kleinen Speronaro im Hafen, er war noch nicht da. Sein Außenbleiben ward uns freilich begreiflich, als wir nach dem Stromboli hinüber sahen, der sich etwa dreißig Seemeilen von uns mitten aus dem Meere erhob; sein Rauch verkündete uns, daß der verwünschte Nordwind immer noch anhielt.

Ein seltsamer Zufall fügte es, daß wir gerade am Todestage Mürats nach Pizzo kamen.

Es giebt gewisse, an und für sich höchst unbedeutende Städte und Orte, deren Namen irgend eine furchtbare

Katastrophe, ein trauriges Ereigniß plötzlich zu einem weltgeschichtlichen machen. So ist es mit Pizzo, das außer einem solchen Moment keine geschichtliche Vergangenheit hat und höchst wahrscheinlich auch keine dergleichen Zukunft haben wird; ein einziger Tag hat es für alle Zeiten berühmt und zu einer der homerischen Stationen der Napoleonischen Ilias gemacht

Jedermann weiß, daß Joachim Mürat, dieser moderne Achilles, nachdem auch er geglaubt hatte, dem Zorne der Götter trotzen zu können, nach Pizzo kam, um hier einen blutigen, ruhmlosen Tod zu finden, den er auf hundert Schlachtfeldern vergebens gesucht hatte. An solcher Stelle kann man sich nicht enthalten, einen raschen Ueberblick auf die mährchenhaften Schicksale eines Mannes zu werfen, dessen Name unter den vorzüglichsten Sternen der Kaiserepoche glänzt.

Mürat, in einer ärmlichen Dorfschenke geboren, erhält durch die Protektion einer adlichen Familie eine Freistelle an der Schule von Cahors, von wo er ins Seminar von Toulouse übergeht. Er soll Priester werden und schon ist er Unterdiacon, schon wird er Abbé Mürat genannt; wegen eines leichten Vergehens, um das er sich Abbitte zu leisten weigert, wird er fortgeschickt und kehrt wieder nach La Bastide unter das väterliche Dach heim, wo er auf kurze Zeit die Stelle eines ersten Dieners vertritt. Doch bald wird er dieser Existenz müde. Das zwölfte Jägerregiment marschirt durch seinen Ort, er läuft dem Obristen nach und läßt sich anwerben. Sechs Monat darauf ist er bereits Wachtmeister; wegen eines

Disciplinarvergehens wird er aber vom Regiment gejagt, wie er aus dem Seminar gejagt ward, und kehrt wieder zu seiner früheren Bestimmung zurück. Da wird die constitutionnelle Garde Ludwig XVI. dekretirt; Mürat entläuft in Begleitung eines Kameraden zum zweiten Male dem Vaterhause, kommt nach Paris und tritt in die Garde. Jener Kamerad nennt sich Bessière; er sollte dereinst Marschall, Herzog von Istrien werden und einen ruhmvollen Tod finden.

Von da an ist Mürats Stern im Steigen; anderthalb Jahr später ist er Lieutenant in einem Jägerregiment, und kaum ein Jahr darauf schon Obristlieutenant. Mürat ist jetzt ein fanatischer Revolutionair und schreibt dem Jakobinerklub, daß er seinen Namen Mürat in Marat ändern wolle; aber der 9. Thermidor macht einen Strich durch die Rechnung und dem Jakobinerwesen ein Ende; Mürat bleibt Mürat.

Am 13. Vendemiaire steht er unter Bonapartes Befehlen; der junge Divisionsgeneral wittert den künftigen Krigshelden; er geht als Obergeneral nach Italien und nimmt Mürat als Adjutanten mit.

Mürats Stern steigt mit dem des neuen Cäsars; er theilt alle seine Siege; an der Spitze seiner Schwadronen sprengt er stets der Erste die feindlichen Linien, ist stets der Erste auf der Sturmleiter, der Erste in der eroberten Stadt; innerhalb sechs Jahren ist er Divisionsgeneral, Obergeneral, Reichsmarschall, Fürst, Großadmiral, Großkreuz der Ehrenlegion, Großherzog von Berg, König von Neapel.

Aber der König bleibt immer noch der Soldat von Rivoli und Abukir; Ostrowno, Smolensk, Mozaisk sehen ihn immer noch so, wie er bei la Corona, am Tagliamento war, und den 16. Sptember 1812 hält er an der Spitze seiner Reiter seinen Einzug in Moskau, wie er am 13. November 1805 an ihrer Spitze in Wien einzog.

Moskau wird der Gränzstein seiner Ruhmesbahn, wie es der Napoleons ist; aber der eine ist ein Heros, der andere nur ein Mensch; Napoleon wird gestürzt, Mürat steigt herab.

Den 5. December 1812 übergiebt ihm Napoleon das Commando seiner Armee. Napoleon hat Mürat zu dem gemacht, was er ist, wem soll er vertrauen, wenn nicht ihm?

Aber die Zeit des Verraths ist gekommen; zum erstenmale kehrt Mürat dem Feinde den Rücken zu, er verläßt die Armee, der Unbesiegte wird jetzt von der eigenen Furcht besiegt, seinen Thron zu verlieren. Er kommt in Neapel an und feilscht mit den Feinden Napoleons um seine Krone, mag der Sieger von Marengo und Austerlitz fallen, wenn nur der Flüchtling von Wilna stehen bleibt.

Aber Napoleon hat mit dem Fuß auf den Boden gestampft und ein neues schlagfertiges Heer ist ihm wie durch Zaubermacht entstiegen. Mürat wähnt die nordischen Schaaren schon innerhalb der Gränzen Frankreichs, — da tönt ihm die Siegeskunde von Lützen und Bautzen ins Ohr. Bei diesem Klange wird König Joachim wieder

Mürat, der Held, er gürtet sich mit seinem Reitersäbel, schwingt sich aufs Roß, und während die Feinde ihn noch in träger Ruhe in seinem Pallast von Caserta oder Chiaramonte glauben, fegt er schon die Straßen von Pirna und Freiberg rein, vernichtet er bei Dresden einen Flügel des feindlichen Heeres. Besser für ihn, er hätte den Heldentod bei Dresden gefunden, wie sein Jugendfreund Bessière bei Lützen, wie Düroc bei Bautzen, wie Poniatowsky bei Leipzig! —

Er hätte dann nicht am 17. Januar 1814 den Vertrag mit dem Wiener Hofe geschlossen, durch den er sich verpflichtete, an der Spitze von 30,000 Mann gegen Frankreich, gegen seinen Schwager, seinen Waffenbruder und Wohlthäter zu kämpfen.

So blieb Mürat wieder König Joachim von Neapel, und Napoleon wird — souveräner Fürst von Elba.

Aber nur zu bald gewahrt Mürat, daß sein neuer Thron inmitten so vieler alten Throne schwankt und zu stürzen droht; die alten Königsgeschlechter erröthen vor Schaam, einen Abenteuerer, ein Geschöpf Napoleons, als ihres Gleichen zu betrachten. Die französischen Bourbons bestehen in Wien auf Joachims Absetzung.

Zugleich verbreitet sich aber das Gerücht, daß Napoleon die Insel Elba verlassen hat und mit Adlerschnelle Paris zueilt. Ganz Europa erstarrt vor Schrecken bei seinem Flügelrauschen.

Mürat hält den Augenblick für günstig, um den alten Fehler wieder gut zu machen — und begeht einen neuen; in aller Hast rafft er ein Heer von 70,000 Mann zu-

sammen und fällt damit über die Oestreicher her. Aber er hatte nicht mehr die Sieger von Austerlitz und Wagram unter seinen Befehlen und die Gegner bewiesen, daß auch sie in der Zeit eine gute Kriegsschule durchgemacht; Mürats Heer stob auseinander wie Spreu vor dem Winde. Er eilt nach Neapel zurück, wirft sich in eine Barke, erreicht glücklich Toulon, wo er den um Gastfreundschaft bittet, den er verrathen hat.

Napoleon benügt sich, ihm zu sagen: „Zwei Mal sind Sie an meinem Unglück schuld gewesen, das erste Mal, als Sie sich gegen mich erklärten, das zweite Mal, als Sie sich für mich erklärten. Der Kaiser der Franzosen hat nichts mehr mit dem König von Neapel gemein. Ich werde ohne Sie siegen, oder ohne Sie fallen."

Von da an war Joachim nicht mehr da für Napoleon. Ein einziges Mal, als der Sieger von Ligny seine gepanzerten Reitermassen gegen das Plateau von Mont-Saint-Jean anstürmen ließ, und vor den englischen Quarrées wie die Wogen des Oceans an den Klippen branden sah, vernahm man die Worte von ihm: „Wenn Mürat hier wäre!"

Mürat war verschwunden; Niemand wußte, was aus ihm geworden. Er sollte nur wieder erscheinen, um zu sterben. —

Wie man begreifen wird, war Pizzo, wie vorher Avignon, für mich ein Wallfahrtsort; Marschall Brüne war mein Pathe, Mürat der Freund und Waffengefährte meines Vaters gewesen. Als Kind hatte ich so oft den Schnurrbart des einen wie den Backenbart des Andern

gezupft, war oft auf dem Säbel des Siegers von Freiburg im Salon umhergaloppirt, und hatte die federgeschmückte Mütze des Helden von Abukir auf mein krauses Lockenhaar gesetzt. Der Leser möge mir also verzeihen, wenn ich auch dem geringfügigsten Umstand meines Besuches in Pizzo eine Wichtigkeit schenke, die in seinen Augen vielleicht ungerechtfertigt erscheint.

Einer der Briefe, die mir der junge Nunziante zu Vulcano mitgegeben hatte, war an den Cavaliere Alcala, Generaladjutanten des Prinzen von Infantado, der seit 1815 in Pizzo lebte und Mürat während seiner kurzen Gefangenschaft alle nur möglichen Dienste geleistet hatte. Der Cavaliere Alcala errieth, auch ohne Nunziantes Empfehlungsschreiben, welch lebhaften Antheil ich an der Catastrophe nahm, deren Schauplatz Pizzo gewesen war, und stellte sich mir mit freundlichster Zuvorkommenheit zur Verfügung.

Wir besichtigten zuerst den Ort selbst.

Pizzo ist eine kleine Stadt von kaum zweitausend Einwohnern, auf einen Ausläufer der Apenninen erbaut, der sich von Patenza bis Reggio erstreckt. Auf den letzten Klippen im Meere liegt die Citadelle. In der Mitte der Stadt ist ein großer viereckiger Platz, von ziemlich schlecht gebauten Häusern umgeben, an dessen einem Ende eine Statue König Ferdinands, Großvater des jetzigen Königs, steht. An der anderen Seite führt eine Cyclopische Treppe von mächtigen Granitquadern zum Meere hinab. Am Fuße der Treppe breitet sich die flache Küste aus, auf der einzelne, kleine, von Olivenbäumen beschattete

Häuserchen zerstreut liegen; außer diesen Bäumen nichts Grünes auf der ganzen Küste, so weit das Auge reicht.

Von hier aus erblickten am 8. Oktober 1815 einige Fischer, die eben ihre Netze zum Trocknen ausspannten, da es gerade Sonntag war, eine kleine Flotille von drei Schiffen, die einen Augenblick in Betreff der Richtung, die sie nehmen sollten, zu zögern schienen, und dann plötzlich auf Pizzo zuliefen. Etwa hundert Schritte vom Ufer legten sie bei, das größte der Schiffe setzte ein Boot aus, in das einunddreißig Personen stiegen, worauf es schnell dem Lande zuruderte. Im Vordertheil des Bootes standen drei Männer, der erste war Mürat, der zweite der General Franceschelli, der dritte der Adjutant Mürats, Campana. Die übrige Bemannung des Bootes bestand aus fünfundzwanzig Soldaten und drei Dienern.

Der unglückliche Verblendete glaubte hier an der Küste Kalabriens einen zweiten Golf Juan zu finden und fand sein Grab. Wir wollen die Einzelnheiten dieses düsteren Dramas, die wir bereits an anderem Orte geschildert haben, hier nicht wiederholen.

Es sammelten sich viele von den Fischern um uns, die sofort den Zweck unseres Hierseins erriethen; die Mehrzahl war Augenzeuge des Ereignisses gewesen, auf dessen Schauplatz wir uns befanden und erzählte uns alle Umstände desselben mit großer Ausführlichkeit. Sie zeigten uns das verfallene Boot, das Mürat selbst ins Meer stieß, um zu entfliehen, und das wie eine Merkwürdigkeit aufbewahrt wird; das Vordertheil ist von zwei Kugeln durchlöchert.

Am Fuße eines kleinen Außenwerkes liegt Campana begraben; aber kein Kreuz, kein sonstiges Merkmal bezeichnet diese Ruhestätte. Dicht daneben ist die Felsklippe, von der Mürat und seine beiden Begleiter herabsprangen; sie ist etwa dreißig Fuß hoch.

Von da gingen wir in die Citadelle, die als militairischer Punkt nur von geringer Bedeutung ist; eine steile, mit zwei Thüren verschlossene Treppe führt zwischen hohen Mauern hinan. Oben angelangt hat man zur Rechten das Gefängniß der Sträflinge, zur Linken den Eingang in das Mürats; die Stelle, wo er erschossen ward, ist in einem Mauerwinkel. Ueber der Stufe, auf die er zur Hinrichtung gestiegen war, sieht man noch die Spuren von sechs Kugeln an der Wand; drei davon hatten den Körper des Verurtheilten durchbohrt.

Wir traten in die Stube zur Linken; wie alle Stuben armer Leute in Italien, besteht sie nur in vier glatt geweißten Wänden, auf der eine Menge schlechte Madonnen- und Heiligenbilder kleben. Der Thüre gegenüber stand noch das Bett, auf dem der König seinen letzten Schlaf, ruhig wie ein ächter Soldat, genossen; jetzt wälzten sich ein Paar schmutzige Kinder darauf herum. Eine alte Frau kauerte in einem Winkel und murmelte ihren Rosenkranz her, um die Cholera abzuwenden, vor der sie eine entsetzliche Furcht hatte. In der Nebenstube hatte die Militaircommission ihre Sitzung gehalten; ein Dutzend Soldaten sang jetzt da aus voller Kehle.

Der Castellan, der uns herumführte, Sohn des alten Castellans, war ein Mann von sechs- bis achtunddreißig

Jahren; er hatte Mürat während seiner fünftägigen Gefangenschaft oft gesehen und erinnerte sich seiner noch sehr lebhaft.

Außer den Spuren jener sechs Kugeln ist übrigens kein sichtliches Merkmal der traurigen Catastrophe mehr zurückgeblieben.

Jadin erzeigte mir den Gefallen, mit der Camera-Clara eine genaue Zeichnung des Hofraumes mit dem Hinrichtungsplatz im Hintergrunde aufzunehmen; man kann sich kaum einen traurigeren Anblick denken, als diese hohen, kahlen, vom dunkelblauen Himmel grell abstechenden Mauern.

Aus der Citadelle führte uns der gefällige Alcala in die Kirche; der auf Mürats Grab liegende Stein ist noch mit dem ersten Siegel versehen und nie weggenommen worden; vom Gewölbe hängt, wie eine Trophäe, das bestäubte Banner herab, das Mürat bei sich führte.

Nach meiner Rückkehr nach Florenz, ließ Madame Mürat, die damals in dieser Stadt unter dem Namen einer Gräfin Lipona wohnte und meinen Besuch in Pizzo erfahren hatte, mich zu sich bitten. Sie hatte nie die näheren Umstände über den Tod ihres Gatten erfahren und bat mich um eine ausführliche Mittheilung. Mit schwerem Herzen gehorchte ich dem traurigen Befehle. Sie zeigte mir die Uhr, die Mürat im Augenblicke seines Todes in der Hand gehalten und die sie um hohen Preis gekauft hatte. — Der Brief, den er ihr in seiner letzten Stunde geschrieben, war nie in ihre Hand gekommen; um so erfreulicher war es mir, ihr wenigstens eine getreue Abschrift desselben zustellen zu können.

Ich vergaß noch zu sagen, daß die Stadt Pizzo, zur Erinnerung und Belohnung für den wichtigen Dienst, den sie der königlichen Familie von Neapel geleistet, für alle Zeiten von Abgaben befreit ist.

Düster, wie unsere Stimmung, war auch der Himmel, als wir Pizzo verließen; ein feiner Staubregen fiel nieder, der aber allmählig immer unmanierlicher ward und uns nöthigte in einem elenden Orte, drei Miglien vor Cosenza anzuhalten. Hier erfuhren wir, daß Castiglione von allen umliegenden Dörfern am meisten vom Erdbeben gelitten hatte, und da es kaum einige Büchsenschüsse entfernt war, so machten wir uns, als der Platzregen etwas nachgelassen hatte, auf den Weg dahin.

Schon von weitem gewahrten wir den unglücklichen Ort, der auf einer Bergkuppe liegt, und meinten eine von Ameisen belebte Ruine zu sehen; je näher wir kamen, je lebendiger und interessanter ward der Anblick; die gesammte übrig gebliebene Einwohnerschaft von Castiglione war auf den Beinen und durchwühlte die Schutthaufen, die Lebenden gruben die Todten aus. Man kann sich keinen Begriff von dem Zustande des Dorfes machen; nicht ein Haus war verschont geblieben, die Mehrzahl war eingestürzt, einige sogar völlig vom Erdboden verschlungen worden.

Ein Dach ragte kaum noch einige Fuß über dem Boden hervor, so daß man bequem darüber wegsteigen konnte; einige Häuser hatten sich um sich selbst gedreht; eines davon, dessen Vorderseite früher nach Morgen gekehrt war, stand jetzt nach Mitternacht zu, da aber das ganze Stück

Erde, auf dem es stand, die Drehung mitgemacht hatte, so war gerade dieses Haus noch am wenigsten verkehrt; sogar einige Pflanzen, die eine Art von Garten bildeten, standen noch wie früher der Hausthür gegenüber, nur, wie gesagt, einer anderen Himmelsgegend zugekehrt.

Man hatte bis dahin siebenundachtzig Todte ausgegraben; dreiundfünfzig Personen waren mehr oder weniger gefährlich verwundet, und zweiundzwanzig Individuen mußten noch unter den Trümmern verschüttet sein. Der Verlust an Vieh war beträchtlich, konnte aber noch nicht geschätzt werden, da viele Thiere davon gerannt waren, und wenn gleich verwundet und halb verhungert, doch immer noch am Leben sein konnten.

Ein Bauer, dem Jadin eben bei der Arbeit zusah, fragte diesen, wer er wäre, und als er hörte, er sei ein Maler, rief er:

„Was wollen Sie denn hier noch? Sie sehen ja, daß es gar nichts mehr zu malen giebt."

Und dennoch war diese Zerstörung noch nicht mit der des Erdbebens vom Jahre 1783 zu vergleichen; was wir davon erfuhren klang so fabelhaft, daß ich Anstand nehme es zu wiederholen. Ich bekam später den von vielen angesehenen Augenzeugen des Ereignisses beglaubigten amtlichen Bericht eines Herrn von Gourbillon in die Hand, aus dem ich nur einige wenige Beispiele anführen will:

„Nordwestlich vom Dorfe San-Lucido befand sich früher ein Berg und an dessen Fuß ein kleiner See; am 5. Februar genannten Jahres waren Berg und See verschwunden und an deren Stelle ein tiefer Sumpf entstan-

den, dagegen ein neuer See einige Miglien westlich zum Vorschein gekommen.

Die schöne Dreifaltigkeitskirche zu Mileto, damals die älteste in Kalabrien, war so völlig in den Erdboden gesunken, daß nur noch die Thurmspitze hervorragte, und so gleichmäßig war die Versenkung vor sich gegangen, daß man bei späteren Nachgrabungen das ganze große Gebäude anscheinend völlig unversehrt fand.

Der Erdboden bekam überall Risse, Gruben, die sich so schnell öffneten, schlossen, und wieder öffneten, daß viele Personen förmlich verschlungen und sogleich, Manche sogar unbeschädigt, wieder ausgespieen wurden; Anderen, wie zum Beispiel dem Prior des Karmeliterklosters, ward auf der Flucht ein Bein in einem solchen Erdspalt eingeklemmt, bis ihn der nächste Erdstoß aus dieser Gefangenschaft befreite.

Die ganze Stadt Rosarno ward von Grund aus zerstört und der Fluß, der früher durch dieselbe geflossen, verschwand plötzlich.

Fast noch wunderbarer als diese Zerstörungen sind die Beispiele von Versetzungen ganzer Häuser, Grundstücke, Pflanzungen. So wurde ein ganzes Viertel der Stadt Terra-Nova, das am Rand der Hochebene gelegen war, theils auf den Abhang des Berges, theils an das Ufer des Flusses Marro, ja sogar auf das jenseitige Ufer desselben geschleudert; die Mehrzahl der Häuser waren freilich nur noch Schutthaufen, doch aber manche davon nicht einmal wesentlich beschädigt.

Dieses unerhörte Ereigniß gab Veranlassung zu einem

Prozeß, der eben so einzig in seiner Art ist: Der Besitzer einer eingezäunten Maulbeerpflanzung fand seine Maulbeerbäume sammt der Umzäunung jenseits des Baches Soli an einer Stelle wieder, auf der bis dahin Olivenbäume gestanden hatten, die einem andern Einwohner von Terra-Nova gehörten und gänzlich verschwunden waren. Der Erste nimmt diesen neuen Boden in Anspruch und stützt diesen Anspruch auf seine Bäume und seine noch ganz vorhandene Einfriedigung; der Andere dagegen erklärt Bäume und Zaun für freche Eindringlinge und für sein Eigenthum, als Ersatz für die verschwundenen Olivenbäume. Der daraus entstandene Prozeß ist durch seinen Ausgang gleichfalls als eine seltene Merkwürdigkeit zu betrachten, denn als die Gerichte nach langen Erörterungen sich gar nicht aus diesem Wirrsal zu finden wußten, verglichen sich die beiden streitenden Partheien auf eigene Hand zu friedlicher Theilung.

Nicht weniger merkwürdig ist folgender Vorfall: in der großen Unterstube eines Gasthauses, einige hundert Schritte vom Ufer des Soli, befinden sich der Wirth, Giovanni Aquilino, dessen Frau, eine kleine Nichte derselben und vier Gäste. Der Wirth liegt auf einem großen Bette, das an der Stubenwand steht, und hält seine Siesta; die Frau sitzt vor einem großen Brasero*) mit ihrer kleinen Nichte auf dem Schooße, und wärmt sich die Füße; die vier Gäste sitzen zunächst der Thüre um einen Tisch und spielen Karte.

*) Große Kohlenbecken; das einzige Heitzungsmöbel in Italien.

Plötzlich erfolgt der furchtbare Erdstoß, reißt das ganze Haus von seiner Stelle und versetzt es als Ruine jenseits des Baches; da, wo es früher gestanden, gähnt ein tiefer Abgrund, der sich nach wenigen Augenblicken wieder schließt.

Von dem ganzen Hause ist eben jene Unterstube noch am mehrsten erhalten und besonders der Fußboden ziemlich gleich geblieben; der Wirth liegt noch ganz erstaunt auf seinem Bett und kann nicht begreifen wer ihn geweckt hat, die Wand, an der das Bett stand, ist nach außen zusammengestürzt, ohne ihn zu beschädigen. Die Frau sitzt gebückt vor dem Brasero und hält ihn mit beiden Händen; sie meint, sie habe ihn aus Versehn mit dem Fuß fortgestoßen; wie die kleine Nichte von ihrem Schooß gekommen ist weiß sie nicht. Das arme Kind war in der Bestürzung nach der Thüre gelaufen, aber gerade diese Seite der Stube war nach innen eingestürzt und hatte die Kleine sammt den vier Kartenspielern zerschmettert.

Das fabelhafteste aller Ereignisse, die ich in Herrn von Gourbillons Berichte gefunden, ist Folgendes, dessen Glaubwürdigkeit ich dem freundlichen Leser anheim stelle: Ein Bewohner des Fleckens Molochiello, Namens Antonio Avati, wird außerhalb des Ortes vom Erdbeben überrascht und flüchtet sich im ersten Schrecken auf einen mächtigen Kastanienbaum; kaum sitzt er sicher im Wipfel, als ein zweiter Erdstoß den ganzen Baum, mit sammt dem Erdreich, das seine Wurzeln eingenommen, von der Stelle hebt und einige Hundert Schritte weiter verpflanzt. Der Bauer macht die ganze Luftreise, fest an seinem Ast

geklammert, mit und langt völlig unbeschädigt an dem neuen Wohnsitze des Kastanienbaumes an.

Wenn gleich Castiglione durch das von uns erlebte Terremoto keineswegs der Schauplatz so wundersamer Begebenheiten geworden war, boten sich doch genug außerordentliche Erscheinungen dar, um uns fast den ganzen Tag in dem unglücklichen Dorfe festzuhalten; nachdem wir mehre Stunden lang hülfreiche Hand geleistet, um drei menschliche Leichname und zehn bis zwölf getödtete oder beschädigte Ochsen, Kühe, Schweine und Pferde unter den Trümmern hervorzuarbeiten, verließen wir Castiglione gegen fünf Uhr Abends. Eine Viertelstunde vom Orte kamen wir auf einer kleinen Ebene an einer Reihe elender Nothbaracken vorbei, die die armen Bewohner aufgeschlagen hatten.

Es hatte immerfort geregnet, was wir aber in Folge der lebhaften Aufregung während der Arbeit nicht beachteten; desto unbehaglicher war uns nun beim Weiterwandern in unseren durchnäßten Kleidern zu Muthe, und wir bedauerten schmerzlich, unsere Maulthiere das kurze Stück Wegs bis Cosenza vorausgeschickt zu haben. Dazu kamen noch die Hemmnisse, die uns die, zu reißenden Strömen angeschwollenen Gebirgswässer darboten. Beim ersten machte uns ein stämmiger Bauer, den wir aus Castiglione als Führer mitgenommen, den Vorschlag, uns auf seinen herkulischen Schultern hinüber zu tragen. Ich machte den ersten Ritt und gelangte, obgleich das Wasser meinem zweibeinigen Gaul bis an den Bauch reichte, glücklich ans jenseitige Ufer. Aber während ich dastehe und die,

trotz des schlechten Wetters noch immer herrliche Landschaft betrachte, höre ich hinter mir einen lauten Schrei; schnell drehe ich mich um und erblicke Freund Jadin, ebenfalls im Wasser plantschend, um dem Führer die Hand zu reichen. Der arme Teufel war beim Zurückwaten an einen Stein gestoßen, gestrauchelt, und Gott weiß wohin ihn der reißende Strom ohne Jadins rechtzeitigen Beistand noch geführt hätte. Natürlich stürze auch ich mich, um Beide besorgt, ins Wasser und so gelang es uns denn, den armen Kerl halbohnmächtig ans sichere Ufer zu bringen.

Da wir nun einmal durch das Wasser des Sturzbaches von der Fußsohle aufwärts bis zum Gürtel, und vom Regen umgekehrt vom Scheitel bis zum Gürtel durchnäßt waren, so unterblieb beim nächsten Strom diese Art Passage und wir waren nur darauf bedacht, uns gegenseitig vor ähnlichen Un- und Umfall zu schützen. Wir banden uns die Schnupftücher um die Fäuste, bildeten auf diese Art eine Kette, und gelangten so ohne weiteres Mißgeschick, aber naß wie ersäufte Katzen, mit einbrechender Dunkelheit in Cosenza an.

Auf einem freien Felde vor der Stadt waren ebenfalls Nothbaracken errichtet, die sich freilich gegen die der armen Bauern von Castiglione wie Palläste gegen Bettlerhütten ausnahmen. Man wird es aber bei unserm dermaligen Zustande begreiflich finden, daß wir uns schleunigst nach dem besten Gasthof der Stadt begaben und unbekümmert um das, für diese Nacht verkündete Terremoto, sogleich zu Bett legten. Es stellte sich auch wirklich ein, aber unser Muth ward vom lieben Gott belohnt, der uns

einen so gesegneten Schlaf schickte, daß wir nichts vom Erdstoß verspürten, nichts von dem Mordgeschrei Terremoto! Terremoto! — nichts vom Gebimmel der Glocken und Glöckchen hörten.

Das Einzige, was uns beim Erwachen in Verwunderung setzte, war, daß unsere Betten nicht wie Abends zuvor, gerade an der Wand, sondern schräg mitten im Zimmer standen.

Von sieben Uhr an erschallte ein feierliches Glockengeläute, auf den Straßen entstand ein Laufen und Rennen, das uns in Schrecken versetzte. Wir ruften und klingelten, endlich erschien ein Kellner, den wir um die Veranlassung des Lärmens befrugen und der uns nun erzählte:

Ein berühmter Prediger des Kapuzinerklosters hätte auf morgen eine Danksagungspredigt wegen glücklich überstandenen Erdbebens angekündigt; in Erwägung des letzten kleinen Nachdruckers von dieser Nacht hätten die frommen Väter aber noch vor Beginn des heutigen Gottesdienstes eine Bußprozession beschlossen, um sich gleichsam als Sündenböcke für die gottlose Stadt aufzuopfern. Da der Prediger weit und breit berühmt war und im Geruche großer Heiligkeit stand, so waren Tausende von Landleuten aus der ganzen Umgegend, wo das Erdbeben gehaust, herzugeströmt, um an der Bußfahrt Theil zu nehmen, oder doch wenigstens dem Höchsten ihr Leid zu klagen.

Natürlich beschlossen wir sogleich, uns unter die fromme Menge zu mischen, und forderten daher so schnell wie möglich unser Frühstück; aber der Kellner versicherte uns, es sei heute großer, allgemeiner Fasttag angeordnet,

und der Koch, der nicht bezweifelt, daß auch wir diesem Gebote Folge leisten würden, sei eben im Begriff sich anzukleiden und in die Kirche zu gehen. Diese Nachricht wirkte wie ein Donnerschlag auf unsere ausgehungerten Magen; schnell sprang ich hinab, um die uns so gefährliche Entfernung des Koches zu hintertreiben. Vergebens stellte ich dem frommen Manne vor, daß wir als Reisende ja nicht zum Kirchsprengel von Cosenza gehörten und demzufolge unsere Sünden anderwärts zu büßen hätten, daß wir bereits gestern in der That einen außerordentlichen Buß- und Fasttag gehabt — Nichts konnte das Gewissen des gottesfürchtigen Kochs beschwichtigen, als der Anblick einiger Carlins, worauf wir denn endlich gegen neun Uhr unser Frühstück erhielten.

Als wir noch bei Tische saßen, ertönte das Glockengeläute von neuem und verkündete den Beginn der Prozession; ein so charakteristisches Schauspiel durften wir um keinen Preis versäumen, und so eilten wir denn fort, noch am letzten Bissen kauend.

Die Straßen waren gedrängt voll von Männern und Frauen in Festtagskleidern, die aber trotz des Gedränges die Mitte der Straße für die Prozession ehrfurchtsvoll frei hielten. Wir kletterten auf einen Eckstein, von dem aus wir die Menge bequem übersehen konnten.

Bald öffneten sich die Kirchenthüren, das Innere war hell erleuchtet, wie an hohen Festtagen, die fromme Brüderschaft zog heraus, den Prior an der Spitze. Alle waren nackt bis zum Gürtel und schritten, Einer hinter

dem Anderen, das Miserere singend und einen mit Knoten versehenen Strick in der Hand einher.

Beim Erscheinen der Prozession erhob sich ein allgemeines Seufzen, Stöhnen, Murmeln unter der Menge; Väter, Mütter, Brüder, Schwestern erkannten da und dort einen ihrer Angehörigen in der Brüderschaft und begrüßten sie mit frommen Ausrufungen.

Aber die allgemeine Erbauung ging in Begeisterung über, als die Mönche, nachdem sie die Stufen der großen Treppe herabgestiegen, alle zugleich ihre Knotenstricke erhoben und mit voller Armeskraft auf den Rücken ihres Vordermannes fallen ließen, und wahrlich nicht zum Scheine, wie die rothen Striemen auf den nackten Schultern bewiesen. Da sank Alt und Jung auf die Knie, zerstieß sich fast die Stirnen auf den Pflastersteinen und knuffte sich mit geballter Faust auf die Brust. Aus dem Seufzen ward ein lautes Wehklagen, die Männer heulten, die Weiber schluchzten und nicht zufrieden mit der Züchtigung, die sich die guten Mönche zur allgemeinen Sühnung selbst auferlegten, ließen die zerknirschten Eltern auch fromme Püffe auf die armen Kindlein herabregnen, die sie zur gottesdienstlichen Feier mitgebracht hatten. Wie ein elektrischer Stral theilte sich die Flagellation der ganzen Menge mit, und nur unser erhöhter, isolirter Standpunkt schützte uns vor passiver wie aktiver Theilnahme an derselben.

So zog die Prozession langsamen und feierlichen Schrittes an uns vorüber, immer das Miserere singend und immer drauf lospeitschend. Die verdoppelten Ausrufungen und Brustschläge bezeichneten uns den vorerwähnten

Prediger, der mit begeistert erhobenem Blick einherschritt, drauf los geißelte und gegeißelt ward, nur mit der Auszeichnung, daß sein Hintermann, jedenfalls auf Begehren des Predigers, die Knoten seines Strickes noch mit kleinen Nägeln versehen hatte, die bei jedem Streiche, den der arme Mann erhielt, blutige Spuren hinterließen. Alles das versetzte ihn aber nur noch mehr in Extase; sein Auge glänzte freudig, kein Zucken seiner Gesichtsmuskeln verrieth den körperlichen Schmerz und laut und volltönend erhob sich seine Stimme über die aller Anderen.

Nie in meinem Leben hatte ich etwas dem Aehnliches gesehen und, mag der aufgeklärte, gebildete Christ dies nun für Wahnsinn, ja für Frevel gegen die alliebende Gottheit erklären, mich ergriff ein Gefühl des Grauens und der Ehrfurcht zugleich; selbst in Jadins Zügen zeigte sich keine Spur von Spott.

Wir beeilten uns, nachdem die Prozession vorbei gezogen, sie in einer anderen Straße noch einmal vorbeiziehen zu sehen. Der Eifer und die Begeisterung der Flagellanten schien noch zugenommen zu haben; Schultern und Rücken der Mehrzahl der Mönche waren in kläglichem Zustande, der ganze Oberkörper des glaubenseifrigen Predigers aber eine einzige Wunde. Alles schrie Hosianna über den frommen Mann, und daß es keine Gerechtigkeit mehr im Himmel und auf Erden geben könne, wenn er nicht ehestens canonisirt würde.

Drei volle Stunden währte die Prozession, oder richtiger, das Märtyrerthum dieser armen Leute; mir war förmlich unwohl ob diesem Schauspiel geworden, das mich

in die fanatischste Periode des Mittelalters zurückversetzte. Freilich geschah dies in der Hauptstadt Kalabriens; aber Kalabrien war acht Jahre unter französischer Herrschaft gewesen und ich hätte geglaubt, acht Jahre der französischen Herrschaft, zumal von 1807 bis 1815, müßten hingereicht haben, um diese Art von Glauben mit der Wurzel auszurotten.

Die Kirche blieb den ganzen Tag geöffnet und den ganzen Tag gefüllt mit Andächtigen. Ich gestehe, daß ich viel darum gegeben hätte, jenen Prediger persönlich kennen zu lernen, mich mit ihm zu unterhalten, ihn über sein früheres Leben auszufragen; gewiß hätte es reichen Stoff zu interessanten psychologischen Betrachtungen geliefert, denn ein solcher Geist, wenn auch noch so verschroben, konnte kein gewöhnlicher sein. Ich machte zwar einen Versuch beim Pater Guardian, allein er sagte mir, der Prediger sei gleich nach der Rückkehr der Prozession ohnmächtig in seine Zelle getragen worden, und werde heute nicht mehr ins Refectorium herunterkommen, auch mit Niemand mehr sprechen.

In Erwartung, daß diese Nacht noch nicht so ganz glatt ablaufen würde, beschlossen Jadin und ich, nach dem Abendessen munter zu bleiben, um den etwa möglichen Erdstoß zu beobachten. Wir setzten uns einander gegenüber, die Uhr zwischen uns, Jadin nahm seine Skizzenmappe, ich mein Album zur Hand, da wir beide Vieles zu ordnen hatten. Allein es schlug Mitternacht, ein Uhr, zwei Uhr, und nicht das Mindeste ließ sich verspüren.

Da zwei Uhr der äußerste Termin war, den wir

uns gestellt hatten, so gingen wir ruhig zu Bett und schliefen in voller Sicherheit ein.

Bei unserm Erwachen standen unsere Betten unverrückt auf derselben Stelle und kaum waren wir aufgestanden, als der Wirth mit triumphirender Miene eintrat und uns verkündete: in Folge der Gebete und Geißelungen der frommen Mönche sei das Erdbeben vollkommen beendet.

Ob die Folgerung eine ganz richtige war, will ich dahin gestellt sein lassen, item: das Resultat war unbestreitbar.

XII.

Rückreise und Abschied.

Die Ruinen von Pästum. — Salerno. — Amalfi. — Der Calessino. — Ankunft in Neapel.

So wenig Annehmlichkeiten und Genüsse uns Kalabrien auch, im Vergleich mit Sicilien, geboten hatte, so gestehe ich doch, daß wir es mit einem Gefühle von Trauer verließen. Mit Ausnahme der Erdstöße, die uns freilich persönlich am wenigsten incommodirt, hatten wir hier mehre Tage der vollkommensten geistigen wie körperlichen Ruhe genossen, die uns außerordentlich wohl gethan. Dann die Armuth seiner Bewohner, ihre primitive Rohheit, die Gefahren, denen ihr Leben wie ihr Besitzthum stets ausgesetzt ist, diese wilden und doch so malerisch schönen Landschaften, der böse Ruf, in dem die Kalabresen allgemein stehen, und den wir wahrlich nicht bestätigt fanden, wenigstens nicht um ein Haar mehr, als im ganzen übrigen Italien, genug, es war, als ob alles das uns Kalabrien

nur noch lieber gemacht hätte. Zweimal wendeten wir uns unterwegs um, und warfen noch einen Blick auf Cosenza zurück, das vielleicht bestimmt ist, durch das nächstbeste Erdbeben sammt den Bewohnern von der Erde zu verschwinden.

Eine Stunde von Cosenza verließen wir abermals die Landstraße, um uns in die Gebirge zu werfen, deren wild-romantischer, großartiger Charakter uns unwiderstehlich anzog. Diese himmelhohen röthlichen Felsen von verschiedenster Gestalt, bald Schlössern und Burgen, bald granitnen Kirchthürmen ähnlich, das schattige Grün der mächtigen Kastanienwälder, zwischen deren Laub die warmen Sonnenlichter uns zu verfolgen, mit uns zu spielen schienen, dazu der herrliche, tiefblaue Himmel, den das letzte Unwetter von jedem Wölkchen gereinigt hatte, die seltenen, ärmlichen Dörfchen, die romantischen Gestalten der Landleute, alles das stimmte vortrefflich zusammen und bildete ein harmonisches Ganzes. Sogar die bedenklichen Kreuze, die hier und da am Wege standen, und ernst und zur Vorsicht mahnend auf uns herabblickten, gehörten mit zu dessen Vervollständigung.

Hier war es, wo sich jene rührende Geschichte ereignete, die der Leser unter dem Namen: die Kinder der Madonna, anderwärts in meiner Sammlung italienischer Sagen und Erzählungen kennen gelernt hat.*) Die

*) Antony's Erinnerungen — die nächstens in Dumas' gesammelten Schriften deutsch erscheinen werden.

drei Wegstunden von Cosenza waren uns kaum wie soviel Viertelstunden vorgekommen.

Auf die östliche Abdachung des Gebirges angelangt, lag wieder das herrliche Tyrrhenische Meer, blau und glänzend wie ein Stahlspiegel vor uns ausgebreitet, mit seinem ewigen Stromboli in der Entfernung, den wir sehr stark in Verdacht hatten, durch ein Complott mit dem Aetna und Vesüv all das Unglück veranlaßt zu haben, das das arme Kalabrien so oft schon heimgesucht hat.

Zu unseren Füßen lag San-Lucido und in seinem Hafen, einem jener Nußschalenschiffchen gleich, die die Kinder in Waschbecken schwimmen lassen, unser kleiner, lieber Speronaro.

Eine Stunde darauf waren wir wieder an seinem Bord, in Mitte unserer wackeren Matrosen. Wehmuth ergriff uns bei dem Gedanken, daß wir nun nicht lange mehr diese Freude haben sollten, und den Caressen nach zu schließen, womit selbst Mylord seinen Freund Pietro begrüßte, hätte man meinen mögen, auch er theile unsere Empfindungen.

In zehn Minuten war der Anker gelichtet, ein günstiger Wind legte sich in die Segel und leicht wie ein Vogel glitt der Speronaro über die kräuselnden Wellen dahin.

Den ganzen Tag fuhren wir längs der Küste hin und konnten mit schönster Muse die bald graziösen, bald grotesken Umrisse Kalabriens betrachten. Cetraro, Belvedere, Diamante, Scalea und der Golf von Policastro mußten der Reihe nach die Musterung passiren; gegen

Abend erreichten wir die Höhe des Caps Palinuro und am anderen Morgen befanden wir uns dem Cap Lycora gegenüber, Angesichts der Ruinen von Pästum.

Wir hatten mit Arena verabredet, daß wir nur erst eine oder zwei Stunden von diesen wundervollen Denkmälern des Alterthums ans Land gehen wollten. Das war aber leichter gesagt als gethan; erst glaubten die Douaniers, wir brächten eine frische Ladung Cholera aus Egypten und Syrien, dann hielt man uns für Corsische Contrebandiers, die Cigarren einschmuggeln wollten. Unsere erst neuerdings noch in Cosenza visirten Pässe und ein guter neapolitanischer Piaster hoben jedoch alle Bedenklichkeiten und so durften wir denn endlich dieses Ufer betreten, das Cäsar Augustus, wie Suetonius berichtet, zweitausend Jahre früher betrat, um die schon damals altehrwürdigen griechischen Tempel zu besichtigen.

Ein Hemistichon Virgils hat Pästum unsterblich gemacht, wer aber desselben beim Anblick dieser weiten, in Sonnengluth schwimmenden Flächen, dieser, durch die Zeit mit Goldbronze überzogenen Ruinen gedenkt, der wird sich gewaltig getäuscht finden; von dem früheren Rosenreichthum keine Spur mehr; die „Biferique rosaria Paesti" ist nur noch ein ungesunder, fiebererzeugender Morast, mit hohem Gras bedeckt, zwischen dem man, statt zwei Mal des Jahres Rosen, höchstens Birnen und Kirschen ärndet.

Und doch ist dieser kleine Raum von kaum zehn Miglien Umfang das Paradies so vieler unsterblicher Dichter gewesen; Properz hat diese süßduftenden Rosenfelder bei Aurorens Erwachen besucht; Ovid schildert dem Sohne

Alemons die lauen, balsamischen Ebenen Pästums, Martial findet keinen schöneren Vergleich für die Lippen seiner Geliebten, als die Rosen von Pästum, und noch fünfzehn Jahrhunderte später führt Tasso, in seinen melodischen Versen, das Volk dieses üppigen Rosenlandes zum Sitze der heiligen Stadt.*)

„Zur Zeit des Königs Atys," erzählt uns Herodot, der Urgroßpapa aller Geschichtschreiber, „entstand eine große Hungersnoth im Lande Lydien, einem mächtigen Reiche Mittelasiens. Die Lydier beschlossen, sich in zwei Hälften zu theilen und die beiden Söhne des Königs sollten die Führer sein; der älteste hieß Lydus, der jüngere Tyrrhenus.

Nach geschehener Theilung loosten die beiden Führer, welche von beiden Hälften in der Heimath, welche aus-

---

*) Vidi ego odorati victura rosaria Paesti
Sub mattutino cocta jacere noto.

(*Prop.* lib. IV. eleg. V.)

Leucosiam petit tepidique rosaria Paesti.
(*Ovid.* lib. XV. v. 708.)

Paestanis rubeant aemula labra rosis.
(*Mart.* lib. IV.)

Quivi insieme venia la gente esperta
Dal suol che abbonda di vermiglie rose,
La've, come si narra, e rami e fronde
Silario impietra con mirabil' onde.

Tasso, Lib. I, canto XI.)

ziehen solle, um sich eine neue zu suchen. Das Loos der Auswanderung traf Tyrrhenus, der denn auch mit seinem Volkstheil zu Schiff ging und nach langer Fahrt an der Küste Umbriens landete, die man von da an die Tyrrhenische nannte.

Dieses waren die Gründer Poseidonias, oder, wie es später genannt wurde, Pästums.

Diese ehrwürdigen Tempelruinen der ehemaligen Stadt Neptuns haben schon manchen Archäologen in Verzweiflung gebracht, der nicht wußte, unter welche der bekannten architektonischen Ordnungen er sie rechnen sollte; einige erkennen sie für alte chaldäische Construktionen, deren die Bibel erwähnt, andere wollen sie zu Zeitgenossen der Cyclopen machen. Diese, aus breiten, viereckigen, platten, ohne allen Mörtel gebauten Mauern bilden ein Parallelogramm von etwa zwei Miglien Umfang. Nur einige Trümmer davon stehen noch aufrecht, und von den vier, nach den verschiedenen Himmelsgegenden gelegenen Thoren, steht nur noch das östliche; es ist ein Bogen von massiven Steinen, von sechsundvierzig Fuß Höhe; nach einem noch vorhandenen Basrelief, auf welchem eine Sirene abgebildet ist, die eine Rose pflückt, hat man es das Sirenenthor genannt.

Ehemals befanden sich vier große Tempel in diesem Raume, deren einer aber so zerstört ist, daß er keine Erwähnung mehr verdient; die drei anderen sind dem Neptun geweiht, der Ceres, und da man nicht wußte, mit welcher Gottheit man den dritten beehren sollte, so taufte man ihn kurzweg die Basilike.

Der Tempel Neptuns ist der größte und scheint auch der älteste zu sein; er mißt hundertzweiundneunzig Fuß in der Länge; der Tempel der Ceres ist der kleinste, nur hundert Fuß lang und vierzig Fuß breit, aber unstreitig der reinste in der Construktion. Auf jeder schmalen Seite tragen noch sechs dorische Säulen ein Gesims und Fronton; jede lange Seite besteht aus zwölf dergleichen Säulen, die alle vollkommen erhalten sind.

Einige Tage vor unserm Besuch hatte der Blitz in den Tempel der Ceres geschlagen und ein Stückchen vom spitzen Winkel des Frontons beschädigt; aber schon hatten sich geschäftige Hände darüber gemacht die Wunde zu verkleistern, die man nur noch an der vom goldfarbnen Grunde des Gesteins häßlich abstechenden Kalkfarbe erkannte.

Bauern verkauften uns einige versteinerte Blumen und Vogelnester, eine Art von Industrie, die ihnen kein großes Betriebskapital kostet, da sie die betreffenden Gegenstände nur einige Zeit in den Fluß Silarus, jetzt Sele genannt, zu legen brauchen, um die schönste Versteinerung zu fabriziren.

Es stand im Buche des Schicksals geschrieben, daß wir überall, wohin wir den Fuß setzten, auf ein Banditengeschichtchen stoßen sollten, ohne jemals mit einem der Helden derselben, die das arme Italien so furchtbar in Verruf bringen, selbst in dergleichen Händel zu gerathen. Ein Engländer, Namens Hunt, der kurze Zeit vor uns mit seiner Gattin von Salerno aus die Ruinen von Pästum besuchen wollte, ward unterwegs von Banditen an-

gehalten, die seine Börse forderten. Mr. Hunt, der die Unmöglichkeit des Widerstandes sogleich einsah, gab sie gutwillig hin, und wahrscheinlich würde die Sache hiermit friedlich abgethan gewesen sein, wenn nicht einer der Banditen eine goldne Kette am Halse der Ms. Hunt erblickt und die Hand nach derselben ausgestreckt hätte. Der Engländer hält diese Bewegung für einen brutalen Angriff auf die Reitze seiner Gemahlin und versetzt dem Banditen einen furchtbaren Faustschlag ins Gesicht, der mit Pistolenschüssen und Messerstichen erwiedert wird. Zufrieden mit dieser Rache und aus Furcht, die Schüsse möchten etwa Gensd'armen herbeilocken, ergreifen die Räuber schleunig die Flucht.

Man fand die unglückliche Ms. Hunt besinnungslos und verwundet auf dem Leichnam ihres Gatten liegend, dem sie drei Tage darauf ins Grab nachfolgte.

Um wieder am Bord des Speronaro zu gelangen, mußten wir uns, der steigenden Fluth wegen, von Pietro und Giovanni hinüber hocken lassen; ich war mit Jadin glücklich angelangt und es blieb nur noch Arena nachzuholen; unterwegs aber glitt Pietro der Fuß aus, er riß Giovanni mit ins Wasser und der Kapitain, der auf beiden Schultern saß, verschwand zu gleicher Zeit mit ihnen. Zum Beweis, daß er richtig bis auf den Grund gekommen war, brachte Arena ein paar Hände voll Uferkies mit herauf, die er den beiden wankelmüthigen Atlassen ins Gesicht warf. Es versteht sich, daß der Unfall sich in ein allgemeines und sehr harmloses Gelächter auflöste.

Wir steuerten auf Salerno zu, wo wir die Nacht zubringen wollten. Von da bis Neapel beabsichtigte ich ein Calessino zu nehmen, das weit weniger geeignet war die Augen der Polizei auf sich zu ziehen, als der Speronaro. Man wird sich erinnern, daß ich unter dem Namen Guichard reiste und daß es Herrn Alexander Dumas bei harter Strafe verboten war, das Gebiet Sr. neapolitanischen Majestät zu betreten. Es wäre doch höchst fatal gewesen, wenn ich, nachdem ich diesem Verbote zum Trotz drei Monate ganz friedlich Sicilien und Kalabrien bereist, nur hätte in Neapel ankommen sollen, um es sogleich wieder verlassen zu müssen. Jenes landesübliche und sehr bescheidene Fuhrwerk erschien mir als das geeignetste Mittel, mein Incognito noch länger zu bewahren.

Salerno zehrt, wie die meisten Städte Italiens, von seiner verschwundenen Herrlichkeit; seine im zwölften Jahrhundert blühende Universität ist jetzt kaum mehr eine solche zu nennen; eine pomphafte Inschrift in der Kathedrale belehrt den Fremden, daß Johann von Procida, der Urheber der Sicilianischen Vesper, den Hafen von Salerno erbaute, der unter Robert Guiscard einer der bedeutendsten Italiens war, in den sich jetzt nur noch dann und wann ein Schiff verirrt, und in derselben Kathedrale ruht Gregor der Große, vielleicht der einzige unter den Päpsten, der den Namen des Großen und des Heiligen zugleich in Wahrheit verdiente. Nach seinem langen Kampfe gegen die deutschen Kaiser zog er sich nach Salerno zurück, lebte hier einsam und vergessen, und sprach sterbend die eines Brutus würdigen Worte:

Dilexi justitiam et odivi iniquitatem, propterea morior in exilio.*)

Eine besondere Kapelle ist dem großen Manne gewidmet, dessen Andenken aber so ziemlich dem heiligen Matthäus, dem eigentlichen Schutzpatron der Kathedrale, dessen Domicil streitig gemacht hat. Sein Grabmal ist einfach und würdig: Gregor ist stehend auf demselben abgebildet, eine glückliche Anspielung des Künstlers auf die unerschütterliche Festigkeit dieses Napoleons der Kirche.

Uebrigens gleicht die Kirche mehr einem Museum als einem Gotteshause; denn Alles, was nur aus den Tempeln des Jupiter, Neptun und der Ceres zu Pästum fortzubringen war, hat Robert Guiscard hierherschaffen lassen, und die Kunstwerke des Heidenthums gewissermaßen in Trophäen des Apostels Christi verwandelt.

Wenige Schritte von Gregors Grabe liegt der Cardinal Caraffa, der auch im Tode noch dem nahe sein wollte, dessen eifriger Bewunderer er im Leben war.

Die übrigen sechs Kirchen von Salerno fanden wir kaum der Mühe des Besehens werth; ich wenigstens liebe nur die todten Monumente, an die sich lebendige Erinnerungen knüpfen; eine einzige Kirche außerhalb der Stadt, und zwar die kleinste, ist in dieser Beziehung noch bemerkenswerth; sie verdankt ihre Entstehung einer jener poetischen Traditionen, wie die Normännischen Helden deren so manche mit der Spitze ihres Schwertes in das Buch der Geschichte eingezeichnet haben.

*) Ich liebte Gerechtigkeit und haßte Ungerechtigkeit, darum sterbe ich nun in der Verbannung.

Eines Tages, als Roger, der älteste Sohn Tankreds und Vater König Rogers von Sicilien, sich mit Gregor VII. in das Kloster der heiligen Dreifaltigkeit begab, fühlte sich der greise Papst ermüdet, stieg von seinem Maulthiere ab und setzte sich auf ein Felsenstück. Augenblicklich sprang auch Roger vom Pferde, zog sein Schwert und beschrieb damit einen Kreis um den Stein, auf welchem der verbannte Kirchenfürst ausruhte, und nachdem er den Kreis gezogen, sprach er: Hier soll eine Kirche stehen! — Und die Kirche ward von ihm erbaut, und heute noch sieht man mitten im Chore vor dem Hochaltar den Stein, auf dem Gregor gesessen.

So that Roger, der große Graf genannt, zu Ehren eines verbannten, flüchtigen Papstes. Aber die Zeiten ändern sich; hundert Jahre später mußte sich Bonifaz VIII. auf seinem päpstlichen Stuhle von Colonna ohrfeigen lassen.

Am andern Abend brachte uns der Speronaro nach Amalfi, da wir in Salerno erfuhren, daß nur dort oder in Cava ein Calessino zu bekommen sein würde. Ich zog Amalfi vor und wir erreichten es am Morgen, zur glücklichsten Stunde, denn das kleine Städtchen mit seinen zwei- oder dreihundert am Ufer zerstreuten Häusern, seinem Felsenamphitheater und seiner schönen Burgruine über demselben, zeigte sich beim Sonnenaufgang des Lobes würdig, das Boccacio ihm einst gespendet. Damals freilich war Amalfi fast eine Königin unter den Städten, jetzt ist es kaum noch eine Sklavin. Zwar prangt es immer noch inmitten seiner Myrthenhaine, seiner Orangenwälder; je-

der Sommerregen schmückt es wieder mit seinen herrlichen Cascaden, aber das sind Güter, die ihm Gott verliehen, die Menschen ihm nicht rauben können; alles Uebrige, Größe, Macht, Reichthum, Freiheit hat es verloren und nur die Erinnerung ist ihm verblieben. In der That haben wenige Städte eine solche Vergangenheit, wie Amalfi.

Im Jahre 1135 fand man hier die Pandecten Justinians wieder auf.

Im Jahre 1302 erfand hier Flavio Gioja den Compaß.

Endlich ward hier im Jahre 1622 Masaniello geboren.

Also die Grundlage unseres heutigen Rechts, die Grundlage der Schifffahrt, und der Keim der Volkssouverainetät sind diesem kleinen Erdenwinkel entsprossen. Ein Ruhm ist aber Amalfi noch bis zum heutigen Tage verblieben: der, die besten Maccaroni's zu fabriziren, die von Chambery bis Reggio, vom Mont-Cenis bis zum Aetna gesotten und verschmaust werden.

Atrani, Masaniello's Geburtsdörfchen, das fast mit Amalfi zusammenhängt, enthält auch noch eines der schönsten Kunstwerke Italiens, die Bronze-Basreliefs an der Thüre der San-Salvator-Kirche. Sie wurde im Jahre 1087, zur Zeit der schönsten Blüthe Amalfi's, auf Bestellung eines gewissen Pantaleone Vianetta gefertigt, und zwar, wie eine Inschrift besagt: Pro mercede animae suae. — Ich erkundigte mich vergebens, um welcher Sünde willen Signor Pantaleone sich eine so kostspielige Buße auferlegt; gleichviel, das Verdienst, der Nachwelt ein so

ausgezeichnetes Kunstwerk hinterlassen zu haben, wird wohl vor unserm Herrgott hinreichend gewesen sein, um dem guten Manne jede Sünde zu vergeben und seiner Seele die gewünschte Ruhe zu verschaffen.

Die Aussicht von der früher erwähnten Ruine ist unstreitig eine der entzückendsten an dieser Küste Italiens. Gerade als wir uns auf der Zinne des halb verfallenen Thurmes befanden, sahen wir zu unsern Füßen unsern lieben Speronaro unter Segel gehen, den wir nur noch einmal in Neapel wiedersehen sollten, um einen letzten Abschied von ihm zu nehmen. Wir schwenkten unsere Taschentücher, was vom Schiffe aus gesehen und von Arena erwiedert ward, Pietro regalirte uns noch mit einer Tarantella. Die guten Bursche mochten sich wohl vergebens die Köpfe zersinnen, was in aller Welt uns zu solch halsbrecherischer Kletterei vermocht haben konnte.

Da wir in Amalfi keinen Calessino gefunden und demnach keine Veranlassung hatten, den mühseligen Weg wieder hinabzuklettern, so frugen wir einen der Knaben, die in den Ruinen ihre wenigen Ziegen hüteten, ob nicht von hier aus ein näherer Weg nach Cava führe. Der Junge bejahte die Frage und erbot sich sogleich, ohne nur eine Bezahlung zu erwähnen, zu unserem Wegweiser; seine Ziegen überließ er der Obhut seines Kameraden. Bestimmt mußte der allerliebste Krauskopf ein Sonntagskind sein, denn wo er einen sogenannten Weg sah, sahen wir nur das heilloseste Geröll und Gestrüpp; nicht einmal die Spur eines Fußpfades. Dennoch gelangten wir endlich auf eine Art von Weg, und nach zwei Stunden nach La Cava.

Wir belohnten unsern kleinen Führer mit der ungeheuren Summe von fünf Carlins; an seiner Freude gewahrten wir, daß diese Belohnung seine kühnsten Erwartungen übertraf, ja er gestand uns sogar, daß er noch nie in seinem Leben soviel Geld beisammen gesehen habe; er wäre vor Freude beinahe verrückt geworden, wie sein berühmter Landsmann Tomaso Aniello, schlechtweg Masaniello genannt.

Noch am selben Abend stöberten wir den Besitzer eines Calessino auf, der uns andern Tags für einen Piaster bis Neapel fahren wollte; doch machten wir zwei Bedingungen: erstens, daß der Calessino zu unserer alleinigen Verfügung stände, und zweitens, daß wir in Torre de l'Annunziata, was der halbe Weg ist, ein frisches Pferd bekämen. Der Kerl schwor uns bei allen Göttern und Halbgöttern, gerade an benanntem Orte habe er einen Stall, worin sechs Pferde, die sein Eigenthum wären, und unter denen wir die Auswahl haben sollten; was den zweiten Artikel des Vertrags betreffe, so verstehe sich das bei solchen Eccellenza's, wie wir, von selbst, worauf wir das Handgeld von ihm in Empfang nahmen.

Ich glaube schon einmal gesagt zu haben, daß in Italien, im Gegensatze zu andern Herrenländern, nicht der Reisende, sondern der Vetturino Aufgeld zahlt und daß man ohne ein solches niemals darauf rechnen kann, ob man, trotz aller Verträge und Bestimmungen, am benannten Tag seine Reise auch wirklich fortsetzen werde.

Es ist vielleicht hier der Ort, dem Leser einen anschaulichen Begriff von der Gattung Fuhrwerken zu geben,

deren man sich von Salerno bis Molo-di-Gaeta fast ausschließlich bedient, die zwar Calessino genannt werden, aber ja nicht mit unseren eleganten, bequemen Kaleschen zu verwechseln sind.

Der Calessino hat ohne Zweifel ursprünglich nur als Transportmittel einer einzigen Person dienen sollen, es ist eine Art von Tilbury, in lebhaften Farben angepinselt, dessen Sitz die Form einer großen Pritsche hat, an die nur noch ein Paar Seitenlehnen angebracht sind. Die Bespannung besteht stets nur aus einem Pferde, das der Fahrende selbst lenkt.

Trotz aller Fortschritte der Civilisation hat sich die From des Calessino so wie die Bespannung doch in ihrer ganzen Einfachheit erhalten, nur die Fracht hat sich ins Unermeßliche vervielfältigt: das Hauptstück derselben besteht gewöhnlich in einem feisten, dickbäuchigen, rothwangigen Mönch, der so zu sagen den Centralpunkt des Menschenknäuls bildet, den der Calessino zu schleppen hat. Auf dem einen Knie des Mönchs sitzt eine frische, appetitliche Amme, mit ihrem Säugling, auf dem anderen irgend eine hübsche Bäuerin von Sorrent, Castellamare oder Messina. Auf den beiden Seitenlehnen der Pritsche hockt dann der Mann, Geliebte, Bruder oder Vetter der Amme und der Bäuerin. Auf einem kleinen Bretchen hinter der Pritsche balanciren stehend, wie Lakaien vornehmer Herrschaften, zwei, auch drei Lazzaronis, mit nackten Armen und Beinen, mit dem Hemd, dem kurzen Beinkleid und einem Westchen bekleidet, die rothe phrygische Mütze auf dem Kopf, das unerläßliche Amulet um den Hals, ge-

hangen. Rechts und links neben dem Kasten klammern sich an das Rädergestelle ein Paar halbwüchsige Jungen, Führeraspiranten, Supernumerarcicerones, die ihr Herculanum und Pompeji an den fünf Fingern herzuzählen wissen. Endlich, in einem, zwischen den beiden Rädern hängendem Netze, krabbelt, lacht, weint, hustet, singt, knufft und pufft sich ein ganzes Nest voll Kinder von vier bis acht Jahren, von denen man nicht weiß, wo sie hinwollen, wem sie zugehören, von was sie leben. Und alles das, Mönch, Kutscher, Amme, Bäuerin, Bauern, Lazzaronis, Jungen und Kinder, oft eine volle Mandel Menschen, wird von einem einzigen unglücklichen Pferde gezogen, das nichts desto weniger im gestreckten Galopp rennen muß.

Bei solch holpriger Fuhre kann es nicht fehlen, daß der Calessino zuweilen an einen großen Stein stößt, umschlägt, und sich seiner ganzen Fracht auf die Landstraße entladet.

In solchem Falle ist dann gewöhnlich Alles zunächst mit dem Mönche beschäftigt; man hebt ihn auf, stellt ihn auf sein Pedal, man betastet, man fragt ihn, ob er sich nichts gebrochen habe, und erst wenn man in Betreff des heiligen Mannes Beruhigung gefaßt hat, kommen die Anderen an die Reihe: die Amme bekümmert sich um ihren Säugling, der Bauer um seine Geliebte, der Kutscher um sein Pferd, die Verwandten um ihre Verwandten, und die Lazzaroni und Buben um sich selbst. Was das Kindernest unter dem Calessino betrifft, so fragt kein Mensch darnach; ist so ein Wurm abhanden gekommen, das schadet nicht; die gute Stadt Neapel ist ja so reich mit Bevöl-

kerung gesegnet, daß ein solcher Verlust bald ersetzt ist. Die ganze Gesellschaft tastet sich wieder auf den Calessino und die Fuhre geht im früheren Tempo weiter.

Und in einem solchen Vehikel sollten wir unsere Reise von la Cava bis Neapel bewerkstelligen. Wenn wir etwas preßten, hatten Jadin und ich allenfalls auf der Pritsche Platz, der Kutscher, wie gewöhnlich, hinter uns, und Mylord zu unsern Füßen. In Torre d'Annunziata sollte, wie gesagt, ein frisches Pferd vorgelegt werden, so lautete wenigstens der Vertrag.

Zur bestimmten Stunde, um sieben Uhr früh, klingelte und bimmelte das Fuhrwerk vor unserer Thür; gegen die Pünktlichkeit war also nichts zu sagen. Der Sitz war leer, außer dem Kutscher niemand auf dem Calessino; das arme Pferd schüttelte seine Schellen, als freue es sich dieses unverhofften Glückes, oder auch, als bezweifle es dessen Wirklichkeit. Wir und Mylord nahmen unsere Plätze ein, der Kutscher ließ ein hohes: Brrrrrr!... vernehmen, etwa wie Jäger, die ein Volk Rebhüner auffliegen lassen, und fort ging es, wie auf Fittichen des Sturmes.

Der Anfang war herrlich. Nach einiger Zeit fing Mylord an, eine gewisse Unruhe zu zeigen, als ob er irgend Etwas unter sich spüre, das nicht ganz in der Ordnung war. Wir glaubten, die Wagenstöße incommodirten S. Herrlichkeit; aber bald ließ er ein unwilliges Knurren vernehmen, dann fletschte er die Zähne, und endlich sprang er wüthend auf; aber zu unserer großen Verwunderung fing er an sich wie ein Kreisel um seine eigene Achse zu drehen, ohne daß sein Hintertheil von der

Stelle kam, als ob eine unsichtbare Zaubermacht ihn da gefesselt hielt. Ein muthwilliges Kichern löste endlich das Räthsel.

Mylords Schwanz, sein Stolz und sein empfindlichstes Glied, hing durch ein Loch des Rohrgeflechtes hinab, das den Boden des Calessino bildete; ein Paar Musterexemplare neapolitanischer Gassenbuben hatte sich, Gott weiß wie, ins Netz unter den Calessino eingeschmuggelt, und sich den unschuldigen Spaß gemacht, Mylord bei dieser natürlichen Handhabe zu fassen, zu zupfen und festzuhalten, und je wüthender Mylord bellte, je strammer zogen die Buben in ihrer Todesangst nun an, um ihn am Herausspringen und Beißen zu verhindern.

Jadin war wüthend über den Schimpf, der seinem Hunde angethan worden wär; er ließ anhalten, wollte aussteigen und die Jungen züchtigen; ich beschwichtigte ihn aber mit den Worten unseres Heilandes: Lasset die Kindlein zu mir kommen! — worauf ein Vertrag mit der lieben Jugend abgeschlossen ward, Kraft dessen Inhalt wir sie im Besitz des Netzes lassen wollten, dafern sie ruhig blieb und sich aller Allotria mit Mylords Schwanze enthalten würde. Nachdem die streitenden Partheien sich auf diese Weise geeinigt, ging die Fuhre wieder im Galopp vorwärts.

Wir waren noch keine fünfhundert Schritte weiter gefahren, als es uns schien, als ob der Kutscher hinter uns mit Jemand anderem als mit seinem Rosse dialogisire; wir drehten uns um und gewahrten zu unserm Erstaunen, daß der gute Mann zwei Köpfe, statt eines, auf

seinem Rumpf hatte, es war ein Fischer von Puzzuoli, der unsern Halt benutzt hatte, um sich hinten aufzuschwingen, und auf diese Weise mit rascherer Gelegenheit als seinen zwei Beinen nach Neapel zurückzugelangen. Wir fanden sein Gebahren doch etwas zu sehr sans gene und wollten ihn eben ersuchen gefälligst abzusteigen; aber ehe wir noch den Mund geöffnet, hatte er uns Eccellenzas mit so schelmischer Bonhomie einen schönen guten Morgen gewünscht, daß wir seine Artigkeit unmöglich durch eine Grobheit erwiedern konnten; wir ließen ihn also auf seinem Posten und empfahlen nur dem Kutscher, sich fernerhin in seiner Liberalität etwas zu moderiren.

Ein Stückchen jenseits Nocera schwang sich ein etwa fünfzehnjähriger Bursche mit einer Leichtigkeit und Geschicklichkeit auf eine Latte des Calessino, die selbst in Franconi's Circus Bewunderung erregt haben würde, hielt sich mit einer Hand an unsere Seitenlehne und erbot sich, im Fall wir in Pompeji anhalten würden, uns die Honneurs des Ortes zu erweisen. Da wir direkt nach Neapel wollten, dankte ich ihm für sein Anerbieten, worauf er uns um Erlaubniß bat, uns wenigstens bis Pompeji begleiten zu dürfen. Wie der Bursche sich auf dem gefährlichen Balancirpunkt festhalten konnte, ist mir noch heute ein Räthsel. Die Bitte war übrigens zu bescheiden, um abgeschlagen zu werden und so ließen wir ihn denn auf seiner Latte. Aber als wir Pompeji erreichten, sagte er uns, er habe sich eben besonnen, daß er in Torre d'Annunziata ein Geschäft abzumachen habe und wenn wir es erlaubten, würde er uns erst dort verlassen. Wir

würden das Verdienstliche unserer That durch eine Weigerung bedeutend geschmälert haben und gewährten demnach seine Bitte.

In Torre d'Annunziata ward des Frühstücks und Umspannens wegen angehalten. In Betreff des Ersteren erwähne ich nur beiläufig, daß der treffliche Lacrimä-Christi uns sehr zu statten kam, um das schauderhafte Oel, in dem unsere Speisen schwammen, hinabzuspülen. Nach eingenommenem Frühstück ließen wir den Kutscher rufen, der mit dem unbefangensten Gesichte von der Welt herbeikam. Wir waren im besten Glauben, unsere Reise sogleich fortsetzen zu können, aber zu unserm Erstaunen verkündete uns der Kerl lachend: er wisse nicht wie es zugehe, aber er habe hier keinen frischen Vorspann gefunden; in einer, höchstens zwei Stunden würde jedoch sein Pferd vollkommen ausgeruht sein und uns dann eben so rasch nach Neapel befördern, als ob es ein ganz frisches wäre; übrigens wäre dieser Halt ja nur zu unserm Vortheil, da er uns Gelegenheit verschaffe, die Sehenswürdigkeiten von Torre d'Annunziata zu besichtigen, dem merkwürdigsten Orte im Königreiche Neapel, wie er uns versicherte.

Wären wir auch noch so sehr in Zorn gerathen, es würde uns wenig oder gar nichts geholfen haben. Uebrigens ist der Neapolitaner derjenige Mensch, mit dem man am wenigsten durch Zank ausrichten kann. Er ist so ein geborner Grimassier, Fratzenmacher, seine Gesten sind so unwiderstehlich komisch, daß man eben so gut mit einem Polichinell zanken könnte. Statt uns daher in Streitigkeit mit ihm einzulassen, überließen wir ihm unseren hal-

vollen Fiocco mit Lacrimä-Christi, gingen dann in den Stall hinab, um uns durch den eigenen Augenschein zu vergewissern, daß dem Pferde auch wirklich eine doppelte Ration Hafer geschüttet ward, und befolgten schließlich des Kutschers Rath, uns ein wenig in Torre-d'Annunziata umzusehen.

Die größte Merkwürdigkeit des Ortes ist ohne Zweifel der Ort selbst, nach einer Kapelle mit Thurm so benannt, den Alphons I. im Jahre 1319 erbaute. Das Monument ist, wer weiß wie oft, von der Lava des Vesus zerstört, und eben so oft an derselben Stelle wieder erbaut worden, eben so wie Torre del Greco. Ja, um die Chancen der Zerstörung noch zu vermehren, hat König Karl III. daselbst eine Pulverfabrik errichten lassen; so daß die dort beschäftigten armen Teufel immer in der doppelten Gefahr schweben, entweder durch die Explosion der Natur, oder durch eine künstliche ums Leben zu kommen, allerdings eine Variante, die sie vor ihren Nachbarn voraus haben, wenn auch nicht erfreulicher Art.

Die einzige wirkliche Sehenswürdigkeit von Torre d'Annunziata ist die Sankt Martinskirche, ein so kokettes und elegantes Gotteshaus, wie nur die Liebfrauenkirche von Loretto, eigentlich mehr eine Bonbonniere, als eine Kirche. Lanfranco, Espagnoletto, Stanzioni, Aspino und Guido Reni haben sie mit den köstlichsten Altarbildern und Fresken geschmückt; letzteren verhinderte der Tod, sein Gemälde, die Geburt Christi, zu vollenden.

Ueber der Thüre befindet sich die berühmte Kreuzabnahme von Stanzioni, die ihren Ruf mehr noch der Ei-

fersucht verdankt, die sie Espagnoletto einflößte, als ihrem wirklichen Verdienst; diese Eifersucht war so groß, daß er den Mönchen, die das Bild reinigen wollten, eine ätzende Substanz in das Wasser zu mischen gab, die es auch an mehren Stellen befleckten. Stanzioni hätte dem Uebel selbst wieder abhelfen können, aber vergebens baten ihn die verzweiflungsvollen Mönche darum, er verweigerte es hartnäckig.

Seltsam bleibt immer diese häufige Feindschaft zwischen großen Künstlern. Masaccio, Dominichino und Baroccio starben an Gift. Zwei talentvolle Zöglinge Guido's wurden auf eine Galeere gelockt und kamen nie wieder zum Vorschein. Guido selbst konnte sich nur durch schleunige Flucht von Neapel vor Mörderhänden schützen; Giorgione verdankte mehrmals sein Leben dem Panzer, den er stets trug, und Titian endlich seinem Waidmesser.

Bei unserer Rückkehr ins Gasthaus fanden wir den Calessino angespannt. Die anderthalbstündige Ruhe und die doppelte Mittagsration schienen dem armen Pferde neue Kräfte verliehen zu haben.

Es bedurfte derselben aber auch; denn gleich nach der Abfahrt vermehrte sich die Fracht wieder um drei Lazzaroni und zwei Jungen. Wir hatten das Vergebliche eines jeden Widerstandes endlich eingesehen und fügten uns stillschweigend in das Unvermeidliche. Bis Resina ward die Ladung vollends komplett, nicht einmal die Amme fehlte mehr; vor einem Mönch bewahrte uns nur die Unmöglichkeit, auf dem Sitze noch Raum zu gewinnen. Wunderbar war es, daß mit der vermehrten Last sich auch die

Schnelligkeit des Pferdes steigerte. Ich glaube, es war Desperation.

Je näher wir Neapel kamen, je deutlicher vernahmen wir das Gesumme und Geschwirre der Stadt. Die Neapolitaner sind ohne Zweifel das geräuschliebendste Volk der Erde; alle Kirchen hängen voller Glocken, die Pferde und Maulthiere voller Schellen, und die Lazzaroni, die Weiber und die Kinder haben die unverwüstlichsten Kehlen, die mir je vorgekommen sind: Alles das läutet, schellt, bimmelt, schreit, singt zu gleicher Zeit und ohne Unterlaß. Ja selbst des Nachts, wo jede andere Stadt ihre Ruhestunde hat, giebt es immer irgend ein Geräusch, den mächtigen Grundbaß gar noch nicht mit gerechnet, mit dem der Vesuv bisweilen in dieses allgemeine Getöse einfällt; dennoch möchte ich sehr bezweifeln, daß es ihm jemals ganz gelingt, die andern Schreihälse durch sein Gebrüll zum Schweigen zu bringen.

Unsere Fahrgesellschaft verließ uns übrigens wie sie gekommen war, nach und nach, und ohne Abschied, was eben so natürlich war, da sie den Gutentag vergessen hatte. In der Meinung dieser Leute gilt der Calessino wahrscheinlich eben so als Gemeingut, wie das Sonnenlicht. An der Magdalenenbrücke sprangen die beiden Buben vom Wagengestelle; an der Fontaine der Carmeliter mußten wir anhalten, um uns der Amme und der Bäuerin zu entledigen; am Molo rutschten die beiden Lazzaroni herab, an der Mergellina verschwand der Fischer, und als wir am Hotel la Vittoria anhielten, war auch das Kindernest unterm Calessino leer. Uebrigens hatte diese zahl-

reiche Begleitung doch auch ihr Gutes für uns, denn es fiel Niemand am Thore ein, nach unseren Pässen zu fragen, was ohne die landeseingeborne Gesellschaft um, neben, auf und unter uns gewiß geschehen wäre.

Wir bekamen ein Zimmer nach dem Meere heraus, und unser erster Blick fiel auf unsern Speronaro, der friedlich im klaren Mondenschimmer auf seinem Anker lag.

Am andern Morgen meldete uns der Kellner, daß einige Marinari den Eccellenzen aufzuwarten wünschten. Wir ahneten schon, wer es sein könne, ließen bitten einzutreten, und siehe da — es war wirklich unser wackerer Arena, mit seiner ganzen Mannschaft, die uns einen letzten Abschiedsbesuch abzustatten kamen.

Wer so, wie wir, drei Monate mit solchen Leuten verlebt, mancherfache Gefahren und Freuden mit ihnen getheilt hat, der wird mir ohne Schwur glauben, daß unser Abschied ein eben so warmer und herzlicher war, als ob wir von nahen Verwandten schieden. Arena und seine wettergebräunten Bursche weinten wie die Kinder, Jadin kam der Rauch seiner Cigarre in die unrechte Kehle und mir selbst — ich schäme mich nicht, es zu sagen, — standen die Augen voll Wasser, ohne daß Nunzio's kräftiger Handdruck es nicht erst herauf zu pumpen brauchte.

Gott sei in Sturm und Gefahr auch ferner der Schirm und Hort unserer lieben Santa-Maria-di-Pie-di-grotta!

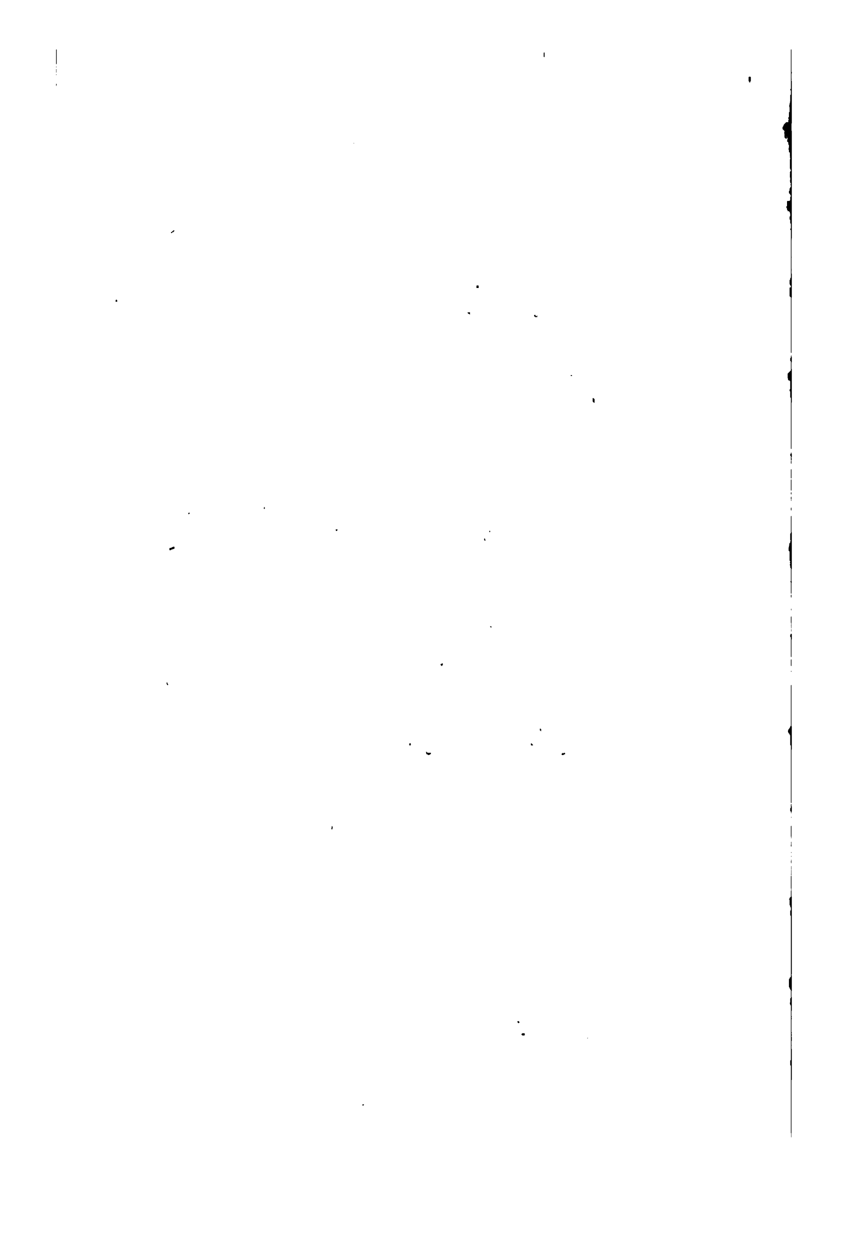
Ende.

Anhang.

P r a x è d e s.

Von

Alexander Dumas.



I.

Die Salbung.

Am Tage vor dem heiligen Osterfeste des Jahres 1099 fand ein großes Fest in der edlen Stadt Barcelona statt.

Der junge Graf Raymund Berengar III., welcher seit einem Jahre die höchste Gewalt geerbt, hatte nämlich gedacht, da seine Unterthanen gleich den Jüngern und Aposteln unseres Herrn Jesus Christus, in eine lange und tiefe Trauer durch den Tod des Herrn Grafen, seines Vaters, versenkt gewesen waren, daß er bei den herannahenden Ostern diesen heiligen Tag wählen müßte, um in seiner Person das verstorbene Königthum wieder auferstehen zu lassen. Dem zu Folge hatte er an benanntem Tage durch untersiegelte Schreiben die Prälaten, die Barone, die Ritter und die Abgesandten der fremden Höfe in seiner guten Stadt Barcelona zusammenberufen, indem er ihnen meldete, daß er in ihrer Gegenwart sich zum

Ritter schlagen lassen und von dem Altare den Kranz von goldenen Rosen, welcher die Krone der Grafen von Aragonien bildete, nehmen und auf sein Haupt setzen würde.

Am genannten Tage hatten sich daher auch nicht allein alle Prälaten, Barone und Ritter Spaniens, sondern auch noch eine große Anzahl fremder Fürsten und Herren zu diesem Feste begeben. Der Richter und Erzbischof von Arborea war dahin von Sardinien gekommen; der König von Aragonien von Saragossa; der König von Castilien von Madrid. Da die Maurischen Könige von Tlemecen und von Granada dem Feste nicht persönlich beiwohnen konnten, so hatten sie, wie ihre Vorfahren, die heiligen drei Könige es bei Veranlassung der Geburt unseres Herrn Jesus Christus gethan, reiche Geschenke dazu gesandt. Kurz, die Versammlung war, wie wir bemerkt haben, am Tage vor dem heiligen Osterfeste so zahlreich, daß man wohl dreißig Tausend Reiter von dem ersten Adel der Welt in der Stadt Barcelona und ihren Umgebungen zählte.

Schon vom Morgen an hatte der Herr Graf Raymund Berengar III. unter Trompetenschall in der Stadt bekannt machen lassen, daß um die Mittagsstunde, gleich nach dem Alleluja und bei dem ersten Läuten der Glocken, welches ihre Rückkehr verkünden würde, jeder Mann die Traüer ablegen, seinen Bart abschneiden und sich zum Feste anschicken sollte. So wie das Alleluja angestimmt war, und man den freudigen Klang der Glocken erbeben hörte, bereitete sich daher auch jeder vor, wie es der König befohlen hatte, so daß die Straßen, welche

eine Stunde zuvor traurig und still waren, eine Stunde nachher voll von Menschen und Getöse waren; denn man hatte zu gleicher Zeit Thore und Thüren geöffnet, die fremden Ritter waren in die Stadt gezogen und die Bürger hatten ihre Häuser verlassen.

Und dennoch befanden sich in Barcelona nur die, welche nicht in den Pallast Aljaferia hatten eingeladen werden können, und wie wir bemerkt, ihr Zudrang war groß, denn der Herr Graf war genöthigt gewesen, zu beschließen, daß er an seiner Tafel und in seinem Schlosse Niemand empfangen würde, der nicht König oder königlicher Abgesandter, Statthalter der Provinz, Erzbischof, Fürst, Herzog oder Graf sei, und allein diese und ihr Gefolge bildeten vier Tausend Personen, welche sich als berechtigt gezeigt hatten, Gäste und Tischgenossen des Herrn Grafen von Barcelona zu sein.

Den ganzen Tag über durchwanderte diese Menge die Stadt, indem sie die Kirchen besuchte, bei den Gauklern verweilte, vom Gebete zu weltlichen Spielen und von weltlichen Spielen wieder zum Gebete überging; als aber der Abend herbeikam wanderte jeder nach dem, zwei starke Meilen weit von der Stadt gelegenem Pallaste des Grafen, denn der Graf sollte am selben Abende die Waffenwache in der Kirche des heiligen Erlösers halten. Auf der ganzen Länge des Weges waren Fackeln und Feuerbrände aufgestellt, um den Zug zu erleuchten, und aus Furcht, daß diese Fackeln und diese Feuerbrände verstellt werden und Zwischenräume ohne Licht lassen möchten, waren ihre Plätze in Voraus bestimmt und verboten wor-

den, sie, unter welchem Vorwande es auch sein möchte, zu verstellen.

In dem Augenblicke, wo die Vesperstunde schlug, zündete man alle diese Feuerbrände an, so daß sich in einem Augenblicke eine lange Flammenlinie von dem Pallaste Aljaferia bis zur Kirche des heiligen Erlösers erstreckte; dann durcheilten im selben Augenblicke Waffenherolde, welche die Banner des Grafen trugen, den ganzen Weg, damit das Volk sich auf den beiden Seiten des Weges aufstelle, und den Zug nicht am Vorrücken verhindere.

Bei dem letzten Schlage der Vesperglocke öffnete sich das Thor des Pallastes unter lautem Freudengeschrei der Menge, welche seit der Mittagsstunde wartete.

Die ersten, welche erschienen, waren die Söhne der Ritter des höchsten Adels von Catalonien, sie waren zu Pferde und trugen die Schwerter ihrer Väter, und es waren gewaltige, in den Turniren oder in den Schlachten ganz schartig gewordene Schwerter, von denen jedes einen berühmten Namen hatte, wie das Schwert Karls des Großen, Rinaldos und Rolands.

Hinter ihnen kamen die Knappen der Ritter, welche am folgenden Tage gewappnet werden sollten; sie trugen die bloßen Schwerter ihrer Herren; diese freilich waren im Gegensatze zu den ersten jungfräulich und glänzend; aber man wußte, daß sie in den Händen, welche sie empfangen sollten, bald ihre Jungfräulichkeit im Blute der Feinde und ihren Glanz in der Schlacht verlieren würden.

Dann kam das Schwert des Herrn Grafen, das

zu Gestalt eines Kreuzes gemacht war, um ihn immer daran zu erinnern, daß er Krieger Gottes wäre, bevor er Fürst der Erde sei; es war das reichste und das am schönsten geschmückte Schwert, das vielleicht je ein Graf, König oder Kaiser getragen hat, und dieses Schwert befand sich, bis es in die Hände seines Herrn überging, in der Hand des alten Don Juan Ximenes de la Roca, eines der tapfersten Ritter der Welt, welcher selbst zwischen zwei andern Rittern ging, von denen der eine der Baron Wilhelm von Cervallo und der andere Sir Otto von Moncada war.

Nach dem Schwerte des Herrn Grafen kamen zwei mit Fackeln beladene Wagen aus seinen Ställen, von denen jeder mehr als zehn Zentner Wachs trug, welche er der Kirche zum heiligen Erlöser als Geschenk anbot, weil er eine Kerze, welche die Runde der Stadt Barcelona machte, gelobt hatte, und zwar, weil er durch die Krankheit des Königs, seines Vaters, in seinen Staaten zurückgehalten, nicht zum Kreuzzuge aufgebrochen war, was ihm als Ritter ein Schmerz, und als Christ ein Gewissensvorwurf war. Die Fackeln waren angezündet, obgleich man ihrer durchaus nicht bedurfte, da die andere Erleuchtung schon genug Helle verbreitete. Nach diesen beiden Wägen kam der Herr Graf selbst, der auf einem prachtvoll geschirrtem Pferde ritt; er war ein schöner junger Mann von achtzehn bis neunzehn Jahren, der lange Haare trug, die von jeder Seite auf seine Schultern herabfielen, und auf seiner Stirn durch einen goldenen Reif zurückgehalten waren. Er war mit seinem Kriegswamms angethan, denn

er mußte während der Nachtwache seinen Panzer anlegen; aber dieses Wamms war durch einen weiten Mantel von Goldtuch verborgen, welcher bis auf seine Steigbügel herabfiel. Hinter ihm kamen seine von zwei Adeligen getragenen Waffen; es war ein Helm mit schließendem Visir, ein Panzerhemd von Stahl und Gold, und ein Schild, auf welches der Rosenkranz, das Zeichen der höchsten Gewalt bei den Grafen von Barcelona, eingegraben war. Der Adelige, welcher diese Waffen trug, war von zwei andern Adeligen begleitet, von denen der eine sich Rüdiger, Graf von Pallars, und der andere Alphons Ferdinand, Herr von Jxer nannte, und beide hielten ihr Schwert entblößt, wie um diese königlichen Waffen zu vertheidigen, wie sie es an einem Schlachttage gethan haben würden, wenn sie das Haupt und die Brust ihres edlen Herrn und Gebieters gedeckt hätten.

Nach den Waffen des Herrn Grafen kamen, zu zwei und zwei, die Adeligen, welche er zu Rittern schlagen sollte; sie waren ihrer zwölf, und sollten gleichfalls, sobald sie den Ritterschlag empfangen, jeder zehn andere Ritter schlagen, und diese Hundert und zwanzig folgten ihnen je zwei und zwei auf ihren schönen, ganz mit Goldtuch und kostbaren Geschirren bedeckten Pferden.

Dann hinter ihnen, denn sie hatten als die Helden des Festes den Vortritt vor Allen, kamen nach ihrem Range und zu vieren zuvörderst die Prälaten, dann die Könige und die Abgesandten der Könige, dann die Herzöge, dann die Grafen, dann die gewöhnlichen Ritter, durch Musiker von einander getrennt, welche die Luft von dem

Klange ihrer Trompeten, ihrer Pauken und ihrer Flöten erschallen ließen. Dieser letzten Gruppe folgten eine Menge als Wilde gekleideter Gaukler, die zu Fuß gingen oder auf kleinen Pferden ohne Sattel und ohne Zaum ritten, deren sie sich zu ihren Kunststücken bedienten, und die ihnen auf den Ruf gehorsamten; alle machten einen solchen Lärmen und stießen ein solches Geschrei aus, daß es Jemanden, der sie gehört ohne die Ursache davon zu kennen, geschienen hätte, daß der Himmel und die Erde wie in der letzten Stunde des letzten Tages zusammenfielen.

So gelangte man durch die Gnade Gottes und bei dem Scheine der Feuerbrände, welche die Nacht in Jubel und die Finsterniß in Licht verwandelten, bei dem schallendsten Lärm der Trommeln, der Pauken, der Trompeten und anderer Instrumente, bei dem Geschrei der Gaukler und der Herolde, welche Alle riefen: Barcelona! Barcelona! in die Kirche des heiligen Erlösers. Obgleich man, wie wir bemerkt, nur zwei Meilen zurückzulegen hatte, so hatte sich der Zug doch so langsam bewegt, damit jeder Zeit genug hätte ihn zu sehen, daß es Mitternacht in dem Augenblicke schlug, als der Graf unter dem Portale abstieg, wo ihn der Erzbischof von Barcelona, der ihn am folgenden Tage salben sollte, mit seiner ganzen Geistlichkeit erwartete.

Nun traten alle Adeligen, welche am folgenden Morgen zu Rittern geschlagen werden sollten, den Herrn Grafen an der Spitze, in die Kirche, und hielten mit einander die Waffenwache, indem sie Gebete hersagten, und Loblieder unseres Herrn Jesus Christus sangen. So

brachten sie diese ganze glückselige Nacht zu, während welcher sie sehr frommer Weise Frühmetten anhörten, denen die Erzbischöfe, Bischöfe, Prioren und Aebte beiwohnten, welche alle ihre Gebete mit so großer Andacht hersagten, daß es eine Erbauung für alle Anwesenden war.

Als der Tag angebrochen, öffnete man den Gläubigen die Kirche, und sie füllte sich, daß es ein Wunder war, wie so viele menschliche Geschöpfe sich in einem solchen Raume aufhalten könnten, ohne zu ersticken. Nun legte der Erzbischof seine Gewänder an, um die Messe zu lesen, und der Herr Graf zog seiner Seits ein Chorhemd an, als ob er sie bedienen wollte, dann zog er über das Chorhemd die reichste Dalmatica, mit der jemals ein Kaiser oder ein König bekleidet gewesen ist, hierauf hing er um seinen Hals eine prachtvolle und so mit Perlen und Edelsteinen überladene Stola, daß es unmöglich wäre zu sagen, was sie werth sei; endlich nahm er die Priesterbinde, die gleichfalls sehr glänzend war, und bei jedem Kleidungstücke, das er anlegte, verrichtete der Erzbischof ein Gebet. Als hierauf alles dieses geschehen, begann er die Messe zu lesen; und als die rechte Seite beendigt, unterbrach er sich einen Augenblick lang, während bei dem feierlichen und hallenden Klange der Orgel die beiden Zeugen des Grafen, deren einer Don Juan Ximenes de la Roca und der andere Alphons Ferdinand Herr von Ixer waren, sich ihm näherten, und ihm der eine den rechten, und der andere den linken Sporn anlegte. Nun näherte sich der Graf dem Altare, kniete vor dem Tabernakel nieder und verrichtete leise ein Gebet, während der an seiner

Seite stehende Erzbischof laut betete. Als endlich dieses Gebet beendigt, zog er sich zurück, nahm das Schwert von dem Altare, küßte demüthig das Kreuz, welches seinen Griff bildete, gürtete es um seine Hüften, und als er es umgürtet hatte, zog er es aus der Scheide und schwang es drei Male. Bei dem ersten Male, forderte er alle Feinde des heiligen katholischen Glaubens heraus; bei dem zweiten schwor er, allen Waisen, Unmündigen und Wittwen Hülfe zu leisten; bei dem dritten versprach er während seines ganzen Lebens eben so gut dem Mächtigsten, als dem Geringsten, eben so gut dem Fremden als seinen eigenen Unterthanen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Bei diesem letzten Schwure antwortete eine volle und tönende Stimme: Amen! und jeder wandte sich um, um zu sehen, woher diese Stimme käme; es war die eines fahrenden provencalischen Sängers, der sich in die Kirche geschlichen hatte, und den man, da er nicht würdig war, sich in so guter Gesellschaft zu befinden, fortjagen wollte; aber der Graf, welcher sich nach dem, was vorging erkundigt und es erfahren hatte, befahl, daß man ihn auf seinem Platze ließe, indem er sagte, daß er in einem solchen Augenblicke kein Gebet zurückweisen dürfe, käme es nun von einem Adeligen oder von einem Bürgerlichen, von einem Reichen oder von einem Armen, von einem Mächtigen oder von einem Schwachen, vorausgesetzt, daß es aus einem biederen und wohlgesinnten Herzen käme. Der fahrende Sänger wurde daher auf seinem Platze gelassen, und der Herr Graf, der sein Schwert wieder in

die Scheide gesteckt, bot seine Person und sein Schwert Gott dar, indem er ihn bat, ihn immer unter seiner heiligen Obhut zu halten und ihm den Sieg gegen alle seine Feinde zu bewilligen. Nun salbte ihn der Erzbischof mit dem heiligen Oele auf der Schulter und dem rechten Arme. Sogleich nahm er die Krone von dem Altare, und setzte sie auf sein Haupt, auf welchem seine beiden Zeugen sie befestigten. Im selben Augenblicke riefen die Erzbischöfe, die Bischöfe, die Aebte, die Fürsten und die beiden Zeugen des Grafen mit lauter Stimme aus: Te Deum laudamus, und während sie diesen Gesang anstimmten, nahm der Herr Graf den goldenen Zepter in sein linke und den Reichsapfel in seine rechte Hand, und hielt beides so lange, als das Te Deum und das Evangelium dauerte. Hierauf legte er sie wieder auf den Altar, und setzte sich auf den Grafensessel, wo die zwölf Adeligen vor ihm vorüberkamen, die er einen nach dem andern zu Rittern machte, und die sich sogleich jeder in eine der zwölf Kapellen begaben, wo sie nun auch jeder zehn Ritter machten.

Als die Feierlichkeit beendigt, nahm der Graf, die Krone immer noch auf dem Haupte, von Neuem den Reichsapfel in seine rechte und den Zepter in seine linke Hand, und verließ so gekrönt und die Insignien der Gewalt tragend die Kirche, und bestieg, mit der Dalmatica, der Stola und der Priesterbinde angethan, wieder sein Pferd. Da er es aber nicht selbst führen konnte, so waren an dem Ringe des Gebisses zwei Paar Zügel befestigt; ein Paar, und zwar dasjenige, welches an der linken Seite befestigt, wurde von den beiden Zeugen gehal-

ten; die andern Zügel, welche von weißer Seide waren, und von denen jeder wohl vierzig Fuß Länge hatte, wurden von den Baronen, den Rittern und den angesehensten Bürgern von Catalonien gehalten, und nach diesen kamen die sechs Abgeordneten von Valencia, die sechs Abgeordneten von Saragossa und die vier Abgeordneten von Tortosa; alle die, welche, sei es nun zur Rechten, oder sei es zur Linken, die Zügel hielten, gingen zum Zeichen der Ehrerbietung und der Untergebenheit zu Fuß. So, und indem er dieselbe Ordnung und denselben Weg befolgte, kehrte der Herr Graf von demselben Gefolge begleitet und unter Jubel und Trompetengeschmetter gegen neun Uhr in seinen Pallast Aljaferia zurück, den er am Tage zuvor nach der Vesper verlassen hatte. Dort angelangt, stieg er ab und trat in den Speisesaal, wo man ihm einen sehr erhöhten Thron zwischen zwei goldenen Sesseln bereitet hatte, auf welche er den Zepter und die Krone legte. Nun setzten sich seine beiden Zeugen in einer kleinen Entfernung von ihm, und an ihrer Seite die Könige von Aragonien und von Castilien, der Erzbischof von Barcelona, der Erzbischof von Saragossa und der Erzbischof von Arboise; hierauf setzten sich nach ihrer Rangfolge an einen andern Tisch die Bischöffe, die Herzöge und alle die Adeligen, welche an diesem Tage zu Rittern geschlagen worden waren; endlich nahmen die Barone, die Abgesandten der verschiedenen Provinzen und die angesehensten Bürger von Barcelona Platz, Alles in sehr guter Ordnung, denn ihre Plätze waren ihnen nach ihrem Rang angewiesen worden, und sie hatten adelige Diener und Söhne von Rittern zu

ihrer Aufwartung. Was den Herrn Grafen anbelangt, so war er von zwölf Adeligen bedient, und sein Majordomo war der Baron Wilhelm von Cervallo, welcher, wenn er eine Schüssel überbrachte, einen Rundgesang anstimmte, den die zwölf Adeligen begleiteten, von denen jeder ein verschiedenes Gericht trug und singend antwortete. Als der Rundgesang beendigt, stellte er die Schüssel vor den Grafen und schnitt ein Stück davon ab, das er ihm vorlegte; indem er hierauf seinen Mantel und seinen mit Hermelin gefütterten und mit Perlen geschmückten Waffenrock von Goldtuch ablegte, gab er sie einem fahrenden Sänger. Sogleich brachte man ihm andere reiche Kleider, die er anlegte, und er ging mit den zwölf Adeligen den zweiten Gang Gerichte zu holen. Einen Augenblick nachher kehrte er zurück, indem er einen neuen Rundgesang anstimmte und andere Gerichte überbrachte, und dieses Mal, wie das andere, verschenkte er, nachdem er vorgeschnitten und vorgelegt hatte, von Neuem die Kleider, welche er trug, an einen andern fahrenden Sänger; und es fanden zehn Gänge statt, und bei jedem Gange war er auf diese Weise freigebig, was höchlich von der ganzen edlen Versammlung gebilligt wurde.

Nachdem er ohngefähr drei Stunden bei Tafel geblieben, stand der Graf auf, nahm den Reichsapfel und das Zepter wieder, und indem er in das anstoßende Zimmer ging, setzte er sich auf einen, auf Stufen erhobenen Sessel. An seine Seite setzten sich die beiden Könige, und um sie herum auf die Stufen des Thrones alle die Barone, Ritter und angesehenen Bürger. Nun näherte

sich ein fahrender Sänger und sang eine neue, von ihm verfaßte Sirvente; sie führte den Titel: Die Krone, das Zepter und die Weltkugel, sie enthielt folgendes:

„Da die Krone ganz rund ist und die Rundung weder An„fang noch Ende hat, so bedeutet sie: Unsern Herrn, den „wahren allmächtigen Gott, der keinen Anfang gehabt hat „und kein Ende haben wird, und weil diese Krone den all„mächtigen Gott bedeutet, so hat man sie Euch auf das „Haupt gesetzt, und nicht mitten auf den Körper oder auf die „Füße, sondern auf den Kopf, das Zeichen des Verstandes, „und da man sie Euch auf den Kopf gesetzt hat, so müßt „Ihr Euch immer an den allmächtigen Gott erinnern. Möch„tet Ihr mit dieser menschlichen und vergänglichen Krone „die Krone der himmlischen Herrlichkeit erringen, deren Reich „ewig ist.

„Das Zepter bedeutet die Gerechtigkeit, welche Ihr gegen „Alle ausüben müßt, und da das Zepter eine lange und ge„streckte Ruthe ist und trifft und züchtigt, so züchtigt die Ge„rechtigkeit, damit die Bösen nicht mehr Böses thun und „die Guten noch besser werden.

„Die Weltkugel bedeutet, daß Ihr, wie Ihr die Welt„kugel in Eurer Hand haltet, auch Eure Grafschaft und „Eure Gewalt in Eurer Hand haltet; und da Gott Euch „dieselben anvertraut hat, so müßt Ihr sie mit Wahrheit, „Gerechtigkeit und Gnade regiren, und nicht dulden, daß „wer es auch sein möge, ihnen durch Euch oder durch andere „Schaden verursache.“

Dieser Sirvente, welche der Graf mit Vergnügen und wie ein Fürst anzuhören schien, der ihren Sinn wohl

versteht, und sich vornimmt in Ausführung zu bringen, folgte ein neues Lied, welches ein zweiter fahrender Sänger sang, und ein Gedicht, das ein dritter hersagte; als hierauf alles gesungen und hergesagt war, nahm der König wieder den Reichsapfel und das Zepter, und ging in sein Zimmer hinauf, um sich auszuruhen, denn er bedurfte dessen sehr; aber in dem Augenblicke, wo er seinen königlichen Mantel abgelegt hatte, kam man ihm zu melden, daß ein fahrender Sänger ihn durchaus sprechen wollte, weil er, wie er sagte, ihm eine Nachricht von der höchsten Wichtigkeit mitzutheilen hätte, welche nicht den geringsten Verzug zulasse.

Der Graf befahl, daß man ihn eintreten lasse.

Der fahrende Sänger trat ein, und nachdem er zwei Schritte in dem Zimmer gethan, setzte er ein Knie auf den Boden.

—Sprich, sagte der Graf zu ihm.

—Eure Gnaden wollen zuvörderst zu befehlen geruhen, antwortete der fahrende Sänger, daß man uns allein läßt.

Raymund Berengar gab einen Wink, und Jedermann entfernte sich.

—Wer bist Du? fragte der Graf, als die Thür sich wieder hinter dem letzten seiner Diener verschlossen hatte.

—Ich bin, sagte der fahrende Sänger, der, welcher Amen geantwortet hat, als Ihr heute in der Kirche zum heiligen Erlöser, dieses Schwert in der Hand, versprochen habt, während Eures ganzen Lebens eben so wohl den

Mächtigsten als den Geringsten, eben so wohl den Starken als den Schwachen, eben so wohl den Fremden als Euren eigenen Unterthanen Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen.

—Und in wessen Namen verlangst Du Gerechtigkeit?

—Im Namen der Kaiserin Praxedes, welche von Gunthram von Falkenburg und Walther von Than ungerechter Weise des Ehebruches angeklagt, und von ihrem Gatten, dem Kaiser Heinrich den IV. verurtheilt ist, nach Verlauf eines Jahres und eines Tages zu sterben, wenn sich kein Kämpe zeigt, um sie zu vertheidigen.

—Und wie hat sie für einen solchen Auftrag einen so seltsamen Boten gewählt?

—Weil vielleicht Niemand als ich, der arme fahrende Sänger, sich dem Zorne eines so mächtigen Kaisers wie Heinrich der IV. und der Rache zweier so furchtbarer Ritter, wie Gunthram von Falkenburg und Walther von Than sind, ausgesetzt haben würde, und gewiß hätte ich es selbst nicht gethan, wenn ich nicht von meiner jungen Gebieterin, der Marquise Douçe von Provence dazu aufgefordert worden wäre, die so schöne Augen und eine so süße Stimme hat, daß ihr Niemand das auszuschlagen vermag, um was sie bittet; sie ist es, die mich gebeten hat, mich aufzumachen und einen Ritter zu suchen, der hinlänglich tapfer sei und hinlänglich nach Ruhm strebte, um ihre edle Fürstin zu vertheidigen. Nun bin ich aufgebrochen, bin von Stadt zu Stadt, und von Schloß zu Schloß gewandert; aber in diesem Augenblicke befinden sich alle die tapfersten Ritter in Palästina, so daß ich vergebens Italien und Frankreich durchzogen bin, um einen Kämpen

für dieses kaiserliche Unglück zu suchen, aber nirgends einen fand. Ich habe von Euch, gnädiger Herr, als von einem tapferen und verwegenen Ritter sprechen hören, und ich habe mich nach Barcelona auf den Weg gemacht, wo ich heute angekommen bin. Ich habe gefragt, wo Ihr Euch befändet. Man hat mir geantwortet, daß Ihr in der Kirche wäret, ich bin in dieselbe eingetreten, gnädiger Herr im Augenblicke, als Ihr dieses edle Schwert in der Hand hieltet und schwuret, eben so den Mächtigen wie den Geringen, eben so den Starken wie den Schwachen, eben so den Fremden wie Euren eigenen Unterthanen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und es hat mir geschienen, als ob es die Hand Gottes wäre, welche mich in einem solchen Augenblicke zu Euch führte, und ich habe gerufen: Amen!

—Dem sei denn so, antwortete der Graf, denn ich werde im Namen Gottes für die Ehre meines Namens und für die Verbreitung meines Rufes dieses Abenteuer unternehmen.

—Dank sei Euch dafür abgestattet, gnädiger Herr, antwortete der fahrende Sänger, aber mit Eurer Erlaubniß, die Zeit drängt, denn schon sind zehn Monate seit dem von dem Kaiser gefällten Urtheile verflossen, und es bleiben der Angeklagten nur noch zwei Monate und ein Tag, was kaum das ist, was wir an Zeit bedürfen, um uns nach Köln zu begeben.

—Wohlan, sagte der Graf, lassen wir die Feste vorübergehen, die am Donnerstag Abend endigen müssen; am Freitage werden wir Gott danken und am Sonnabend uns auf die Reise begeben.

—Es geschehe nach Eurem Willen, gnädiger Herr, sagte der fahrende Sänger, indem er sich entfernte.

Aber bevor er das Gemach verließ, nahm der Graf Raymund von seinen Schultern eine prachtvolle goldene Kette, die wohl fünf Hundert Livres werth sein konnte, und hing sie ihm um den Hals, denn der Herr Graf war ein eben so prachtliebender als tapferer Fürst, so daß seine Zeitgenossen ihm den Beinamen des Großen gegeben haben, und die Nachwelt ihm den ihm von seinen Zeitgenossen gegebenen Namen gelassen hat.

Und dabei war er noch ein frommer Mann, denn die Feste, deren Ende abzuwarten er von dem fahrenden Sänger verlangte, waren in Nachfolge unseres Herrn Jesus Christus gegeben worden, der an diesem glückseligen Ostertage durch seine Wiederauferstehung die heilige Jungfrau Maria, seine Apostel, seine Evangelisten und seine anderen Jünger wieder tröstete, welche zuvor wegen seiner Leiden traurig und betrübt gewesen waren; es kam daher auch, sagte der Chronikenschreiber, dem wir diese Umstände entlehnen, am Freitage früh durch die Gnade Gottes ein wohlthätiger Regen über ganz Catalonien, Aragonien, das Königreich Valencia und Murcia, der bis an das Ende des Tages dauerte. So hatte die Erde, welche dessen sehr bedurfte, gleichfalls ihren Antheil an der Freude, damit nichts an den Vorbedeutungen einer Regierung fehle, welche eine der erhabensten und glücklichsten wurde, von der die edle Stadt Barcelona das Andenken bewahrt hat.

II.

Der Kämpe.

Kaiser Heinrich IV. von Deutschland war zu jener Zeit einer der unglücklichsten Fürsten, der je auf dem Throne gesessen. Im Jahre 1056 war er im Alter von sechs Jahren seinem Vater Heinrich dem Schwarzen gefolgt, und der Reichstag hatte Agnes von Aquitanien die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten während seiner Minderjährigkeit übertragen, aber die Fürsten und Barone Deutschlands, gedemüthigt, einer fremden Frau zu gehorchen, hatten sich gegen das Reich empört, und Otto, Markgraf von Sachsen, hatte diese Reihe von Bürgerkriegen begonnen, unter denen Heinrich, immer entweder gegen seine Vasallen, oder gegen seine Oheime, oder gegen seinen Sohn gerüstet, sein Leben bald als Kaiser, bald als Flüchtling, heute als Aechtender, morgen als Geächteter hinbringen sollte. Nachdem er den Papst Gregor VII. entsetzt, nachdem er zur Büßung dieser

Ruchlosigkeit im harten Winter mit einem Stocke in der Hand und wie ein Bettler zu Fuß über die Appenninen gegangen war, nachdem er drei Tage lang in dem Hofe des Schlosses von Canossa ohne Kleider, ohne Feuer, ohne Brod gewartet hatte, daß es seiner Heiligkeit gefiele, ihm das Thor zu öffnen, war er endlich von ihm vorgelassen worden, hatte ihm die Füße geküßt und auf das Kreuz geschworen, sich seiner Entscheidung zu unterwerfen. Um diesen Preis hatte ihn der Papst von der Ruchlosigkeit absolvirt; aber nun hatten ihn die lombardischen Großen der Feigheit angeklagt. Von ihnen bedroht, nun auch abgesetzt zu werden, wenn er den schimpflichen Vertrag nicht bräche, dem er sich unterworfen, hatte er ihr Bündniß angenommen; aber während er dieses Bündniß schloß, hatten die deutschen Barone den Kaiser Rudolph von Schwaben erwählt. Heinrich, der als Bittender nach Italien gezogen, war als Krieger nach Deutschland zurückgekehrt, und obgleich er in den Bann erklärt, obgleich sein Nebenbuhler Rudolph von Gregor VII. eine goldene Krone als Zeichen der zeitlichen Einsetzung und eine Bulle erhalten hatte, welche den Fluch des Himmels über seinen Feind herabrief, hatte er ihn doch in der Schlacht bei Gera geschlagen und getödtet. Nun kehrte er als Sieger und wüthend gegen Italien zurück, indem er den Bischof Guibert in seinem Gefolge mit sich führte, den er zum Papst hatte erwählen lassen. Dieses Mal war es an Gregor, zu zittern, denn er durfte nicht mehr Barmherzigkeit erwarten, als er bewilligt hatte; bei seinem Heranziehen hatte er sich daher

auch in Rom eingeschlossen, und als Heinrich vor die Mauern der ewigen Stadt gelangte, fand er einen Abgesandten Gregors, der ihm die Absolution und die Krone anbieten ließ. Heinrich antwortete dadurch, daß er sich Roms bemächtigte. Nun flüchtete sich der Papst in die Engelsburg. Heinrich verfolgte ihn dahin, schloß dieselbe ein, und sicher, daß sein Feind ihm nicht entrinnen könne, setzte er den Gegenpapst Guibert auf den Thron des heiligen Petrus, und empfing aus seiner Hand die kaiserliche Krone. Nun erfuhr er die Nachricht, daß die Sachsen Herman, Grafen von Luxemburg, zum Kaiser erwählt hätten. Heinrich ging wieder über die Appenninen, schlug die Sachsen, unterwarf Thüringen und bemächtigte sich Hermans, dem er erlaubte in einem Winkel des Reiches unbekannt zu leben und zu sterben. Dann kehrte er schnell wieder nach Italien zurück, wo er seinen Sohn Konrad zum römischen Könige erwählen ließ. Da er den Frieden auf dieser Seite gesichert hielt, so kehrte er zurück, um seine Waffen gegen Baiern und einen Theil von Schwaben zu wenden, welche ununterwürfig und widerspänstig geblieben waren. Sein Sohn, den er zum Könige gemacht hatte, und der nach dem Kaiserthrone strebte, empörte sich, erhob Truppen, und ließ seinen Vater ein zweites Mal durch den Papst Urban II. in den Bann erklären. Heinrich berief einen Reichstag nach Aachen, öffnete sein von der Empörung Konrads ganz zerrissenes väterliches Herz, und verlangte, daß Heinrich, sein zweiter Sohn, an der Stelle seines Bruders zum römischen Könige erwählt würde. In einer Sitzung

empfing er eine geheimnißvolle Warnung. Seine Gegenwart war in Köln nothwendig, wo man ihm, wie man sagte, ein wichtiges Geheimniß zu offenbaren hätte. Heinrich verließ den Reichstag. Zwei der edelsten Barone des Reiches, Gunthram von Falkenburg und Walther von Than, erwarteten ihn an dem Thore seines Pallastes. Heinrich lud sie ein mit ihm einzutreten, führte sie in sein Zimmer, und da er ihr Gesicht finster und ernst sah, fragte er sie, warum sie so traurig und sorgenvoll wären.

— Weil die Majestät des Thrones in Gefahr ist, antwortete Gunthram.

Bei diesen Worten erbleichte Heinrich noch mehr, als er bei jeder andern Nachricht erbleicht wäre, die er hätte erfahren können, denn die Kaiserin Praxedes, mit der er sich erst seit zwei Jahren vermählt hatte, und für die er zugleich die Liebe eines Gatten und die eines Vaters hegte, war der einzige Engel, dem er die wenigen Stunden der Ruhe und des Glücks verdankt, welche er im Laufe dieses unglückseligen und verwünschten Lebens genossen hatte, das wir erzählt haben; er bedurfte daher auch eines Augenblickes, um die Kräfte seines Herzens zu sammeln und zu fragen, was sie gethan habe.

— Sie hat Dinge gethan, welche wir für die Ehre des kaiserlichen Thrones nicht dulden können, antwortete Gunthram, und die uns zu Verräthern gegen unsern Herrn machen würden, wenn wir zögerten sie ihm zu sagen.

— Aber was hat sie denn nur gethan? fragte Heinrich ein zweites Mal.

— Sie hat in Eurer Abwesenheit die Liebe eines jungen Hofmannes ermuthigt, erwiederte Gunthram, und zwar so öffentlich, daß wenn Euch jetzt ein Sohn geboren würde, dieses Ereigniß, welches das Volk mit Freude erfüllte, den Adel in Trauer versetzen würde; denn für das Volk ist jeder Herr gut, während der Adel des Reiches, da er der erste von allem Adel ist, nur von dem Sohne eines Kaisers Befehle empfangen kann und will.

Heinrich stützte sich auf die Lehne eines Sessels, um nicht zu fallen, denn er hatte einen Monat zuvor ein Schreiben von der Kaiserin erhalten, in welchem sie ihm mit kindischer Freude meldete, daß sie Hoffnung hätte Mutter zu werden.

— Und was ist aus diesem Ritter geworden? fragte Heinrich.

— Er hat Köln verlassen, wie er gekommen war, plötzlich und ohne daß man weiß, wohin er gegangen ist. Was seine Heimath und seinen Namen anbetrifft, so hat er sie Niemand genannt, aber Ihr könnt die Kaiserin darum fragen, denn wenn irgend Jemand es wissen kann, so weiß sie es.

— Es ist gut, sagte Heinrich, tretet in dieses Zimmer.

Die beiden Herren gehorchten. Nun rief der Kaiser einen Kammerherrn, und gab ihm den Befehl, die Kaiserin kommen zu lassen. Als er hierauf allein geblieben, versagten diesem Auserkorenen des Unglückes, der so viel gelitten hatte, und dem noch so viel zu leiden übrig blieb, die Kräfte den Dienst, und er sank in einen Sessel nie-

der. Er, der ohne zu wanken den Bürgerkrieg, den ausländischen Krieg, den römischen Bann und die Empörung des Sohnes ertragen hatte, fühlte sich jetzt durch einen Zweifel gebrochen. Sein Haupt, das fünf und vierzig Jahre die Krone getragen, und das sich nicht unter dieser Last gebeugt hatte, erschwachte unter der Last eines Argwohnes und neigte sich auf seine Brust, als ob die Hand eines Riesen auf ihm gelastet hätte. Einen Augenblick lang vergaß der Greis Alles, Reich, Krieg, Bann und Empörung, um nur noch an diese Frau zu denken, welche das einzige menschliche Wesen war, dem er sein Vertrauen erhalten, und die ihn noch weit schändlicher als die andern betrogen hätte; eine Thräne floß aus seinen Augen und rollte über seine hohlen Wangen. Der Stab des Unglücks hatte den Felsen so tief getroffen, daß er ihm, gleich dem von Moses, eine verborgene und unbekannte Quelle entlockt hatte.

Die Kaiserin trat ein, ohne zu wissen, welche Ursache Heinrich zurückgeführt hatte, und näherte sich so leichten Schrittes, daß er sie nicht kommen hörte. Sie war eine schöne Tochter des Nordens, mit blauen Augen und schneeweißer Haut, blond und schlank wie eine Jungfrau Holbeins und Overbecks. Sie blieb vor dem Greise stehen, lächelte mit einem züchtigen Erröthen und verneigte sich, um ihn mit einem Kusse zu umarmen, der halb der einer Tochter, halb der einer Gattin war; aber kaum berührten ihre Haare die Stirn des Kaisers, als er erbebte, wie wenn eine Schlange ihn gestochen hätte.

— Was habt Ihr, gnädiger Herr? sagte Praxedes.



—Weib, antwortete der Greis, indem er den Kopf wieder erhob und ihr seine nassen Augen zeigte, Ihr habt mich seit vier Jahren weit schwerere Leiden, als das Kreuz Christi, tragen, und meine kaiserliche Krone sich in eine Dornenkrone verwandeln sehen; Ihr habt den Schweiß von meinen Wangen und das Blut von meiner Stirn rieseln, aber Ihr habt keine Thränen aus meinen Augen fallen sehen. Wohlan! blickt mich an, ich weine jetzt.

—Und warum weint Ihr, mein innigeliebter Herr? antwortete die Kaiserin.

—Weil ich von meinen Völkern verlassen, von meinen Vasallen verstoßen, von meinem Sohne geächtet, von Gott verflucht, auf der ganzen Welt nur noch Euch hatte, und weil Ihr mich verrathen habt.

Praxedes erhob sich bleich und starr wie eine Bildsäule.

—Gnädiger Herr, sagte sie, verzeiht, aber das ist nicht wahr. Ihr seid mein Kaiser und mein Gebieter, und Ihr habt das Recht, mir zu sagen was Ihr wollt; aber wenn jeder andere Mann diese selben Worte wiederholte, so würde ich antworten, daß dieser Mann entweder aus Neid oder aus bösem Willen löge.

—Tretet ein, sagte Heinrich mit starker Stimme, indem er sich nach dem anstoßenden Zimmer umwandte.

Sogleich ging die Thür auf, und Gunthram von Falkenburg und Walther von Than erschienen. Bei ihrem Anblicke erbebte die Kaiserin an allen Gliedern, denn sie hatte dieselben instinctmäßig immer für ihre Feinde gehalten.

Sie schritten langsam und indem sie die Hand ausstreckten auf die andere Seite von dem Sessel des Kaisers.

— Herr, sagten sie, das, was wir gesagt haben, ist wahr, und wir werden es auf die Gefahr unseres Leibes und unserer Seele behaupten, indem wir zwei gegen zwei gegen alle Ritter kämpfen, die es wagen sollten, uns zu widersprechen.

— Hört wohl, was sie sagen, gnädige Frau, antwortete der Kaiser, denn es wird geschehen, wie sie es verlangen, und wißt, daß wenn Ihr binnen hier und einem Jahre und einem Tage keine Ritter gefunden habt, die Euch durch Kampf rechtfertigen, Ihr auf dem großen Markte von Köln vor dem Volke und durch die Fackel des Scharfrichters lebendig verbrannt werden werdet.

— Herr, sagte die Kaiserin, ich bitte Gott, daß er mir zu Hülfe komme, und ich hoffe, daß durch seine Gnade die Wahrheit und die Unschuld erkannt werden wird.

— Dem geschehe so! sagte Heinrich, und indem er Wache rief, ließ er die Kaiserin in einen untern Saal des Schlosses führen, der sehr einem Gefängnisse glich. Und sie war in denselben seit drei Hundert und vier und sechzig Tagen eingesperrt, ohne daß sie trotz der Versprechungen, welche sie gemacht, und der Geschenke, welche sie gelobt hatte, einen einzigen Ritter hatte finden können, der sich für ihre Vertheidigung wappnen wollte, so groß war die Furcht, welche der Ruf ihrer Ankläger einflößte. In dieser Zurückgezogenheit war Praxedes, welche, wie sie es dem Kaiser geschrieben hatte, sich zur Zeit der gegen sie gerichteten Anklage schwanger befand, von

einem Sohne entbunden, und sie nährte mit ihrer Milch und pflegte mit ihren Händen, wie es eine Frau des Volkes gethan hätte, ihr armes, wie sie zur Schande und zum Scheiterhaufen verdammtes Kind. Unter allen ihren Frauen war ihr allein Douce von Provence, welche seit drei Jahren ihre schöne, ganz mit Krieg überzogene Heimath verlassen hatte, um eine Zufluchtsstätte an dem Hofe ihrer Lehnsherrin zu suchen, in ihrem tiefsten Unglücke treu geblieben. Aber es waren nur noch drei Tage bis zum Ablauf der vom Kaiser bewilligten Frist übrig, und sie sah ihren Abgesandten nicht zurückkehren, und sie hörte nicht von ihm sprechen. Sie, welche bis dahin die Kaiserin mit ihrer Hoffnung aufrecht erhalten hatte, sie begann jetzt selbst zu verzweifeln.

Was Heinrich anbelangt, so ließ sich kein Schmerz mit dem seinigen vergleichen. Als Kaiser, als Vater und als Gatte zugleich getroffen, hatte er, um den Zorn Gottes abzuwenden, ein öffentliches Gelübde abgelegt, zu den Kreuzfahrern nach Palästina zu ziehen, und er erwartete diesen Tag, den er selbst für die Hinrichtung der Kaiserin bestimmt hatte, mit eben so grausamem Schmerze, als Praxedes selbst. Er hatte daher auch Alles, politische Interessen und persönliche Angelegenheiten, dem Schutze des Herrn überlassen, und in die abgelegensten Gemächer seines Pallastes in Köln zurückgezogen, wartete er, der kaum noch die Kraft hatte zu warten; denn, wie wir bemerkt, waren dreihundert und vierundsechszig Tage verflossen, und die Sonne war über den dreihundert und fünfundsechszigsten angebrochen.

An diesem Tage, nach der neunten Stunde, und als Heinrich sein Betzimmer verließ, meldete man ihm, daß ein fremder Ritter, der aus einem von Deutschland sehr fernem Lande käme, auf der Stelle mit ihm zu sprechen verlange. Der Greis erbebte; denn auf dem Grunde des Herzens hatte er nicht alle Hoffnung verloren; er befahl, daß er eingeführt würde.

Heinrich empfing den Fremden in demselben Zimmer und auf demselben Sessel sitzend, wo er das Urtheil gegen die Kaiserin erlassen hatte. Der Ritter trat ein und ließ sich auf ein Knie nieder. Nachdem ihm der Kaiser ein Zeichen gegeben wieder aufzustehen, fragte er ihn, welche Ursache ihn herführe.

Herr, sagte der unbekannte Ritter, ich bin ein spanischer Graf; ich habe bei der Frühmette sagen hören, daß die Kaiserin, Eure Gemahlin, von zwei Rittern Eures Hofes angeklagt wäre, und daß, wenn sie in dem Zeitraume von einem Jahre und einem Tage keinen Kämpen gefunden hätte, der sie im Zweikampfe vertheidige, sie vor dem Volke verbrannt werden solle. Nun aber bin ich durch das viele Gute, das ich von ihr habe sagen hören, und durch den unbefleckten Ruf von Tugend, den sie in der Welt hat, aus meinem Lande herbeigezogen worden, um ihre beiden Ankläger zum Kampfe herauszufordern.

— Graf, rief der Kaiser aus, seid willkommen! Gewiß ist es eine große Ehre und ein großer Liebesdienst, den Ihr ihr erzeigt, denn es waren nur noch drei Tage, bis sie nach dem Herkommen des Reiches die Strafe der Ehebrecherin erleiden sollte.

—Herr, erwiederte der Graf, jetzt habe ich eine Gunst von Euch zu verlangen, nämlich mich mit der Kaiserin sprechen zu lassen, denn in dieser Unterredung werde ich zuverlässig erfahren, ob sie unschuldig oder schuldig ist; wenn sie schuldig ist, so werde ich weder mein Leben, noch meine Seele für sie auf das Spiel setzen, seid davon überzeugt; wenn sie aber unschuldig ist, so werde ich, nicht gegen einen, nicht gegen zwei, sondern, wenn es sein muß, gegen alle Ritter Deutschlands kämpfen.

—Es geschehe, wie Ihr es wünscht, denn es ist gerecht, antwortete der Kaiser.

Der unbekannte Ritter verneigte sich und that einige Schritte auf die Thür zu, aber Heinrich rief ihn zurück.

—Herr Graf, sagte er zu ihm, habt Ihr ein Gelübde gethan, mit bedecktem Gesichte zu bleiben?

—Nein, gnädiger Herr, antwortete der Ritter.

—Dann, fuhr der Kaiser fort, erzeigt mir die Gunst, Euren Helm aufzuschlagen, damit ich die Züge dessen in mein Gedächtniß einprägen kann, der sich in solche Gefahr begibt, um meine Ehre zu retten.

Der Ritter nahm seinen Helm ab, und Heinrich erblickte einen braunen und kräftig ausgebildeten Kopf, der aber einem jungen Manne von achtzehn bis zwanzig Jahren anzugehören schien. Der Kaiser blickte ihn einen Augenblick lang schweigend und voll Traurigkeit an, und seufzte dann unwillkürlich bei dem Gedanken, daß Gunthram von Falkenburg und Walther von Than beide in der vollen Kraft des Mannesalters wären.

—Möge Euch Gott in seinen heiligen Schutz neh-

men, Herr Graf, sagte er, denn Ihr scheint mir sehr jung, um das Abenteuer glücklich auszuführen, das Ihr unternommen habt. Ueberlegt daher, denn es ist noch Zeit, Euer Wort zurückzunehmen.

—Laßt mich zu der Kaiserin führen, antwortete der Ritter.

—So geht denn, sagte der Kaiser, indem er ihm seinen Ring reichte, denn hier ist mein Siegel, und vor ihm werden sich alle Thüren öffnen.

—Der Ritter bog abermals ein Knie, küßte die Hand, welche ihm den Ring reichte, steckte ihn an seinen Finger, und nachdem er wieder aufgestanden war, verneigte er sich vor dem Kaiser und verließ das Zimmer.

Wie Heinrich es gesagt, das kaiserliche Siegel öffnete dem unbekannten Ritter alle Thüren, so daß er sich zehn Minuten, nachdem er den Richter verlassen, der Angeklagten gegenüber befand.

Ihr Kind stillend, saß die Kaiserin auf ihrem Bette, und da sie seit langer Zeit keine andern Besuche empfing, als die ihres Kerkermeisters, denn es war ihr verboten, selbst mit ihren Frauen Verbindungen zu haben, so erhob sie nicht einmal den Kopf, als die Thür aufging; nur zog sie in einer Regung angeborener Züchtigkeit ihren Mantel über ihren Busen, indem sie ihren Sohn mit einer langsamen Bewegung der Schultern und einem traurigen und sanftem Gesange einwiegte. Der Ritter betrachtete einen Augenblick lang schweigend dieses beredtsame Bild königlichen Unglückes; als er aber endlich sah, daß die Kaiserin nicht an ihn zu denken schien, sprach er zu ihr:

— Gnädige Frau, wollt Ihr nicht geruhen, die Augen auf einen Mann zu erheben, der Eurem Rufe zu Liebe aus sehr fernem Lande gekommen ist? Ihr seid angeklagt, und ich biete mich an, Euch zu vertheidigen, aber zuvor antwortet mir, wie Ihr Gott antworten würdet, und bedenkt, daß ich bei dem Abenteuer, welches ich unternommen, nicht allein der Kraft meines Armes, sondern auch der Ueberzeugung meines Gewissens bedarf. Im Namen des Himmels, sagt mir die ganze Wahrheit, denn wenn es mir, wie ich hoffe, bewiesen ist, daß ihr unschuldig seid, so schwöre ich Euch bei dem Ritterschlage, den ich empfangen habe, daß Ihr von mir vertheidigt werdet und daß ich im Augenblicke des Kampfes Euch nicht fehlen werde.

— Zuvörderst großen Dank, sagte die Kaiserin, aber darf ich nicht wissen, wem ich die Dinge erzählen werde, die ich zu sagen habe, oder habt Ihr ein Gelübde abgelegt, Euren Namen und Euer Gesicht zu verbergen?

— Mein Gesicht, gnädige Frau, antwortete der Ritter, indem er seinen Helm abnahm, kann von Jedermann gesehen werden, denn wie ich glaube, ist es in dem Reiche sehr unbekannt; was meinen Namen anbetrifft, so ist es etwas anderes; ich habe geschworen, daß er nur Euch bekannt sein sollte.

— Dann nennt ihn mir, erwiederte die Kaiserin.

— Gnädige Frau, fuhr der Ritter fort, ich bin ein spanischer Fürst, den man Raymund Berengar, Grafen von Barcelona nennt.

Bei diesen von Vater auf Sohn so berühmten Na-

men faltete die Kaiserin, welche oft von dem hohen Adel und dem großen Muthe dieser Familie hatte sprechen hören, vergnügt und getröstet die Hände; und den Grafen durch die Wolke von Thränen anblickend, welche ihre schönen Augen verschleierte, sagte sie zu ihm:

— Herr, niemals werde ich im Stande sein Euch nur zum hundertsten Theil zu vergelten, was Ihr heute für mich thut; aber, wie Ihr gesagt, ich muß und ich will Euch Alles entdecken.

„Es ist wahr, daß in Abwesenheit Kaiser Heinrichs ein junger schöner Ritter an den Hof von Köln gekommen ist; aber entweder hatte er seiner Dame oder seinem Könige ein Gelübde gethan, er kam an, ohne seinen Namen zu nennen, und Niemand am ganzen Hofe hat ihn erfahren können, selbst ich nicht; aber man sagte, daß er der Sohn irgend eines Fürsten sei, so prachtliebend und freigebig war er; nun aber ist es ferner wahr, daß ich ihn überall auf meinem Wege antraf, aber immer so ehrerbietig, und sich in einer solchen Entfernung haltend, daß ich nichts dagegen sagen konnte, ohne mir das Ansehen zu geben, als achtete ich besonders auf ihn. Das dauerte so einige Zeit lang, ohne daß der Smaragd-Ritter, (denn da man seinen Namen nicht wußte, nannte man ihn so nach einem kostbaren Ringe, den er am Finger trug,) etwas anderes that als mir zu folgen oder mir überall hin vorauszugehen, wohin ich ging. Es traf sich aber eines Tages, daß ich mit meinen Frauen und den beiden boshaften Rittern, welche mich angeklagt haben,

ausgegangen war, um an dem Ufer des Rheines Vögel zu jagen, und da wir bis nach Lusdorf gekommen waren, ohne Wild anzutreffen, so ereignete es sich, daß erst dort ein Reiher aufstieg und ich meinem Falken die Haube abnahm, der sogleich aufflog. Da es ein Falke von feiner norwegischer Rasse war, so hatte er den Flüchtling bald eingeholt, und ich setzte meinen Zelter in Galopp, um zu dem Todten zu gelangen. Ich war dermaßen vom Eifer fortgerissen, daß mein Pferd über einen kleinen Fluß setzte. Am Ufer angelangt, wagten meine Frauen nicht, denselben Sprung wie ich zu thun, so daß nur Douge mir folgte, weil sie, wie sie sagte, überall hingehen müßte, wohin ich ging. Meine Frauen machten einen langen Umweg, um einen minder steilen Ort zu suchen, und die beiden Ritter folgten ihnen, denn sie ritten auf schweren Pferden, welche nur über einen weit geringern Raum setzen konnten als den, über welchen ich gesetzt war. Wir verfolgten daher unsern Weg, ohne uns um sie zu bekümmern, und als wir an den Ort gelangten, wo die Kämpfenden gefallen waren, schien es uns, als ob wir durch einen bis an den Fluß hinabgehenden Wald einen Reiter auf einem so flüchtigen Pferde fliehen sähen, daß wir nicht wußten, ob es eine Erscheinung sei; außerdem waren wir zu sehr mit der Jagd beschäftigt, um auf etwas anderes zu achten. Wir sprengten gerade auf den Besiegten zu, den wir sich sträuben sahen, während der Sieger ihm bereits das Gehirn verzehrte. Aber wir waren sehr erstaunt, als wir vom Pferde steigend sahen, daß man an den langen Schnabel des Reihers einen golde-

nen Ring mit einem prachtvollen Smaragd gesteckt hatte. Douze und ich blickten einander an, da wir nichts von diesem Abenteuer begriffen, aber wir argwöhnten, daß der Schatten, den wir hatten verschwinden sehen, der des unbekannten Ritters gewesen sei; hierauf nahm ich, und das war, ich gestehe es, ein Unrecht von meiner Seite, aber Ihr kennt die Eitelkeit von uns Frauen genug, ich nahm den Ring, statt ihn in den Fluß zu werfen, wie ich es vielleicht hätte thun sollen, und steckte ihn an meinen Finger, und da in diesem Augenblicke mein Gefolge anlangte, so erzählte ich das, was vorgefallen war, und zeigte den Smaragd. Jeder verwunderte sich über dieses Ereigniß, denn Niemand, ausgenommen die Ritter, dachte nur daran zu argwöhnen, daß ich nicht die Wahrheit sagte; aber Gunthram und Walther lächelten mit einer Miene des Zweifels. Ihnen Erklärungen zu geben, wäre eben so viel gewesen, als ihnen das Recht zuzuerkennen, mich zu beargwöhnen. Ich zog meinen Handschuh an, nahm meinen Falken wieder auf die Faust, und wir setzten unsere Jagd fort, ohne daß uns irgend etwas anderes Außergewöhnliches zustieß. Am folgenden Morgen begegnete ich dem unbekannten Ritter in der Kirche. Meine Augen richteten sich auf seine Hand; er trug seinen Ring nicht mehr. Von diesem Augenblicke an zweifelte ich nicht mehr, daß mein Smaragd der seinige wäre, und ich beschloß, ihm denselben zurückzugeben.

„Das war acht Tage nach dem Kirchweihfeste von Köln; Ihr wißt, wie berühmt dieses Fest durch ganz Deutschland ist; die Minnesänger, die Tänzer und die

Gaukler strömen ihm zu. Unter diesen letzteren befand sich einer, welcher wilde Thiere zeigte, und der, da er in der Berberei gewesen war, von dort einen Löwen und einen Tiger zurückgebracht hatte; er hatte seinen Schauplatz auf dem großen Markt aufgeschlagen, und man konnte diese beiden prachtvollen Thiere von einer zwölf bis fünfzehn Fuß über ihnen aufgerichteten Galerie aus sehen. Ich ging mit allen meinen Frauen hin, und traf dort, wie überall, den geheimnißvollen Fremden, dessen Ring ich am Finger trug. Dieser Augenblick schien mir günstig, um ihm denselben zurückzugeben. Ich zog den Ring von meiner Hand und wollte Dauçe beauftragen, ihm denselben zurückzubringen, als der von seinem Herrn durch einen Lanzenstich gereizte Tiger einen so ungeheuren Sprung that und einen so schrecklichen Schrei ausstieß, daß ich den Ring fallen ließ, der bis in den Käfig des Löwen rollte. Im selben Augenblicke und bevor ich Zeit gehabt hatte ein einziges Wort auszusprechen, war der Ritter mit dem Schwerte in der Hand in dem Circus. Der Tiger blieb einen Augenblick wie erstaunt über eine solche Verwegenheit, dann stürzte er mit einem einzigen Satze auf den Ritter zu. Nun sah man etwas wie eine Art von Blitz, und der Kopf des Ungeheuers rollte mit aufgesperrtem blutigen Rachen nach der einen Seite, während der Körper auf die andere fiel, indem er sich noch gräßlicher Weise mit seinen vier Tatzen auf den Sand stemmte. Der Ritter nahm sein Barret, riß eine Diamantenspange davon, warf sie dem Thierebändiger zu, und indem er hierauf seinen Arm durch die Stangen des Käfigs streckte,

nahm er zwischen den Krallen des Löwens den Ring, den ich hatte fallen lassen, und brachte ihn mir unter dem Jubel der Menge. Da ich aber beschlossen hatte, ihm denselben zurückzugeben, so benutzte ich diese Gelegenheit, und sagte zu ihm: — Nein, Herr Ritter, dieser Ring ist Euch beinahe zu theuer zu stehen gekommen, als daß ich ihn von Euch zurücknehme; behaltet ihn daher als Andenken an mich.

„Das sind die einzigen Worte, welche ich jemals an ihn gerichtet habe, denn, da dieses Abenteuer Aufsehen erregt hatte, so gab ich noch am selben Abende Douge den Auftrag, den Smaragdritter aufzusuchen, und ihn in meinem Namen zu bitten, Köln zu verlassen, was er noch am selben Abend that, ohne daß ich weiß, was seitdem aus ihm geworden ist. Das ist Alles, was zwischen uns vorgefallen ist, Herr Graf, und wenn ich unvorsichtig gewesen bin, so habe ich diese Unvorsichtigkeit mit einem Jahre Gefängniß und einer Todesanklage gebüßt."

Indem er nun sein Schwert zog und den, ein Kreuz bildenden Griff nach der Kaiserin ausstreckte, sagte der Graf:

—Schwört mir auf dieses Schwert, daß Alles, was Ihr mir gesagt habt, die Wahrheit ist, gnädige Frau.

—Ich schwöre es, rief die Kaiserin aus.

—Wohlan! begann der Graf wieder, ich schwöre Euch bei diesem Schwerte, daß Ihr dieses Gefängniß verlassen werdet, in welchem Ihr ein Jahr geblieben seid, und daß Ihr von der Todesanklage, welche auf Euch lastet, rein gewaschen werden sollt.

—Möge Gott Euch erhören! sagte die Kaiserin.

—Und jetzt, fuhr der Graf fort, bitte ich Euch, gnädige Frau, mir zum Zeichen, daß Ihr mich als Euren Ritter annehmt, eines Eurer Geschmeide zu geben.

—Herr Graf, sagte sie, hier ist eine goldene Kette, sie ist der einzige Zeuge, der mir von meiner ehemaligen Macht übrig bleibt; nehmt sie als Beweis, daß ich meine Sache Euren Händen übergebe.

—Großen Dank, gnädige Frau, sagte der Graf. Und nachdem er bei diesen Worten sein Schwert wieder in die Scheide gesteckt und seinen Helm wieder auf seinen Kopf gesetzt hatte, verneigte er sich vor der Gefangenen und kehrte wieder zu dem Kaiser zurück, der ihn voll Bangigkeit erwartete.

—Sire, sagte er zu ihm, ich habe die Frau Kaiserin gesehen. Laßt denen, welche sie beschuldigt haben, wissen, daß sie sich bereit halten, mich entweder gemeinschaftlich oder einzeln zu bekämpfen.

—Herr Graf, antwortete der Kaiser, sie werden Euch einer nach dem andern bekämpfen, denn es soll nicht gesagt sein, daß ein Ritter, der eine so edle Sache vertheidigt, keine edlen Feinde gefunden hätte.

III.

Das Gottes-Urtheil.

Am bestimmten Tage erschien der Graf von Barcelona, welcher den Tag zuvor in Messen und Gebeten zugebracht, an der Thür des Kampfplatzes, auf seinem guten Pferde von Sevilla, das, so fein waren seine Beine und so leicht war sein Gang, weit eher ein Parade- und Jagdpferd schien, als ein Schlachtroß. Er war mit einem von den Mauren von Cordova angefertigtem Panzerhemd von Gold und Stahl angethan, auf dessen Mitte eine Sonne von Diamanten funkelte, die eben so viele Strahlen warf, als ob es Flammen gewesen wären, und trug am Halse die goldene Kette, welche ihm die Kaiserin geschenkt hatte. Er klopfte drei Male an die Schranke, drei Male fragte man ihn, wer er wäre, und jedes Mal antwortete er, indem er sich bekreuzigte, daß er der Streiter Gottes wäre. Beim dritten Male öffnete sich die Pforte, und der Graf von Barcelona wurde auf den Kampfplatz geführt.

Es war eine große eirunde Arena, die ohngefähr nach dem Muster der alterthümlichen Schauplätze errichtet und wie diese mit Stufen umgeben, die jetzt mit Menschen überfüllt waren, so sehr hatte sich der Adel von den Ufern des Rheines beeilt, zu diesem Schauspiele herbeizuströmen. An dem einen Ende derselben saß Heinrich mit den kaiserlichen Gewändern angethan auf einem Throne, während an dem andern sich die Kaiserin schwarz gekleidet und ihr Kind in ihren Armen tragend, in einer Hütte von rohem Zimmerwerk ohne irgend eine Verzierung aufhielt. Auf der andern, dem Eingange des Kampfplatzes gegenüber befindlichen Seite, als Gegenstück zu der Hütte, in welcher die Kaiserin eingeschlossen war, der Scheiterhaufen, auf welchem sie für den Fall verbrannt werden sollte, daß ihr Ritter besiegt würde, und neben dem Scheiterhaufen stand der in einen rothen Rock gekleidete Scharfrichter mit entblößten Beinen und Armen, eine Fackel in der Hand und einem Kohlenbecken zur Seite. Gegen die Mitte des Bogens, welchen der Kampfpatz bildete, erhob sich ein Altar, auf dem sich das heilige Evangelium befand, über das ein Kruzifix gelegt war. Auf der andern Seite stand ein offener Sarg.

Der Graf von Barcelona trat in den Kampfplatz und machte unter Trompetengeschmetter die Runde desselben, was seinen Gegnern meldete, daß der Streiter Gottes auf seinem Posten wäre; hierauf vor dem Kaiser haltend, begrüßte er ihn, indem er die Spitze seiner Lanze bis auf den Boden senkte. Nun zwang er sein Pferd, den Kopf immer nach Heinrich gewandt, stampfend zurückzuweichen,

und in der Mitte angelangt, ließ er ihm nur auf seinen Hinterfüßen eine so geschickte Wendung machen, daß jeder wohl erkannte, was für ein guter und gewandter Reiter es sei. Dann näherte er sich in kurzem Schritte, trotz dem Feuer, welches sein guter Renner zeigte, der Loge der Kaiserin. Dort angelangt sprang er von seinem Pferde, das ebenso regungslos auf dem Kampfplatze blieb, als ob es von Marmor gewesen wäre, ging die Stufen hinauf, welche zu der Angeklagten führten, und um anzudeuten, daß, wenn Jedermann noch irgend einen Zweifel hätte, er von ihrer Unschuld überzeugt wäre, ließ er sich auf ein Knie nieder und fragte sie, ob sie ihn immer noch als ihren Ritter annähme. Die Kaiserin war so erschüttert, daß sie ihm nur dadurch antworten konnte, daß sie die Hand nach ihm ausstreckte. Sogleich schnallte der Graf von Barcelona seinen Helm ab, und küßte ehrerbietig die kaiserliche Hand, welche ihm geboten war; indem er hierauf wieder mit flammenden Augen aufstand, hing er seinen Helm an den Sattelknopf, und schwang sich mit einem einzigen Sprung und ohne sich der Steigbügel zu bedienen, so leicht wieder auf sein Pferd, als ob er nur mit einem einfachen seidenen Wammse bekleidet gewesen wäre. Indem er dem Altare gegenüber und auf der andern Seite des Kampfplatzes den fahrenden Sänger, welcher ihn geholt hatte, zu den Füßen eines schönen jungen und edlen Mädchens erkannte, dachte er, daß dieses junge Mädchen die Erbin des Marquisates von Provence wäre. Er ritt unter dem Zujauchzen der Menge auf sie zu, welche, überrascht über seine Jugend und erstaunt über sein

schönes Gesicht, im Herzen um so glühendere Wünsche für ihn aussprach, als er sehr jung und sehr schwach von Körper schien, um einen Kampf auf Leben und Tod gegen zwei so furchtbare Ritter zu unternehmen.

Vor der Galerie angelangt, auf welcher die schöne Provençalin saß, verneigte er sich bis auf den Hals des Pferdes, so daß seine Haare ihm das Gesicht verschleierten; indem er sich hierauf wieder erhob und den Kopf schüttelte, um sie zu beseitigen, sagte er zu ihr in der Sprache von Languedoc und mit einem Lächeln voll Dankbarkeit.

Edles Fräulein, Tausend Dank Euch für das gute Unternehmen, das ich Euch schulde; denn ohne Euch und Euren Boten würde ich heute in meinem Lande sein und nicht die Gelegenheit gehabt haben, meine Liebe für die Damen und mein Vertrauen zu Gott an den Tag zu legen.

—Edler Herr, antwortete das junge Mädchen in derselben Sprache, alle Dankbarkeit ist auf meiner Seite; denn auf das Wort, das Euch ein armer fahrender Sänger in meinem Namen gegeben hat, seid Ihr über Meere, Flüsse und Berge gegangen und gekommen, so daß ich nicht weiß, wie ich jemals für eine so große Artigkeit dankbar sein kann.

—Es gibt keine so lange Reise noch ein so gefährliches Unternehmen, Fräulein, erwiederte der Graf, das nicht weit über seinen Werth durch ein Lächeln von Euren Lippen und durch einen Blick Eurer Augen belohnt wäre. Wenn Ihr mich daher erschwachen seht Fräulein, so blickt

mich an und lächelt mir zu, und Ihr werdet mir wieder Kraft und Muth geben.

Bei diesen Worten, welche die schöne Marquise erröthen machten, verneigte sich der Graf von Barcelona ein zweites Mal, und da in diesem Augenblicke die Trompeten meldeten, daß man seinem Gegner die Schranken öffnete, setzte er seinen Helm wieder auf, und befand sich in drei Sätzen seines herrlichen Pferdes an dem entgegengesetzten Ende des Kampfplatzes, der Kaiserin und dem Scheiterhaufen gegenüber; der Streiter Gottes war immer so aufgestellt, damit er durch die Winke der Angeklagten ermuthigt werden konnte.

Gunthram von Falkenburg ritt nun gleichfalls ein. Er war mit einer Rüstung von dunkler Farbe angethan, und ritt eines jener schweren deutschen Pferde, welche von homerischer Abkunft scheinen. Ein Knappe trug vor ihm seine Lanze, seine Streitaxt und sein Schwert. An der Thür des Kampfplatzes stieg er ab und schritt auf den Altar zu. Auf den Stufen angelangt, schlug er das Gitter seines Helmes auf, streckte seine entblößte Hand auf das Kruzifix, und schwor bei seiner Taufe, seinem Leben, seiner Seele und seiner Ehre, daß er einen guten und gerechten Streit zu haben glaubte, indem er noch eidlich hinzufügte, daß er weder auf seinem Pferde noch an seinen Waffen, Kräuter, Zauber, Worte, Gebete, Beschwörungen, Bündnisse oder Zauberformeln hätte, deren er sich bedienen wolle. Als er hierauf das Zeichen des Kreuzes gemacht, kniete er zu dem Kopfende des Sarges nieder, um dort sein Gebet zu verrichten.

Der Graf von Barcelona stieg gleichfalls ab, schritt auf den Altar zu, wie es sein Gegner gethan hatte, sprach dieselben Eide aus; und nachdem er gleichfalls das Zeichen des Kreuzes gemacht, kniete er an dem andern Ende des Sarges nieder. In diesem Augenblicke ließ sich das von unsichtbaren Stimmen, welche ein Ruf der Engel schienen, gesungene libera hören. Die Anwesenden knieten jeder auf seinem Platze nieder und wiederholten leise die Sterbegebete. Nur der Scharfrichter blieb stehen, als ob seine Stimme nicht das Recht hätte, sich mit der Stimme der Menschen zu vereinigen, und keine Aussicht, zu den Füßen Gottes zu gelangen.

Bei dem letzten Tone des libera schmetterten die Trompeten von Neuem, die Anwesenden nahmen ihre Plätze wieder ein, und die beiden Streiter zogen sich zurück; indem sie hierauf ihre Pferde umwandten, setzten sie sich wieder auf dem Sattel fest, und schienen einen Augenblick lang zwei Reiterstatuen, so regungslos blieben sie mit ihren ausgelegten Lanzen und ihren Schilden, welche ihnen die ganze Brust deckten. Endlich hörte das Geschmetter der Trompeten auf, der Kaiser erhob sich, streckte seinen Zepter aus und rief mit starker Stimme:

— Voran!

Die Gegner sprengten mit demselben Muthe, aber mit sehr verschiedenem Glücke gegen einander. Von seinem schweren Pferde getragen, durcheilte Gunthram von Falkenburg kaum den dritten Theil der Bahn, während der Graf von Barcelona, in drei Sätzen einen doppelten Raum zurücklegend, an ihm war. Einen Augenblick sah

und hörte man nichts als einen entsetzlichen Stoß, Lanzensplittern, Tausende von Funken, und eine Verwirrung von Menschen und von Pferden; aber fast im selben Momente erhob sich das Schlachtroß Gunthrams wieder ohne Reiter, während die von der Lanze seines Feindes durch und durch durchbohrte Leiche seines Herrn in dem mit Blut gefärbtem Staube liegen blieb. Der Graf von Barcelona eilte sogleich zu dem Pferde seines Gegners, ergriff es bei den Zügeln und zwang es rückwärts schreitend die Schranken des Kampfplatzes mit dem Kreuze zu berühren, was ein Zeichen war, daß, wenn sein Herr wieder aufstände, — er besiegt wäre; aber die Vorsichtsmaßregel war nutzlos; Gunthram von Falkenburg sollte nur noch dereinst auf den Ruf Gottes wieder auferstehen.

In dieser ganzen Menge erschallte nur ein einziger lauter Freudenschrei, denn die heißesten Wünsche waren für den jungen und schönen Ritter. Der Kaiser stand auf und rief: Wohlgetroffen. Douce schwenkte ihren Schleier, die Kaiserin sank auf die Knie.

Nun schritt der Scharfrichter langsam von seiner Erhöhung herab, schnallte den Helm Gunthrams los, den er auf den Kampfplatz warf, schleppte die Leiche bei den Haaren bis an den Sarg, und indem er bis an das äußerste Ende des Kampfplatzes zurückkehrte, stieg er wieder auf seinen Scheiterhaufen.

Sogleich ging der Graf von Barcelona von Neuem den Kaiser, die Kaiserin und die Marquise von Provence zu begrüßen, und als er hierauf an seinen Platz zurückgekehrt war, sagte er mit starker Stimme:

— Mit Eurer Erlaubniß, Herr Kaiser, wollt befehlen, daß Walther von Than gleichfalls eingeführt werde. Und er verließ den Kampfplatz.

— Man führe Walther von Than ein, sagte der Kaiser.

Die Schranke öffnete sich ein zweites Mal, und Walther von Than wurde eingeführt; als er aber Gunthram neben dem Sarge liegen sah, als er erfuhr, daß ein einziger Stoß genügt hätte, um ihn zu Boden zu werfen und ihn zu tödten, so ritt er, statt auf den Altar zuzuschreiten, um den Schwur abzulegen, gerade auf den Kaiser zu, und indem er dort vom Pferde stieg und vor ihm niederkniete, sagte er zu ihm:

— Herr Kaiser, es ist eine vergebene Mühe von Euch gewesen, zu befehlen, daß ich eingeführt würde, denn um nichts auf der Welt würde ich für die Sache kämpfen, der ich mich angenommen hatte; sie ist eine falsche und schlechte, wie es Gott richtig durch sein Urtheil bewiesen hat. Geruht daher, daß ich mich Eurer Gnade, der der Frau Kaiserin und der des unbekannten Ritters, der ein edler Ritter sein muß, anheim stelle; ich erkläre es vor dem ganzen Hofe, denn das, was wir von der Frau Kaiserin gesagt haben, ist falsch, gänzlich falsch, und wir haben es gesagt, weil wir durch die Geschenke und die Versprechungen des Prinzen Heinrich, Eures Sohnes, dazu angetrieben waren, welcher fürchtete, daß Ihr ihn seines Erbes zu Gunsten des Kindes berauben möchtet, das die Frau Kaiserin im ihrem Schooße trug. Noch ein Mal, gnädiger Herr, zu

Gunsten meines Geständnisses bitte ich Euch um Gnade und Vergebung.

—Ihr werdet keine andere Gnade erhalten, antwortete der Kaiser, als die, welche die Kaiserin Euch zu bewilligen geruhen wird; geht daher sie darum zu bitten, denn von ihr allein hängt jetzt Euer Leben und Eure Ehre ab.

Walther von Than stand auf, ging unter dem Murren und Zischen der Menge über den Kampfplatz, und kniete vor der Kaiserin nieder, welche, da sie ihren Sohn zärtlich in ihren Armen hielt, wie eine das Jesuskind liebkosende Madonna erschien.

—Gnädige Frau, sagte er zu ihr, ich komme auf Befehl des Kaisers zu Euch, damit Ihr Erbarmen an mir übet, denn ich habe Euch fälschlicher und unredlicher Weise angeklagt; verfügt daher über mich, wie es Euch beliebt.

—Freund, sagte die Kaiserin, entfernt Euch unbeschadet; ich werde weder Rache an Euch nehmen noch nehmen lassen, denn Gott wird sie wohl nach seinem Gefallen und nach seiner Gerechtigkeit zu nehmen wissen. So geht denn und daß ich Euch niemals wiedersehe.

Der Ritter stand auf und entfernte sich. Seit diesem Tage sah man ihn niemals in Deutschland wieder.

Nun befahl der Kaiser, daß die Schranke dem Sieger wieder geöffnet würde, und da er sah, daß dieser, nachdem er eingetreten, voll Erstaunen seinen Gegner suchte, sagte er zu ihm:

—Herr Ritter, Walther von Than will nicht gegen

Euch kämpfen; er ist zu mir gekommen, indem er mich um Gnade bat, und ich habe ihn an die Kaiserin verwiesen, welche sie ihm in ihrer Freude über die Ehre bewilligt hat, welche Gott und Eure Tapferkeit ihr wiedergegeben.

—Wenn dem so ist, sagte der Graf von Barcelona, so ist Alles gut, und ich verlange nicht mehr.

Nun stieg der Kaiser von seinem Throne, und indem er das Pferd des Siegers beim Zügel nahm, führte er ihn vor die Kaiserin.

—Gnädige Frau, sagte er zu ihr, hier ist der Ritter, der Euch so tapfer vertheidigt hat, er wird Euch eine Hand und ich die andere geben, und wir werden Euch auf meinen Thron führen, auf welchen wir im Angesichte Aller bleiben werden, bis der Leiche Gunthrams von Falkenburg Gerechtigkeit angethan ist.

Die Kaiserin schritt von ihrem Gerüste herab und wollte vor dem Kaiser niederknien; aber er hob sie sogleich wieder auf, und indem er sie zum Beweise, daß er ihr seine ganze Liebe wieder schenke, umarmte, nahm er sie bei einer Hand, und der Graf von Barcelona bei der andern, und führte sie dann nach dem Throne, auf welchen sie sich zu seiner Rechten, der Sieger aber zu seiner Linken setzte.

Als sie alle Drei Platz genommen, schritt der Scharfrichter ein zweites Mal auf den Kampfplatz hinab, näherte sich der Leiche Gunthrams, schnitt ihm mit einem Messer alle Riemen seiner Rüstung durch, welche er ihm Stück

vor Stück ;abriß, und hier- und da auf den Kampfplatz warf, indem er bei jedem Stück derselben ausrief: das ist der Helm eines Schändlichen, das ist der Panzer eines Schändlichen, das ist das Schild eines Schändlichen; endlich, als er ihn gänzlich ausgezogen hatte, führten die beiden Knechte des Scharfrichters ein Pferd mit einer Schleife herbei, dann wurde die Leiche auf diese Schleife gebunden und durch die Straßen von Köln bis nach dem öffentlichen Galgen gezogen, an welchem sie bei den Füßen aufgehängt wurde, und wo jeder die gräßliche Wunde sehen konnte, durch welche seine verfluchte Seele seinen Körper verlassen hatte.

Und Jedermann sagte, daß es wirklich das Urtheil Gottes wäre, denn Niemand vermochte zu begreifen, daß ein so junger und so hübscher Edelmann einen so kampfberühmten Ritter hatte tödten können.

IV.

Schluß.

Der Kaiser und die Kaiserin führten den Ritter nach ihrem Palaste und erwiesen ihm dort große Ehre, indem sie ihn zum Mittagessen zurückhielten und ihm sagten, daß er sie nicht mehr verlassen dürfte; aber am Abend verließ er den Palast, ohne daß ihn Jemand sah, kehrte in sein Wirthshaus zurück, ließ seinem Pferde Hafer geben, und nachdem er seinem Knappen befohlen, sich reisefertig zu machen, brach er in größter Stille auf und ritt die ganze Nacht, um wieder nach seiner Grafschaft Barcelona zurückzukehren, die er mit mehr Ritterlichkeit als Klugheit verlassen, und von der er seit zwei Monaten keine Nachrichten erhalten hatte.

Als aber der folgende Tag anbrach und der Kaiser sah, daß der Ritter nicht nach dem Palaste kam, schickte er einen Ritter nach seinem Gasthofe, um ihm sagen zu lassen, daß er ihn erwarte. Man antwortete dem Boten,

daß der Ritter in der Nacht aufgebrochen sei und daß er in diesem Augenblicke zum mindesten schon zwölf bis fünfzehn Stunden weit von Köln sein müßte. Nun kehrte der Bote zu dem Kaiser zurück und sagte zu ihm: — Herr, der Ritter, welcher für die Frau Kaiserin gekämpft hat, ist heute Nacht aufgebrochen, und man weiß nicht wohin er gegangen ist.

Bei dieser unerwarteten Nachricht wandte sich Heinrich zu der Kaiserin um und sagte mit vor Zorn bebender Stimme zu ihr:

— Gnädige Frau, Ihr habt gehört, was mir dieser Mann berichtet, nämlich daß Euer Ritter heute Nacht Köln verlassen hat, ohne Abschied von uns zu nehmen, was mir sehr mißfällt.

— O! gnädiger Herr, antwortete die Kaiserin, Ihr werdet noch bei weitem mehr erstaunt als erzürnt sein, sobald Ihr wissen werdet, wer dieser Ritter war, denn wie ich vermuthe, wißt Ihr es nicht.

— Nein, erwiederte der Kaiser, er hat mir nichts gesagt, als daß er ein spanischer Graf wäre.

— Herr, dieser Ritter, den Ihr gesehen habt und der sich für mich geschlagen hat, ist der edle Graf von Barcelona, dessen Ruf bereits so groß ist, daß man nicht zu sagen vermöchte, ob sein Ruf oder sein Adel angesehener sei.

— Wie! rief der Kaiser aus, es wäre wahr, daß dieser Ritter Herr Raymund Berengar war. Dann stehe mir Gott bei, gnädige Frau, denn die Krone des Reiches hat niemals eine so große Ehre empfangen, als die, wel-

che ihr heute geworden ist; aber Gott behüte mich! er läßt sie mich theuer durch die Schmach bezahlen, mit der mich eine so schnelle Abreise bedeckt. Deshalb sage ich Euch, gnädige Frau, daß Ihr niemals wieder meine Gnade noch meine Liebe wieder erlangt haben werdet, bis Ihr ihn aufgesucht, ihn gefunden und zurückgeführt habt. Brecht daher so schnell auf, als Ihr vermöget, und daß ich Euch nur mit ihm, oder niemals wiedersehe.

—Es soll geschehen wie Ihr es wünscht, gnädiger Herr, antwortete die Kaiserin, indem sie sich entfernte.

Da sie gesehen hatte, daß der edle Graf von Barcelona nicht unempfindlich gegen die Schönheit der Marquise Douçe von Provence gewesen war, so nahm sie diese mit sich, wohl bedenkend, daß diese die Kette sein dürfte, welche den Flüchtling am sichersten fesseln würde, und indem sie sich, wie es einer Kaiserin geziemt, von Hundert Rittern, Hundert Damen und Hundert Fräulein begleiten ließ, ritt sie so rüstig bei Tag und bei Nacht weiter, daß sie zwei Monate nach ihrer Abreise in der edlen Stadt Barcelona anlangte. Wer sehr erstaunt war, als er erfuhr, daß die Frau Kaiserin von Deutschland in seiner Stadt angekommen wäre, das war, wie man sich vorstellen kann, der Graf. Sobald er sich von der Wahrheit dieser Nachricht überzeugt hatte, stieg er zu Pferde und begab sich in den Gasthof, in welchem sie eingekehrt war. Dort blieb ihm kein Zweifel mehr übrig, denn kaum hatte er sie erblickt, als er auch sogleich diejenige wieder erkannte, für welche er gekämpft hatte Beide

empfanden große Freude sich wieder zu sehen. Nachdem er vor ihr niedergekniet und er ihr die Hand geküßt, fragte sie der Graf höflich, welcher Zufall sie in sein Land geführt habe?

—Herr Graf, antwortete ihm Praxedes, es ist mir verboten zu dem Kaiser, meinem Gatten zurückzukehren, bevor ich Euch nicht mitbringe; denn nur Euer Anblick, dessen er zu früh beraubt worden ist, vermag mir seine Liebe und seine Huld wiederzugeben. Als er erfahren, daß es der edle Graf von Barcelona war, der ihm die Ehre erzeigt, aus so fernem Lande zu kommen, um mich zu vertheidigen, und daß er am selben Abend abgereist sei, erklärte er, daß er keinen Augenblick der Freude bis zu dem Tage haben würde, wo er Euch für die große Ehre gedankt, welche Ihr der Krone des Reiches erwiesen hättet. Deshalb, gnädiger Herr, komme ich zu Euch, nicht mehr als Kaiserin von Deutschland, sondern als Eure Magd, um Euch demüthig zu bitten, mich zum Kaiser zu begleiten, wenn Ihr nemlich wollt, daß ich noch Kaiserin genannt werde.

— Gnädige Frau, antwortete der Graf, Euch steht es zu, zu befehlen, und mir zu gehorchen; ich bin bereit, Euch überall hin zu folgen, wohin Ihr mich führen wollt: verfügt über mich wie über einen Besiegten und einen Gefangenen.

Bei diesen Worten ließ sich der Graf auf ein Knie nieder, und hielt der Kaiserin seine Hände hin, wie als wolle er sie fesseln lassen; als die Kaiserin das sah, nahm sie eine prächtige goldene Kette ab, welche acht Mal ihren

Hals umschlang, und indem sie das eine Ende an der Hand des Grafen von Barcelona befestigte, übergab sie das andere den Händen der Marquise von Provence. Als er sich nun in der Gewalt einer so schönen Wächterin sah, schwor der Graf Raymund, daß er eine so süße Kette weder brechen, noch lösen würde, außer mit Zustimmung der Marquise, welche ihm sogleich Urlaub gab, um Alles zu seiner Abreise vorzubereiten.

Drei Tage nachher brach die Kaiserin von Deutschland von ihren Hundert Rittern, ihren Hundert Damen und ihren Hundert Fräulein begleitet wieder nach Köln auf, den Herrn Grafen mit einer goldenen Kette gefesselt, welche das hübsche Ehrenfräulein hielt, mit sich führend, und sie zogen so durch Roussilon, Languedoc, die Dauphine, die Schweiz und Luxenburg. Wie er es geschworen, löste der Herr Graf seine Kette nur mit der Erlaubniß seines schönen Wächters.

Fünf Stunden weit vor Köln begegnete der Zug dem Kaiser, welcher, als er die Ankunft des Herrn Grafen erfahren hatte, ihm entgegenkam. Als er den tapfern Ritter erblickte, welcher die Ehre seiner geliebten Gattin gerettet hatte, stieg Heinrich vom Pferde; als Raymund Berengar das sah, beeilte er sich es ebenso zu machen, und immer von der Marquise von Provence geführt, schritt er auf den Kaiser zu, der ihn zärtlich umarmte und ihn fragte, welches Geschenk er ihm bewilligen könnte, um ihm für den großen und ehrenvollen Dienst zu danken, den er ihm erwiesen hätte.—

—Herr, antwortet der Graf, ich bitte, daß es Euch

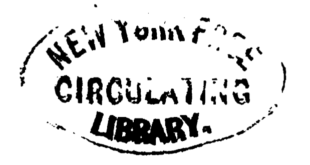
gefalle zu befehlen, daß, wie ich meine Kette ohne die Erlaubniß der Marquise weder brechen noch lösen konnte, sie von heute an dieselbe ohne die meinige weder brechen noch lösen kann, und daß wir auf diese Weise für immer, wenn es Gott gefällt, nicht allein für diese, sondern auch noch für jene Welt gefesselt bleiben.

Douçe von Provence erröthete und wollte sich sträuben; aber sie hing von dem Kaiser ab und sie mußte allem gehorchen, was dieser ihr zu befehlen beliebte.

Der Kaiser aber befahl, daß die Hochzeit in acht Tagen vollzogen werde. Douçe von Provence war eine so getreue Vasallin, daß sie nicht einmal daran dachte, nur eine Stunde Aufschub zu verlangen.

So wurde Raymund Berengar III., der bereits Graf von Barcelona war, Marquis von Provence. —

Ende.



Druck von C. Schumann in Schneeberg.

3.

